non fuisse probarem, so ist ihm das Letztere vollkommen gelungen.

Die quaestio altera handelt vom Leben des Isokrates (Kap. I. S. 42—52), dann von seinen Anlagen und seinem Charakter, seinen Vorzügen und Schwächen in Kap. II und III, im letztern Kapitel insbesondere von seinen Staatsreden und den Absichten, welche er bei ihrer Abfassung verfolgte. Der Verf. weiß im Ganzen nur wenig an Isokrates zu rühmen, er spricht ihm S. 116 f. auch die Vaterlandsliebe ab, etwas, das H. Sauppe in Z. f. Alterthumsw. 1835 S. 405 an ihm echt und groß gefunden hatte. Der Verf. meint dagegen, daß nicht das Vaterland, sondern die eigne Ehre ihm vor Allem lieb gewesen sei. Wenn wir auch diesem Urtheile unsere Zustimmung nicht versagen können, so können wir auf der andern Seite nicht leugnen, daß Isokrates in seinen Reden und in seinem ganzen Streben seinem Vaterlande als echter Athener nützlich zu sein sich bemühte: so ist ihm Vaterlandsliebe nicht fremd, wenn uns gleich ein Mann wie Demosthenes in dieser Rücksicht weit höher stehen muß.

Die dieser Anzeige gesteckten Grenzen erlauben dem Ref. nicht, weiter auf den Inhalt dieses Theiles der Abhandlung einzugehen. Das Latein ist geläufig und fließend, aber eben diese Geläufigkeit ist bisweilen Ursache einer unnöthigen Weitläufigkeit geworden; indessen lies't sich die Abhandlung trotzdem leidlich und verfolgt eine ruhig, sicher fortschreitende Methode. Der erste Theil, dessen Inhalt wir ziemlich vollständig angegeben haben, kann davon Zeugniß ablegen. Auf S. 197 ff. folgen 26 meist dem Inhalte der Abhandlung entnommene Thesen.

Angers

Cosnier et Lachèse, 1858. Recueil de faits

Digitized by Google

pour servir à l'Histoire des Ovaires et des Affections hystériques de la Femme. Par C. Negrier, directeur de l'école de médecine d'Angers. Ouvrage couronné par l'Académie des Sciences. VIII u. 176 S. in gr. Octav.

Negrier war der erste, welcher die von den Eierstöcken im Geschlechtsleben des Weibes vertretene Rolle klar hervorhob und scharf bestimmte. Durch eine Anzahl genauer Beobachtungen wies er schon vor mehr denn 30 Jahren nach: „daß beim reifen Weibe jeden Monat ein Eierstocksbläschen platzt, daß dieses Ereigniß auf einer schnellen Ausdehnung des vollkommen entwickelten Bläschens beruht, daß die Folgen desselben in einer bedeutenden Congestion nach dem ganzen Genitalsysteme und einer Blutung bestehen, welche man Menstruation nennt; daß sich nach jeder Menstruation am Ovarium eine von der Follikelberstung herrührende Narbe bildet, und daß schließlich die Menstruation nie ohne Ruptur eines Follikels eintrete." So formulirt, stellt er diese Sätze auch im vorliegenden Werke auf; gegenwärtig indeß können sie unmöglich in dieser Fassung Geltung behalten. Denn wenn es auch nicht in Frage gestellt werden kann, daß die Menstruation von den periodischen Veränderungen im Eierstocke abhängt, so findet dies Verhältniß doch nicht zwischen Menstruation und Ruptur des Follikels, sondern zwischen ersterer und der Reifung des letzteren und seines Eies Statt. Diese Reifung ist die Ursache der Congestion nach den Genitalien, so wie diese wieder die Ursache der schließlichen Berstung des Follikels und der Blutung aus dem Uterus. Die Menstruation kann deshalb recht wohl eintreten, ohne daß ein Graaf'sches Bläschen berstet und das Ei austritt, was ja durch zahlreiche Beobachtungen genügend be-

Digitized by Google

wiesen ist. Den angegebenen Unterschied zwischen Eireifung und Eiaustritt muß man aber festhalten, weil sonst die größte Verwirrung in den Ansichten über die Bedeutung der Menstruation und über die Gültigkeit der Ovulationstheorie entstehen würde; stellenweise ist sie leider ja schon vorhanden.

Wenn man demnach Negrier's Sätze nicht in vollem Umfange bestehen lassen kann, so bleibt ihm doch das Verdienst, der Begründer der unter den Fortschritten der neueren Physiologie eine so wichtige Stelle einnehmenden Ovulationstheorie zu sein. Im vorliegenden Buche soll letztere durch neue Thatsachen noch fester begründet werden, durch Thatsachen, welche, „obgleich nur von untergeordneter Bedeutung, doch wieder die Basis werthvoller Entdeckungen (?) werden können."

Diese Thatsachen gehören theils der Physiologie, theils der Pathologie der Ovarien an. Die Darstellung jener bildet den ersten, die der letzteren den zweiten Abschnitt des Buches.

Aus dem physiologischen Theile ist Folgendes hervorzuheben: „Die keimbildende Thätigkeit der Eierstöcke dauert um so länger, je voluminöser die Organe sind und je früher ihre Function begonnen." Demnach wird das Weib am längsten geschlechtsreif bleiben, welches es am frühesten geworden ist: eine Ansicht, welche allerdings in Bezug auf den letzten Theil des Satzes mit der gangbaren — daß nämlich der frühe Eintritt der Katamenien ihr frühes Erlöschen bedingt — im Widerspruch steht, für deren Richtigkeit aber manche Umstände sprechen. Sie wurde übrigens schon von Pet. Frank und von Dusourd (Traité pratique de la menstruation etc. 1847) ausgesprochen und erhellt auch aus der von Tilt (On ovarian inflammation etc. 1853) gegebenen Tabelle über die Dauer der Menstruation.

Digitized by Google

Von dieser Thatsache und von der Bedeutung des Eierstocks als wesentlichstes Geschlechtsorgan ausgehend, schildert Verf. den Einfluß einer frühzeitigen und beträchtlichen Entwicklung jenes Organs auf Körper und Geist des Weibes und gibt so die Beschreibung einer Constitution, welche er als »Temperament ovarien« (!) bezeichnet. Die außerordentliche Energie der geschlechtlichen Functionen, die Häufigkeit und Stärke der periodischen Blutung, ihr Eintritt in der Schwangerschaft und gleich nach der Geburt, die beträchtliche Sensibilität der Iliacalgegend zur Katamenialzeit — sind die Erscheinungen dieser Constitution, welche eine erbliche meist sein soll. Es ist nicht zu leugnen, daß sie hin und wieder wirklich existirt und daß die Bekanntschaft mit derselben für den Arzt von Wichtigkeit werden kann, da in gewissen Fällen die Therapie auf sie Rücksicht zu nehmen hat; ein „Eierstockstemperament", welches das Individuum ganz beherrscht, braucht man deshalb aber noch nicht anzunehmen.

Weiter behauptet der Vf., „daß Eireifung und Eilösung alternirend im rechten und linken Ovarium vor sich gehe", und daß dasselbe Organ nie gleichzeitig die Reste des letztgeborstenen Follikels und den am weitesten entwickelten, bei der nächsten Menstruation zum Platzen bestimmten einschlösse. Schon Girwood hatte diesen Satz aufgestellt, der von Raciborsky bekämpft ward. Ich sehe keinen Grund, ihn zurückzuweisen, da ein nutritiver Antagonismus (Virchow) ja gerade in den Sexualapparaten sehr deutlich hervortritt; wenn ein solches Verhältniß zwischen Brüsten und Eierstöcken so sicher ist, so kann man ohne große Schwierigkeit auch zwischen den beiden Ovarien es als vorhanden zulassen. Den vom Verf. für dasselbe beigebrachten Beobachtungen möchte indeß wohl wenig Beweiskraft zuzuschreiben sein.

Digitized by Google

Schließlich stellt Negrier den Satz auf, daß die Befruchtung immer entweder dicht vor Eintritt der menstruellen Blutung oder während derselben oder gleich nach ihrem Aufhören Statt findet. Er bringt eine Reihe von Thatsachen bei, welche für diese Behauptung sprechen; aber beweisend sind auch sie nicht. Die Mysterien der Befruchtung sind noch vollkommen im Dunkeln.

Der zweite Theil des Werkes ist gewissen pathologischen Zuständen der Ovarien gewidmet. Der Verlauf des Geschlechtslebens des Weibes ist vollständig in dem Verhalten seiner Eierstöcke zu erkennen; ihr Volumen, ihre Form, Consistenz, die Zahl der an ihnen sich findenden Narben, die Masse des in ihrem Stroma angehäuften Pigments geben ein Bild von ihrer früheren Thätigkeit. Im Leben sind die verschiedenen Zustände der Keimdrüsen schwer zu erkennen; doch gibt der Verf. zwei Reihen von Symptomen an, welche auf gewisse anatomische Befunde zu schließen erlauben und einer Heilung zugängig sein sollen. Diese Befunde sollen den meisten abnormen Erscheinungen während der Menstruation und dem ganzen Heere der sogenannten hysterischen Beschwerden zu Grunde liegen. Der Uterus verliert nach Negrier den ihm in der Pathologie des Weibes angewiesenen Platz und muß denselben den Eierstöcken einräumen. — Jene beiden Zustände beschreibt der Verf., den einen unter dem Namen »Vésiculite«, den andern unter der Bezeichnung »Ovarie«. Unter den Begriff »Vésiculite« reiht er alle partiellen Entzündungen des Eierstocks, welche aus Ovulationsstörungen hervorgehen; mit dem der »Ovarie« bezeichnet er nicht entzündliche oder nur subinflammatorische (?) und wesentlich sympathische

Digitized by Google

Affectionen, deren Ausgangspunkt entschieden im Ovarium liegt.

Demgemäß gehören zur Vésiculite die Entzündung des Follikels, die seiner Umgebung und die der benachbarten Bauchfellpartien; je nachdem bloß die beiden ersteren oder auch das letzte Leiden existirt, sind verschiedene Grade der Krankheit vorhanden. Letztere verläuft in der Regel sehr schnell, führt rasch zur Eiterung und Abscedirung; der Abscess öffnet sich in die Tube, den Uterus, die Scheide, den Darm, nach außen durch die Bauchdecken oder nach innen in die Bauchhöhle. Nervöse Zufälle sind dabei nicht vorhanden. Ein Drittheil aller Ergriffenen stirbt. — Vergleicht man die Schilderung des Vfs mit der der Oophoritis, wie sie gewöhnlich in den Lehrbüchern der Gynäkologie gegeben wird, so findet man beide vollkommen übereinstimmend; was demnach der Verf. vorbringt, ist nur ein weiterer Beitrag zur Pathologie der Eierstocksentzündung.

Schwieriger ist zu verstehen, was Negrier unter »Ovarie« meint. Es ist dies nach ihm ein unbestimmter, undefinirbarer Zustand des Ovariums, der auf erblicher Anlage beruhen soll, durch große Resistenz der Hülle des Eierstocks gesteigert wird und selten zur Entzündung desselben führt. Local verräth er sich durch Schmerz und Geschwulst im Hypogastrium, seine bedeutendsten Symptome aber sind die vom Nervensysteme ausgehenden: Convulsionen, Bewußtlosigkeit, erotische Delirien ꝛc. — kurz die Erscheinungen hochgradiger Hysterien. Besonders heftig treten diese zur Katamenialzeit ein, in den Pausen ist mehr oder weniger Ruhe vorhanden. Jene allgemeinen Erscheinungen führen bisweilen zum Tode, die localen thun dies nie. Dagegen ist die Affection, weil meist auf übermäßiger Entwicklung des

Digitized by Google

Eierſtocks und auf inveterirten anatomiſchen Veränderungen deſſelben beruhend, oft unheilbar. — Dieſe, mit grellen Farben allerdings geſchilderte »Ovarie« iſt ſomit das, was man ſonſt »Hysterie« nennt; der Verf. hat jene Bezeichnung gewählt, weil nach ihm bei der Hyſterie der Uterus vollſtändig paſſiv, die Ovarien dagegen ſich vollkommen activ verhalten und der Ausgangspunkt der krankhaften Erſcheinungen ſind. Der Verſuch, die Hyſterie auf ein Leiden des Eierſtocks zurückzuführen, iſt nicht neu und noch vor einigen Jahren von Schützenberger gemacht; ich muß gegen denſelben bemerken, daß man jene nervöſen Zufälle nur dann bei Eierſtocksleiden findet, wenn die Kranken früher ſchon Symptome der Hyſterie gezeigt haben. Dies wird auch wohl in den vom Verf. mitgetheilten Krankheitsberichten, in denen allerdings die Ovarien eine Hauptrolle ſpielen, der Fall geweſen ſein, und es dürften dieſelben um ſo weniger für ſeine Hypotheſe beweiſend ſein, als ſie gerade zu dieſem Zwecke ausgewählt zu ſein ſcheinen und die viel größere Anzahl der Fälle von Hyſterie, in welchen die Ovarien ſich ganz paſſiv verhalten, unberückſichtigt geblieben iſt.

O. Spiegelberg.

Paris

Imprimerie imperiale 1859. Mémoires militaires relatifs à la succession d'Espagne sous Louis XIV., extraits de la correspondance de la cour et des généraux, rédigés au dépôt de la guerre, de 1763 à 1788, sous la direction du lieutenant général de Vault, mort en 1790, et publiés avec le concours du ministre de la guerre par le ministre de l'instruction publique.

Digitized by Google

Tome X. 850 S. in Quart. (Collection de documents inédits etc.).

Referent fühlt sich auch dieses Mal gedrungen, mit derselben Klage über die Weitschweifigkeit in der Anlage des vorliegenden Werks zu beginnen, welche er bei der Anzeige früherer Bände hat laut werden lassen. Die Feldzüge der Jahre 1710 und 1711 gehören zu den weniger erheblichen des spanischen Erbfolgekrieges und beschränken sich wesentlich auf Demonstrationen, kleine Ueberfälle, Belagerungen von Festen, deren Eroberung zu keinem Resultate von Wichtigkeit führen konnte. Gleichwohl nimmt die Darstellung derselben einen Raum von nicht weniger als neuntehalbhundert Seiten ein, ohne daß die gleichzeitig Statt findenden diplomatischen Verhandlungen, welche jedenfalls ein ungleich höheres Interesse gewähren, eine einigermaßen genügende Berücksichtigung gefunden hätten. Es darf sonach ein kurzes Referat über den Inhalt der Zusammenstellung, welche die zweijährigen Feldzüge in Flandern, Italien und Deutschland in gesonderten Abtheilungen zum Gegenstande hat, für ausreichend erachtet werden.

Schon im Anfange des Jahres 1710 glaubte man an die nahe bevorstehende Beendigung eines Krieges, der auf allen in denselben verwickelten Mächten mehr oder minder schwer lastete. Namentlich in Holland war die öffentliche Stimmung entschieden für den Frieden und gab es den Gegenstand nachhaltiger Klage ab, daß man nicht schon im Jahre zuvor auf die Anträge Frankreichs eingegangen sei, um den ins Ungeheure wachsenden Ausgaben endlich ein Ziel zu setzen. Aus diesen Gründen und um der wachsenden Unzufriedenheit des Volks zu begegnen, zeigten sich die Generalstaaten

Digitized by Google

ſcheinbar willig, mit Frankreich in Unterhandlung zu treten. Aber die von ihnen ausgeſtellten Vollmachten lauteten ſo ſchwankend und aus dem ganzen Verfahren ihrer Diplomaten trat ſo augenſcheinlich die Abſicht hervor, nur Zeit für neue Rüſtungen zu gewinnen, daß Ludwig XIV. ſich gedrungen fühlte, die zu Gertruydenberg angeknüpften Verhandlungen abzubrechen.

Auch jetzt (1710) ſtellte Frankreich, wie im vorhergehenden Jahre fünf große Heere ins Feld. In Flandern erhielt Villars, am Rhein Harcourt, in der Dauphiné Berwick und im Rouſſillon der Herzog von Noailles den Oberbefehl, während Vendôme ſich nach Spanien begab, um zur Seite Philipps V. die Führung der durch friſche franzöſiſche Regimenter ergänzten Armee zu übernehmen. Das Hauptaugenmerk blieb begreiflich auch dieſes Mal auf Flandern gerichtet, wo Villars mit ziemlich gleichen Kräften den vereinten Heeren von Marlborough und Eugen gegenüberſtand. Geſchah deſſenungeachtet kein Schlag von Bedeutung, ſo ſcheint der Grund vornehmlich in den wiederholten Befehlen von Verſailles zu liegen, ſich in keine Schlacht einzulaſſen, während andrerſeits die Correſpondenzen von Villars hinlänglich ergaben, daß auch dieſer Bedenken trug, mit den ihm untergebenen Regimentern einen entſcheidenden Schritt zn wagen. Er konnte den Fall des ſtarken, mit ungewöhnlichem Aufwande von Koſten neuerdings befeſtigten Douai nicht abwenden; alle ſeine Bemühungen, dem belagerten Aire Entſatz zu bringen, dann die Eroberung des von dem Meiſter Vauban befeſtigten und augenblicklich von deſſen Neffen vertheidigten Béthune zu hintertreiben, ſchlugen fehl, da die Rettung nur durch eine Schlacht hätte bewirkt werden können, dieſe aber dem ſy-

Digitized by Google

stème de la cour nicht zusagte. Sonach sah sich der Marschall genöthigt »de rester tranquille spectateur de la perte des places importantes.« Wiederholte Befehle gaben ihm auf, sich auf die Vertheidigung der Linie von Valenciennes bis zum Meere zu beschränken und den Feind möglichst an der Belagerung von Arras, Cambrai und Hesdin zu hindern.

Marschall Harcourt, welcher seit dem Ende Septembers statt Villars den Oberbefehl des flandrischen Heeres übernommen hatte, richtete seine ganze Aufmerksamkeit zunächst auf die Behauptung von St. Omer, und wenn ihm diese gelang, so mochte der Grund hauptsächlich darin zu suchen sein, daß das durch Krankheiten geschwächte Heer der Verbündeten mit dem ersten Eintreten einer für die Fortsetzung der Operationen ungünstigen Jahreszeit die Winterquartiere bezog.

Schienen schon 1710 Frankreichs Kräfte durch die Aufstellung und Erhaltung von fünf großen Heeren erschöpft zu sein, so mußte man im folgenden Jahre, als es der Ergänzung und Vergrößerung der kriegerischen Rüstung galt, zu den ungewöhnlichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen. Jedes Kirchspiel in Frankreich wurde zunächst zur Zahlung von 75 Frcs angehalten und die auf diesem Wege zusammengebrachte Summe den Inhabern der Compagnien zur Vervollständigung ihrer Mannschaften überwiesen; außerdem aber mußte es eine vorgeschriebene Zahl von Recruten stellen. Dafür wurde freilich den Communen eine angemessene Verminderung der Steuerlast verhießen; aber diese Zusage so wenig verwirklicht, daß sich zu den bisherigen Abgaben bald eine neue gesellte, welche nicht weniger als den zehnten Theil aller Einnahmen in Anspruch nahm. Trotz

Digitized by Google

der solchergestalt erreichten Verstärkung des Heeres, wagten es die französischen Befehlshaber in Flandern nicht, von der Kriegführung des vorangegangenen Jahres abzugehen.

Unter diesen Umständen schien der Tod von Kaiser Joseph I. dem Hof von Versailles die Aussicht auf einen unter günstigen Bedingungen zu erreichenden Frieden zu gewähren. Ueber diesen Gegenstand verbreitet sich ein im Lager bei Oisy 29. April 1711 abgefaßtes, an den König gerichtetes Schreiben von Villars, aus welchem die nachfolgenden Punkte hervorgehoben zu werden verdienen. Der Marschall äußert unverholen seine Freude darüber, daß er bis dahin jeder Versuchung, den Ausgang des Krieges auf die Entscheidung einer großen Schlacht zu verstellen, widerstanden habe, da man zur Zeit mit Gewißheit auf eine Lösung des Bündnisses der Gegner werde rechnen können. Somit werde man mit der Aussicht auf Erfolg dem Erzherzoge Karl dieselben Vorschläge zu einer Ausgleichung wieder vorlegen können, welche einst von seinem Vater aufgestellt seien, des Inhalts, daß Spanien mit seinen Colonien, so wie Flandern, ungeschmälert auf Frankreich übergehen, Italien dagegen an Oestreich fallen und ein enges Schutz- und Trutzbündniß beide Reiche verknüpfen soll. Diesem, zu seiner Zeit vom Minister Stratmann zuerst aufgestellten und dann vom Grafen Kinsky wieder aufgenommenen Project könne man durch die Zusage, durch die Stimmen der Kurfürsten von Baiern, Cöln und Trier die Kaiserwahl des Erzherzogs Karl sichern zu wollen, noch besondern Nachdruck verleihen. Der Erzherzog habe schon längst das Verlangen gehegt, den Kampf in Spanien aufzugeben und werde unstreitig durch den Grafen Starhemberg

für die Annahme der Vorschläge gestimmt werden. Dem werde sich freilich Prinz Eugen, theils wegen seines engen Anschlusses an England und Holland, theils aus Haß gegen Frankreich, aufs nachdrücklichste widersetzen, aber in Zinzendorf, der leicht durch das Zugeständniß persönlicher Vortheile zu gewinnen stehe, einen ebenso zähen Gegner finden. Auf diesem Wege erreiche man die Restauration der Kurfürsten von Cöln und Baiern und könne der Beistimmung von Lothringen, Trier und aller gut katholischen Reichsstände gewiß sein. Natürlich müsse die Verhandlung gleichzeitig an allen betreffenden Stellen geführt und in das tiefste Geheimniß gehüllt werden. »Enfin, Sire, schließt das Schreiben, je ne vois des espérances que d'un changement très-avantageux dans la situation de toutes vos affaires, et nous devons bien louer Dieu que nos ennemis n'aient point voulu la paix depuis deux ans. Votre majesté doit s'applaudir de sa fermeté, souvent ébranlée par la misère de ses peuples; mais il y a des temps où tout doit souffrir, et que ne doivent-ils pas faire pour se garantir d'une invasion?«

Gingen nun auch diese Aussichten nicht in Erfüllung, so schien doch der Eintritt des Interregnums augenblicklich für Frankreich unverkennbare Vortheile zu bieten. Des Kaisers Tod verzögerte das Eintreffen von Marlborough und Eugen in Flandern und vereitelte somit die Ausführung des von ihnen gemeinschaftlich entworfenen Planes für den nächsten Feldzug, welcher auf die Einnahme von Arras und Cambrai und damit auf ein rasches Vordringen in das Herz von Frankreich gerichtet war. Prinz Eugen aber wurde zur Zeit durch die Organisation des Reichsheeres, über welches ihm für die

Dauer des Interregnums der Oberbefehl verliehen war, in Anſpruch genommen und fühlte ſich gleichzeitig verpflichtet, die befreundeten kurfürſtlichen Höfe für die Kaiſerwahl des Erzherzogs Karl zu gewinnen. Doch wußte der Prinz beide Aufgaben mit ſolcher Schnelligkeit und Sicherheit zu erledigen, daß er noch rechtzeitig genug in Flandern eintraf, um wenigſtens im Verein mit dem engliſchen Heerführer die Operationen nach Maßgabe des vergangenen Jahres wieder aufzunehmen. Ihnen gegenüber mußte ſich Marſchall Villars mit der Behauptung ſeiner Stellung begnügen, ohne die Eroberung von Bouchain verhindern zu können. So weit der vorliegende zehnte Band.

Paris

Dalla stamperia imperiale per autorizzazione del Governo 1858. Ramayana poema Sanscrito di Valmici traduzione italiana con note dal testo della scuola Gaudana per Gaspare Gorresio Socio residente della Reale Academia delle Scienze di Torino corrispondente dell' Instituto di Francia ecc. Volume quinto della Traduzione, decimo ed ultimo nella seria dell' opera. XXXV u. 371 S. in Octav.

Chez A. Frank, Libraire, rue de Richelieu, 67, en face de la Bibliothèque impériale 1858. Ramayana poème sanscrit traduit en Français, pour la première fois par Hippolyte Fauche. Youddhakanda (Seconde Livraison) VIe Tome du poème IXe et dernier de la Traduction avec un mot encore sur Homère et la Grèce. LX u. 428 S. in Duodez.

Digitized by Google

Diese beiden Bücher enthalten den Schluß der Werke, welche zuletzt in diesen Anz. 1858. St. 76 S. 751 und 758 besprochen sind. Was über die Uebersetzung dort gesagt ist, gilt auch für diese Schlußbände. Hr Fauche hat seitdem im Sanskrit keine Fortschritte gemacht, wie unter andern seine Noten S. 14; 80; 132; 287; 405 und die ganze wahrhaft lächerliche Uebersetzung zeigen. Es ist unbegreiflich, wie sie bis zu Ende gedruckt zu werden vermochte. Herr Gorresio bricht in der Vorrede gegen Weber eine Lanze für das 3000jährige Alter dieses Epos. Wenn mein Artikel „Indien" in der „Ersch und Gruber'schen Encyklopädie" nicht so gut wie vergraben läge, hätte er daraus (S. 277) ersehen können, daß ich schon vor 20 Jahren dieses Epos höchstens in das 3te Jahrhundert v. Ch. zu setzen wagte. Auf die von Hrn Gorresio geltend gemachten Gründe für ein so hohes Alter näher einzugehen, würde bei dem jetzigen Standpunkt der indischen Philologie Zeit- und Papierverschwendung sein. Ein Appendix theilt Varianten für sämmtliche Kanda's mit.

Als seine nächste Aufgabe kündigt Herr Gorresio die Herausgabe des Uttarakanda an.

Th. Benfey.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1860.

Göttingen

Vandenhöck und Ruprechts Verlag 1859. Kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Dr. Heinr. Aug. Wilh. Meyer. Neunte Abtheilung, die Briefe an die Philipper, Kolosser und an Philemon umfassend. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Wer mit dem exegetischen Werke des Herrn Dr Meyer vertraut ist, der weiß es, daß bisher eine jede neue Auflage jeder besondern Abtheilung, die als eine verbesserte und vermehrte sich ankündigte, es in Wahrheit auch gewesen ist. Als eine solche muß auch die vorliegende zweite Auflage der Br. des Paulus an die Phil., die Kol. und den Philemon der ersten gegenüber, die 1847 und 1848 erschien, angesehen werden.

Alle seit 1847 erschienene einschlägige exegetische, biblisch-theologische und dogmatische Werke und Abhandlungen sind berücksichtigt und benutzt, treffende Aussprüche aus denselben angeführt. Vgl. zu Phil. 2, 8. Ja, ältere exegetische Arbeiten sind reicher

Digitized by Google

ausgebeutet, wie die angeführten Stellen aus Calvin (zu Phil. 1, 9; 4, 8) und Bengel (zu 3, 12; 4, 6) beweisen. Dagegen ist einiger Ballast, der in der ersten A. sich fand, weggeschafft, wie denn mehrere verkehrte Auslegungen von Heinrichs zu Phil. 3, 10, 11, 19 weggeblieben sind, wiewohl noch mehr derartige von andern Exegeten, wie die Auslegung der Stelle 1, 7 von Michael. u. a. fehlen konnten.

Nicht minder stellt diese Auflage in philologischer Beziehung als eine vermehrte sich dar. Es werden lexikalische Bemerkungen gemacht, die in der ersten sich nicht fanden, wie über ὑπερυψοῦν Phil. 2, 9, πολίτευμα 3, 30, μνεῖσθαι 4, 12, ebenso wird in grammatischer Beziehung Einiges hervorgehoben, was für die Auffassung des Sinnes der apostolischen Worte etwas austrägt, wie denn das Perfect ἥγημαι 3, 7, ἐπιλανθάνεσθαι im Unterschiede von λανθάνεσθαι 3, 14, die charakteristische Bedeutung von φθάνειν 3, 16 u. a. betont wird. Sodann sind von sehr vielen Stellen die Belege aus dem Sprachgebrauch des N. T., der Septuag. und der Klassiker vermehrt worden.

Als eine verbesserte erweist sich diese Auflage bereits in der Form. Der Ausdruck ist ebener, an mehreren Stellen genauer, besonders da, wo der Verf. in der ersten Aufl. mißverstanden war; die Fremdwörter, welche in derselben, wie überhaupt in den frühern Auflagen aller Abtheilungen des Werks in einer Ueberfülle sich fanden, sind durch deutsche Ausdrücke ersetzt, ja der Verf. ist in letzterer Beziehung mit wahrhaft eiserner Strenge gegen sich verfahren.

Was aber wichtiger ist, die Auslegung vieler Stellen, wenigstens des Philipperbriefs, ist verbessert worden, indem die frühern entweder ganz geän-

Digitized by Google

dert, oder durch eine neue Begründung sicher gestellt worden.

Ich führe sogleich eine Reihe solcher glücklichen Aenderungen und Zusätze an.

Die Behauptung in A. 1, daß Timotheus nicht als Schreiber Phil. 1, 1 bezeichnet werden solle, begründet A. 2 daraus, daß nach Röm. 16, 22 anzunehmen sei, daß der Schreibende als solcher nicht mit in der Aufschrift erscheine.

1, 19. In A. 1 nahm M. an, τοῦτο sage das Nämliche aus wie ἐν τούτῳ V. 18, das daselbst mit παντὶ τρόπῳ Χ καταγγέλλεται Gesagte. Bei dieser Fassung blieb undenkbar, wie die Verkündigung anderer dem Apostel zum Heile gereichen solle, sofern (V. 20) Chr. durch ihn verherrlicht werde. Mit Recht erklärt M. τοῦτο A. 2 so: „Dieses mein gegenwärtiges Verhältniß, in dem ich zu erfahren habe, daß Chr. nicht bloß redlich, sondern auch vorwandweise und in feindlich gegen mich gerichteter Absicht gepredigt wird."

2, 1. Während A. 1 gesagt war, das zu supplirende ἐστί sei als Vorhandensein bei den Phil. zu denken, nicht in der abstracten Unbestimmtheit: es giebt, so heißt es A. 2, der allgemeine Ausdruck (wenn es giebt) motivire beweglicher und sei nicht durch ein hinzugesetztes: bei euch zu beschränken.

Wenn sodann A. 1 die Worte εἴ τις παράκλησις ἐν Χ übersetzt wurden: „wenn christliche Aufmunterung bei euch zu finden ist", so schien M. zu meinen, diese παράκλησις ginge von den Phil. aus. In A. 2 sagt er dagegen, die παράκλησις werde von Paul. an den Phil. geübt.

Seine Erklärung von 2, 6—11 hat M. nicht aufgegeben, indessen dieselbe deutlicher dargelegt und noch mehr begründet. Er hält an der A. 1 geäußerten richtigen Behauptung fest, daß τὸ εἶναι ἴσα

Digitized by Google

θεῷ mit ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχειν sachlich identisch sei, erklärt sich aber A. 2 genauer: „Paulus scheidet die beiden den nämlichen Zustand darstellenden Begriffe sehr genau und passend, indem er sagt, daß Chr. in seiner göttlichen vormenschlichen Lebensgestalt sich nicht habe beigehen lassen, dieses sein gottgleiches Sein zum Rauben zu gebrauchen. Beides drückt also den nämlichen göttlichen Habitus aus, aber das εἶναι ἴσα θεῷ ist das Allgemeine, welches sich in der göttlichen μορφή als deren Substrat darstellt und ihr zu Grunde liegt, so daß der Begriff der Göttlichkeit durch die zwei Bezeichnungen erschöpft wird." Sodann drückt er seine Auffassung der Worte: οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο τὸ εἶναι ἴσα θεῷ in A. 2 bestimmter aus. „Nicht so sah Chr. die gottgleiche Existenzweise, welche er hatte, an, als solle sie ihm ein Verhältniß des Beutemachens werden, als solle sie ihm hinsichtlich ihrer Thätigkeitsäußerung darin bestehn, daß er fremden Besitz an sich raffte." In der ersten A. war unbestimmt geblieben, was M. unter diesem fremden Besitze — ein Ausdruck, der dort bereits vorkam, — dachte. Bei V. 7 hatte er bemerkt, durch den ἁρπαγμός hätte Chr. andere entleert. Ein bedenklicher Ausspruch! Wer waren die, welche Christus entleeren konnte? Hätte er den Engeln etwas nehmen können? Oder den Menschen? Man kann sich bei jenem Ausdruck nichts Klares denken. In der 2ten A. ist derselbe bei V. 7 weggeblieben und dafür gesagt, durch das ἁρπάζειν hätte Chr. in fremdes Gebiet eingegriffen. Noch deutlicher heißt es bei V. 6: „Hätte der präexistirende Chr., im Begriffe, in die Welt zu kommen — auf diesen bestimmten Zeitpunkt bezieht M. in A. 2 mit Recht den Aor. ἡγήσατο — hätte er damals gedacht: ich will, in die Welt gekommen, vermöge meiner Gott-

Digitized by Google

gleichheit die Macht und Herrſchaft, Reichthum, Luſt und Herrlichkeit der Welt an mich reißen, ſo hätte er das ἁρπαγμὸν ἡγεῖσθαι τὸ εἶναι ἴσα θεῷ gethan, wozu er ſich aber nicht verſtand, ſondern vielmehr zur Selbſtentäußerung." Dies ergibt einen klaren Gedanken. Beſſer wäre es geweſen, M. hätte den leicht mißverſtändlichen Ausdruck, Chriſtus wollte nicht fremden Beſitz an ſich raffen, in der A. 2 ganz weggelaſſen und dafür geſchrieben, Chr. wollte nicht an ſich raffen, was ihm nicht zukam, wenn er die Welt mit Gott verſöhnen wollte. Denn der Ausdruck „fremder Beſitz" veranlaßt immer die Frage, wer denn im Beſitz deſſen war, was Chr. nicht an ſich reißen wollte?

Man durfte vielleicht erwarten, der Verf. wäre auf die Deutung der fraglichen Worte näher eingegangen, welche in unſern Tagen Beifall gefunden hat, und bei der ἁρπαγμός als res arripienda verſtanden wird und der Sinn der ſein ſoll: Chr. ſah das ἴσα εἶναι τῷ θεῷ und ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχειν nicht als etwas an, was er eigenwillig für ſich feſthalten dürfe. Dieſe Erklärung iſt nicht unbeſtreitbar, wie denn beſonders gegen ſie ſpricht, daß der Ausdruck οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο ſehr gezwungen wäre. Aber M. hat dieſelbe nicht entkräftet, wenn er bemerkt, „die Sprachrichtigkeit und genaue pragmatiſche Correlation der von ihm gegebenen Deutung (das οὐχ ἁρπ. ἡγήσ. entſpräche genau dem μὴ τὰ ἑαυτῶν σκοπ. V. 4, ſo wie dem Gegenſatze ἑαυτὸν ἐκένωσε V. 7) ſchließe die herkömmliche Deutung, daß ἁρπαγμός entweder an ſich oder metonymiſch praeda heiße, völlig aus." Auch jene Erklärung iſt nicht ſprachwidrig, da, wie Brückner gezeigt hat, Fälle vorkommen, wo Subſtantiva auf μός die Bedeutung von ſolchen auf μα annehmen, und die Correlation von V. 6 mit V. 4 und

Digitized by Google

7 keineswegs so evident ist, wie M. annimmt, indem der Gedanke in beiden Versen doch seine Verschiedenheit darbietet.

V. 7. Gegen die Verbindung der Worte καὶ σχήματι εὑρεθεὶς ὡς ἄνθρωπος mit V. 8 erhebt M. außer dem A. 1 angeführten Einwande in A. 2 noch diesen, daß ἐταπείνωσεν ἑαυτόν seine Näherbestimmung nachfolgend habe, daher bei jener Verbindung der Gleichbau der beiden von ἑαυτὸν ἐκένωσε und ἐταπείνωσεν ἑαυτόν regierten Aussagen unnöthig gestört werde.

Mit Recht hat M. die Uebersetzung des γενόμενος durch natus verworfen. Aber während er hierfür A. 1 den nicht überzeugenden Grund angibt, daß γενόμενος in jenem Sinne dem parallelen εὑρεθεὶς nicht conform wäre, sagt er A. 2, γενόμενος durch natus zu erklären sei nicht passend, da die Geburt als solche wirklich eine menschliche gewesen, wie sie auch Gal. 4, 4 bezeichnet werden solle.

Der Sinn des καὶ σχήματι εὑρεθεὶς ὡς ἄνθρωπος ist A. 2 noch deutlicher als A. 1 angegeben, indem den Worten der letztern: im Aeußern ward er wie ein Mensch erfunden, noch hinzugesetzt ist: so daß man ihm das göttliche Wesen, die Logosnatur nicht ansah.

V. 9. διό war A. 1 so erklärt: wegen dieses Gehorsams, durch welchen sich Chr. erniedrigte, zur Vergeltung. Genauer und den Grundgedanken des Vorhergehenden schärfer beachtend, sagt A. 2: wegen dieser selbstverleugnenden Entäußerung und gottgehorsamen Erniedrigung zur Vergeltung.

Bei 12 hat der Verf. in A. 2 hervorgehoben, daß die allgemeine Ermahnung in diesem V. im Wesentlichen der 1, 27 gegebenen, mit der Paul. diesen ganzen paränetischen Theil 1, 27—2, 18 anhob, entspricht.

Digitized by Google

Zu ὑπηκούσατε ergänzte A. 1 unrichtig τῷ θεῷ, die zweite mit Recht μου wegen des folgenden μὴ ὡς — ἀπουσίᾳ μου und wegen der ganzen innigen perſönlichen Beziehung, in der Paul. ſeine Ermahnungen 1, 27—2, 18 den Leſern ans Herz lege.

V. 21. Die Worte οἱ πάντες hat der Verf. in A. 2 ſo beſchränkt, daß nur ſolche von Paul. verſtanden ſein könnten, welche derſelbe zu einer Sendung nach Phil. gebrauchen konnte.

V. 27. Während der Verf. in A. 1 das zweite λύπην auf die Banden des Apoſtels bezieht, denkt er A. 2 bei dem Worte zugleich an die Widerwärtigkeiten, die Paul. nach 1, 15, 17, 30 zu leiden hatte.

Nicht minder hat M. Recht, wenn er A. 2 in V. 30 bloß διὰ τὸ ἔργον lieſ't ohne τοῦ Χριστοῦ, welches er A. 1 beibehalten hatte, indem letzteres offenbar eine ſpäter zugefügte Erklärung des ſcheinbar undeutlichen διὰ τὸ ἔργον iſt.

Kap. 3. V. 1. Gegen die Beziehung des τὰ αὐτά auf die Worte χαίρετε ἐν κυρίῳ hat der Vf. außer den A. 1 hervorgehobenen Gründen in A. 2 noch den geltend gemacht, daß eine ſo einfache und natürliche Aufforderung wie die zur Freude, die überdies 4, 4 noch zweimal folgt, die Entſchuldigung der Wiederholung am wenigſten bedurft hätte.

V. 4. In den Worten εἴτις δοκεῖ — μᾶλλον hatte M. in A. 1 δοκεῖν durch erſcheinen überſetzt und behauptet, es gehe nicht auf das eigne Urtheil, ſondern das Urtheil Anderer. Aber das bei ἐγὼ μᾶλλον zu ergänzende δοκῶ macht dieſe Auffaſſung unmöglich, obgleich M. in A. 1 gerade in dieſem δοκῶ eine Beſtätigung derſelben fand. Mit Recht hat er in A. 2 ſie fallen laſſen und überſetzt: wenn Jemand ſich bedünken läßt.

V. 7. Die Worte ταῦτα ἥγημαι διὰ τὸν Χρι-

Digitized by Google

σὸν ζημίαν erklärte M. in A. 1 so: weil es dem auf Christum gerichteten Interesse hinderlich war. Dieses konnte leicht so verstanden werden, als sollte der Sinn der sein, jene genannten Dinge seien für den Apostel ein Schaden gewesen, als sein Interesse auf Christum bereits gerichtet war, während derselbe sie deshalb einen Schaden nennt, weil sie das Interesse für Christum in ihm nicht aufkommen ließen. Deutlicher sagt der Verf. in A. 2: für Schaden hat Paul. jenes erachtet, weil es der Bekehrung zu Christo hinderlich war.

V. 10. In A. 2 betont M., was er A. 1 nicht that, bei den schwierigen Worten τὴν δύναμιν τῆς ἀναστάσεως αὐτοῦ die Voranstellung derselben vor καὶ τὴν κοινωνίαν τῶν παθημάτων αὐτοῦ und bemerkt darüber dieses: Das Erkennen der Kraft, vermöge welcher Paul. in der Auferstehung Christi die beständige göttliche Gewähr seiner Rechtfertigung erfährt, macht ihn fähig, auch in seinem Leiden um des Evangelii willen die Gemeinschaft an den Leiden Christi zu erkennen; diese Erkenntniß ist durch jene bedingt; er hätte sie ohne jene nicht, weil er seinen Glauben als leer und eitel und sich selbst, sofern er leidet, als ἐλεεινότερον πάντων ἀνθρώπων ansehn müßte. Das Hochgefühl, den Kelch zu trinken, ist nicht möglich, wenn man nicht die mächtige Vergewisserung der Rechtfertigung durch die Auferstehung des Herrn im Herzen trägt.

Sodann hatte M. ἡ ἄνω κλῆσις in A. 1 von der dem Paul. insbesondere gewordenen, unmittelbaren Berufung verstanden. Allein in ἄνω kann dieser Sinn nicht liegen. In A. 2 ist diese Deutung auch aufgegeben.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.

Den 26. April 1860.

Göttingen

Schluß der Anzeige: „Kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Dr H. A. W. Meyer. Neunte Abtheilung, die Briefe an die Philipper, Kolosser und an Philemon umfassend. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Kap. 4. V. 1. Mit Recht macht der Verf. hier die Bemerkung, in keinem andern Briefe habe Paulus so wie hier die Ausdrücke der Liebe und des Lobes der Leser gehäuft.

Das *καί* vor *Κλήμεντος* und vor *τῶν λοιπῶν* übersetzte A. 1 durch sowohl als auch, wobei man nicht einsah, weshalb Paul. das erste *καί* nicht sollte weggelassen haben. Richtig übersetzt A. 2: in Gemeinschaft auch mit Klemens.

V. 7. In A. 1 war *εἰρήνη* von dem durch Gott gewirkten Frieden gemeinschaftlicher Einigkeit verstanden. Man wird es allgemein billigen, daß der Verf. in A. 2 diese Deutung aufgegeben und das Wort von dem durch Gott gewirkten Seelenfrieden erklärt hat. Mit Recht sagt er, diese Fas-

Digitized by Google

sung sei hier vom Zusammenhange gefordert durch den Gegensatz von μεριμνᾶτε V. 6, so wie durch das Prädicat ἡ ὑπερέχουσα πάντα νοῦν, welches vom Frieden der Eintracht zu viel und zu Allgemeines aussagen würde, dagegen es zu der innern seligen Ruhe, die Gott wirkt, im Gegensatz zu den μερίμναις, denen der schwache νοῦς für sich unterliegt, trefflich passe.

V. 14. In A. 1 waren die Worte συγκοινωνήσαντές μου τῇ θλίψει übersetzt: indem ihr mit (mir) Theil genommen habt an meiner Drangsal. Diese Uebersetzung war nicht richtig, weil nach derselben Paul. an seiner eignen Drangsal Theil nehmen mußte. Richtig ist A. 2 übersetzt: daß ihr in Gemeinschaft mit mir getreten seid hinsichtlich meiner Drangsal, und bemerkt, der Dat. τῇ θλίψει sei nicht von συγκοινων. regiert, das vielmehr in μου seine Bestimmung habe (mit mir), sondern er sei Dat. der nähern Beziehung.

Bei einer Reihe von Stellen ist die Auslegung in A. 1 in der zweiten unverändert geblieben, während sich gegen dieselbe Bedenken erheben lassen. Die wichtigsten Stellen der Art sind folgende:

1, 1. Der Grund, behauptet M., weshalb Paul. hier die Bischöfe und Diakonen besonders aufführt, müsse in der besondern Veranlassung des Schreibens gesucht werden, da die übermittelte Unterstützung nicht ohne die amtliche Leitung und sonstige Thätigkeit jener Bediensteten zusammen gekommen sein konnte. Aber dies erscheint doch ein wenig gesucht. Natürlicher ist es, mit Calvin anzunehmen, jene seien honoris causa genannt.

Bei V. 2 verweist M. auf seine Erklärung von Röm. 1, 7. Hier bemerkt er: „χάρις καὶ εἰρήνη ist Gnade und Heil. Das specifisch christliche Moment liegt in ἀπὸ θεοῦ πατρός. Die specielle

Digitized by Google

Faſſung von εἰρήνη Friede (der höhere Friede, den nicht die Welt, ſondern das Bewußtſein in der göttlichen Gnade und Liebe gibt) iſt deshalb aufzugeben, weil das χάρις καὶ εἰρήνη das ganz allgemeine χαίρειν vertritt, mithin die Allgemeinheit des Segenswünſchens chriſtlich charakteriſtiſch ausgedrückt iſt." Aber εἰρήνη für Heil zu nehmen, iſt ſprachlich nicht zu begründen. Wenn χάρις ſeinen gewöhnlichen Sinn behält, wie M. zugibt (es ſei die Geſinnung, das in Gott und Chriſto Subjective), weshalb ſoll ihn χάρις nicht behalten? Sodann iſt es nicht ganz genau, wenn χάρις als Geſinnung aufgefaßt wird.

V. 5. „Mit κοινωνία εἰς τὸ εὐαγγ. meint Paul. das liebevolle brüderliche Zuſammenhalten der Leſer unter einander, deſſen Beziehungspunkt das Evangelium war, ſo fern nämlich der Glaube an das Evangelium, die Befolgung und Förderung deſſelben dasjenige war, worauf ſich jene Gemeinſchaft bezog." Dagegen ſpricht: 1. Es wäre an ſich auffallend, wenn der Gegenſtand des Dankes des Apoſtels in jedem Bittgebet für die Phil. die Eintracht derſelben wäre. 2. Gegen dieſe Faſſung ſtreitet 2, 1 ff.; 4, 2 ff. 3. κοινωνία in dem angenommenen Sinne könnte nicht ein ἔργον (V. 6) genannt werden. Die richtige Erklärung iſt die von Theodoret, Beza u. A.: quod evangelii participes facti estis. Das εἰς τὸ εὐαγγέλιον iſt nicht gleich τοῦ εὐαγγ., aber dem Sinne nach ziemlich daſſelbe. Von κοινωνία in dieſem Sinne läßt ſich ſagen, ſie ſei ein ἔργον.

V. 7. χάρις verſteht M. von der göttlichen Gnadenwohlthat, für das Evangelium zu leiden und dabei das Evangelium zu vertheidigen und zu bekräftigen. Aber das allgemein geſagte χάρις geſtat-

Digitized by Google

tet keine solche Einschränkung, weil diese nicht angezeigt ist.

V 12. μᾶλλον soll auf eine Besorgniß der Leser deuten. Aber es ist einfach zu nehmen: mehr als zu erwarten stand.

V. 15. Trotz der Einwendungen Wiesingers hat M. seine Ansicht festgehalten, daß die τινὲς μέν (vgl. V. 17) Antipauliner, judaisirende Prediger sind, nicht etwa Pauliner, die den Apostel persönlich haßten. Es ist nicht überzeugend, wenn M. gegen Wiesinger bemerkt, an Pauliner zu denken, die den Apostel persönlich haßten, ergebe ein an sich unwahrscheinliches Verhältniß. Es ist zu allen Zeiten geschehen, daß Männer von gleichen Anschauungen aus Neid und um des Streites willen (διὰ φθόνον καὶ ἔριν) wider einander auftreten. Warum soll dergleichen nicht in der apostolischen Zeit vorgekommen sein? Dagegen spricht für Wiesingers Ansicht Einiges. Einmal, daß V. 15 und 17 die Motive der Gegner des Paulus rein persönlich erscheinen, wie man aus dem Gegensatz V. 16 sieht. Sodann wäre für die Gemeinde in Phil. anstößig gewesen, wenn Paul. über die judaistischen Irrlehrer in Rom ganz anders spräche, als über die in Philippi Kap. 3. M. behauptet freilich, die Vergleichung von 3, 2 lasse bei den an unsrer Stelle gemeinten Irrlehrern einen geringern Grad antipaulinischer Lehre voraussetzen. Aber wenn dem auch so wäre, so mußten die Phil. dennoch an unsrer Stelle Anstoß nehmen.

Wäre aber M's Ansicht zu verwerfen, so würde noch immer die Frage sein, ob die τινὲς μέν unter den πλείονες V. 14 einbegriffen sind, oder nicht. M. hat auch A. 2 diese Frage verneint; allein mit Unrecht; τινὲς μέν und τινὲς δέ sind Theile der πλείονες. Das καὶ vor διὰ φθόνον und vor δι' εὐδοκίαν zeigt an, daß zu dem Vertrauen auf die

Banden des Apoſtels ein anderes Motiv für die Verkündigung des Evangeliums hinzukam, bei den einen φθ. κ. ἔρ., bei den andern εὐδοκία. M. bemerkt freilich, daß die V. 14 Genannten durch ἐν κυρίῳ πεποιθότας ganz anders bezeichnet würden, als die τινὲς μέν. Aber es iſt wohl zuſammenzudenken, daß ſie auf die Banden des Apoſtels Vertrauen ſetzten, und zugleich φθόνον καὶ ἔριν hegten. Gegen Meyer ſpricht, daß es immer auffallend bliebe, wenn Paulus bei τινὲς δέ, die nach jenem die πλείονες ſind, keine Rückſicht auf das angedeutete Zahlenverhältniß nehmen ſoll, daß am natürlichſten die τινὲς μέν und τινὲς δέ den vorher Genannten ſich ſubſummiren, da das Prädicat V. 14 und 15 denſelben Sinn hat, und daß bei ſeiner Faſſung καί vor εὐδοκίαν nicht zu ſeinem Rechte kommt.

V. 20. Die Worte εἴτε διὰ ζωῆς, εἴτε διὰ θανάτου werden von M. ſo aufgefaßt: „Von jedem der beiden Fälle hofft der Apoſtel, daß der Preis Chriſti dadurch werde vermittelt werden, ſofern durch ſeine leibliche Erhaltung ſein apoſtoliſches Wirken zur Ehre Chriſti fortgeſetzt, durch ſeine leibliche Tödtung aber ſeine Vereinigung mit Chriſto im Himmel eintreten werde, ſo daß er alſo auch durch ſeinen Tod nicht werde zu Schanden gemacht, ſondern durch denſelben Chriſtus mit Freimuth werde geprieſen werden, indem P. um des Gewinnes willen, welchen er durch den Tod erlange (V. 21), mit ungebrochener Freudigkeit zur Ehre Chriſti ſterben werde.“ Aber der Gedanke, daß durch den Tod des Apoſt. ſeine Vereinigung mit Chr. im Himmel Statt finden werde, gehört nicht hierher. Der Gedanke iſt bloß der, den M. am Schluſſe andeutet. Durch ſeinen Tod verherrlicht Paulus Chriſtum. Der Märtyrertod iſt eine Verherrlichung Chriſti,

Digitized by Google

weil Christus durch denselben werth erscheint, das Leben für ihn zu lassen.

V. 21. Die Verbindung ist nicht befriedigend aufgefaßt, wenn M. sagt: „V. 21 ist die Rechtfertigung des vorher gesagten εἴτε διὰ ζωῆς εἴτε διὰ θανάτου: denn mir ist das Leben Christ., d. i. wenn ich am Leben bleibe, so ist mein längeres Leben kein anderes, als ein solches, dessen ganzes Wesen und Element Christ. ist, und das Sterben Gewinn, sofern ich nämlich durch den Tod zu Christo gelange. Welches von beiden also eintreten möge, zum freimüthigen Preise Christi wird es gereichen, ersteres, indem ich zur Ehre Chr. fortwirken, letzteres, indem ich mit freudigem Muthe in der Gewißheit jenes Gewinnes den Tod leiden werde." Aber worin der Nerv der Begründung liegt, „mit freudigem Muthe" ist supplirt. Dies konnte aber nicht fehlen, wenn Paul. so gedacht hätte, wie M. annimmt. Sodann kömmt weder ἐμοί, das mit Nachdruck vorangestellt ist, zu seinem Rechte, noch κέρδος, das eine Steigerung enthält. Die Verbindung ist diese: Ich sage: sei es durch Leben oder Tod, ich setze ohne Bedenken und Scheu den letztern neben das erste, denn mir für mein Theil (ἐμοί) geht das Leben in Chr. auf, und der Tod ist mir sogar Gewinn, also noch lieber, als das Leben.

23. Das δέ ist nicht weiterführend, wie M. will, sondern drückt den Gegensatz aus.

V. 27. „Das Compositum συναθλοῦντες", erklärt M., „geht nicht auf die Gemeinschaft der Phil. selbst, sondern P. denkt sich selbst als Kämpfer V. 30." Aber eben aus V. 30 sieht man, daß der Gedanke, daß P. selber, wie sie kämpfe, erst als neu eintritt. Wäre derselbe schon V. 27 enthalten, so stände V. 30 überflüssig.

Was die Verbindung dieses V. betrifft, so ist

Digitized by Google

derſelbe von M. zu wenig an V. 26 angeſchloſſen, wie doch wegen des μόνον erforderlich iſt.

Den Gedankengang von V. 29 im Verhältniß zu V. 28 faßt M. ſo auf: „Von Gott, ſage ich, rührt es her, daß nur Standhaftigkeit im Leiden, während ſie den Gegnern Verderben anzeigt, euch hingegen eine Anzeigung des Heiles iſt, denn wie große doppelte Begnadigung habt ihr vor euern Widerſachern voraus! Euch iſt die Gnade verliehen, nicht allein an Chr. zu glauben, ſondern auch für ihn zu leiden. In dieſer Gnadenerfahrung, mit der ihr vor jenen bevorzugt ſeid, habt ihr die Bürgſchaft für das καὶ τοῦτο ἀπὸ θεοῦ.“ Aber daraus wird noch nicht deutlich, in wie fern jene doppelte Gnadenerfahrung der Phil. V. 29 ihnen die Bürgſchaft gewährt, daß ihre Standhaftigkeit im Leiden eine Anzeige des Heiles, und zwar von Gottes Seite, ihnen ſei. Die Verbindung der Gedanken iſt, wie mir ſcheint, dieſe. Euch iſt die Gnade verliehen, nicht nur an Chr. zu glauben, ſondern auch für ihn zu leiden. Wenn ihr nun von euern Widerſachern euch nicht ſchrecken laſſet, ſo haltet ihr jene Gnade feſt. Aus dieſem Grunde aber iſt die Unverzagtheit vor euern Widerſachern auch ein Zeichen der σωτηρία. Denn wer die ihm vertraute Gnade feſthält, der hat darin eine ἔνδειξις von Gott, daß er der σωτηρία theilhaft ſein werde.

Ueber das Verhältniß von 2, 1 zu 1, 27 bemerkt der Verf., P. greife auf die ſchon V. 27 gegebene Ermahnung zur Einmüthigkeit zurück, an welche ſich dann V. 3 f. die Ermunterung zur gegenſeitigen Demuth reihe. Genauer iſt wohl zu ſagen — was der Verf. nicht leugnen wird — daß, während vorher die Mahnung zur Eintracht nur ein Nebenmoment in der Mahnung zum Feſtſtehn und zur Unerſchrockenheit bildete, ſie jetzt als ſolche auftritt, und

wenn zuvor von der Einmüthigkeit gegen die Widersacher die Rede war, diese besondere Beziehung nunmehr wegfällt. — Im Einzelnen übersetzt M. *παραμύθιον ἀγάπης* Liebestrost und versteht denselben so, daß er von den Phil. dem Apost. zu Theil werde; *κοινωνία* deutet er von der Gemeinschaft am heil. Geiste, welche die Phil. an Paul. bethätigen, wenn sie seine Freude willig machen. Aber *κοινωνία πνεύμ.* kann so nicht aufgefaßt werden, da in den übrigen drei Motiven das persönliche Verhältniß der Phil. und des Apost. hervortritt; es muß vielmehr als animorum conjunctio verstanden werden. Dann kann aber *παραμύθιον ἀγ.* nicht die Tröstung des Apost. durch die Phil. sein, da sonst erst ein Motiv von dem Verhältniß der Gemeinde zu dem Apost. entlehnt stände (*παραμ. ἀγ.*), danach eins von ihrem gegenseitigen Verhältniß entnommenes (*κοιν. πνεύμ.*), und hierauf eins, das von dem Verhältniß der Leser zu Paul. ausgeht (*σπλ. κ. οἰκτ.*). *Παραμύθιον ἀγ.* muß vielmehr als Thätigkeit des Paul. gedacht und Zureden der Liebe übersetzt werden. — Wenn endlich M. *σπλάγχνα κ. οἰκτιρμοί* auf das Mitleid der Phil. mit der leidensvollen Lage des Apost. bezieht, so ist dieses nach 1, 12 ff. nicht zulässig, wonach P. sich nicht des Mitleids werth erachten konnte. Er will vielmehr andeuten, wie de Wette mit Recht sagt, daß die Uneinigkeit der Leser ihn elend machen würde.

In V. 5 sieht M. bloß eine Bekräftigung der V. 4 enthaltenen Vorschrift durch Chr. Beispiel. Aber Chr. erscheint im Folgenden nicht bloß als Vorbild der Selbstverleugnung V. 4, sondern auch der Demuth V. 3; *ἐταπείνωσε* V. 8 weist auf *ταπεινοφροσύνη* V. 3 zurück.

V. 9. Der Sinn der Worte: *ἐχαρίσατο αὐτῷ ὄνομα τὸ ὑπὲρ πᾶν ὄνομα* soll der sein: Gott

hat durch jene Erhöhung ihm verliehen, daß ſein Name erhabener als jedweder Name ward. So hat er ihm den Namen geſchenkt, der ꝛc. Aber in dieſem Falle müßte am Schluſſe des V. γενέσθαι ſtehen.

V. 12. Der Auffaſſung des ὥστε kann man nicht beiſtimmen. Zwar hat M. mit Recht die Behauptung der 1ſten A. aufgegeben, daß ὑπηκούσατε V. 12 mit γενόμενος ὑπήκοος correlat ſei, da letzteres nur ein Nebenmoment in V. 8 iſt; allein auch noch A. 2 behauptet er, ὥστε folgere aus V. 6—11, aus dem Vorbilde Chriſti, der auf dem Wege der Selbſtverleugnung zu ſo herrlicher Belohnung gelangte. Nun iſt wohl richtig, worauf M. aufmerkſam macht, daß σωτηρία V. 12 der V. 9 geſchilderten Erhöhung Chriſti entſpricht. Aber ὥστε könnte nur dann als Folgerung von 6—11 angeſehn werden, wenn V. 12 ausdrücklich geſagt wäre, die Phil. ſollten ebenfalls auf dem Wege der Selbſtverleugnung (und Demuth) ihr Heil zu Stande bringen. Es iſt vielmehr ὥστε Folgerung aus allen Ermahnungen von 1, 27 an; ἐν τῇ παρουσίᾳ μου und ἐν τῇ ἀπουσίᾳ μου erinnert deutlich an εἴτε ἐλθὼν εἴτε ἀπών 1, 27; σωτηρία an σωτηρία 1, 28.

V. 13 wird als Ermuthigungsgrund von M. angeſehn. Aber ermuthigen wird man nur den, der in Gefahr iſt zu verzagen. In V. 12 aber ſetzt P. in μετὰ φόβου κ. τρόμου nicht Verzagtheit voraus, ſondern er warnt indirect vor fleiſchlicher Sicherheit. Unmöglich kann er gleich darauf Verzagtheit bei den Phil. vorausſetzen. Das Richtige iſt, wie ich glaube, dieſes, daß γάρ das μετὰ φόβ. κ. τρ. begründet. Gott wirkt in uns das Wollen und Vollbringen und befähigt uns dadurch zu dem eignen κατεργάζεσθαι τὴν σωτηρίαν. Daher bringt euer Heil zu Stande mit Furcht, weil im entgegen-

Digitized by Google

gesetzten Fall sein Zorn euch treffen wird, da ihr das, was er in euch gewirkt, nicht angewandt habt.

2, 20. Das ἰσόψυχον übersetzt der Verf.: keinen mir Gleichgesinnten. Wäre das richtig, so müßte in dem Satze ὅστις eine Beziehung auf die Gesinnung des P. enthalten sein. Da dieser Satz aber nur die Gesinnung des Timoth. angibt, da ferner V. 21 im Gegensatz zu der letztern die Gesinnung der Andern, die gegenwärtig bei P. sind, beschreibt, da endlich bei M's Auffassung bei οὐδένα ein ἄλλον ergänzt werden muß, das nicht fehlen durfte, so muß man ἴσος in dem fraglichen Worte auf Timoth. beziehen.

2, 25. In den 3 ersten Prädicaten findet M. eine dreifache Bezeichnung der Amtsgenossenschaft. Aber das erste bezeichnet doch wohl das christliche Bruderverhältniß.

3, 4. Καίπερ ἐγὼ ἔχων πεποίθησιν καὶ ἐν σαρκὶ wird so interpretirt: „Die Zuversicht auf Fleischliches ist als Besitz gedacht, den P., obgleich er keinen Gebrauch davon macht, zur Verfügung habe und wenn es darauf ankomme, geltend machen könne. Es ist ein Haben de jure.“ Aber natürlicher ist doch, mit Theodor v. Mopsv. Chrys. u. a. πεποίθησις als fiduciae argumentum zu nehmen, was sprachlich zulässig ist.

3, 5. Aus den Worten περιτομῇ ὀκταήμερος will M. wegen des μᾶλλον V. 4 schließen, daß die Judaisten, gegen die P. streitet, zum Theil Proselyten waren. Aber es ist unsicher, ob P. mit jedem Prädicate, das er sich beilegt, einen besondern Vorzug vor jenen ausdrücken will. Ungezwungener ist es, die Sache sich so vorzustellen, daß P. Alles hernennt, dessen er sich als fleischlicher Dinge rühmen könne und Alles überschauend findet, daß er

Digitized by Google

ſich mehr zu rühmen vermöge, als irgend ein Anderer.

3, 10. M. behauptet, P. kehre in den Worten τοῦ γνῶναι αὐτόν zu einer nähern Erörterung von τὸ ὑπερέχον τῆς γνώσεως X. zurück. Aber V. 8 iſt in einer andern Beziehung von Erkenntniß Chriſti die Rede, als hier. Dort ſpricht er von der Erkenntniß Chr., die er ſchon hat, auch das ὑπερέχον derſelben iſt ihm bekannt, V. 10 ſpricht er von der Erkenntniß Chr., die er noch nicht hat.

3, 12. Als Object zu ἔλαβον nimmt M. τὸ βραβεῖον V. 14 an, worunter man die Seligkeit des Meſſiasreichs zu verſtehn habe, indem er geltend macht, dieſe Beziehung auf das βραβεῖον werde durch die gleich mit V. 12 eingetretene Vorſtellung des Weltlaufs geboten. Aber Letzteres iſt nicht der Fall, kein Wort von V. 12, weder καταλάβω noch διώκω, führt auf die Vorſtellung des Weltlaufs. Jene Auffaſſung M's erſcheint als unzuläſſig wegen V. 11. Wenn P. als zweifelhaft hinſtellt, ob er zur Auferſtehung der Todten gelangen werde, ſo kann er nicht ſogleich fortfahren: nicht, als ob ich die Seligkeit des Meſſiasreichs (zu der doch die Auferſtehung der Todten gehört) ſchon ergriffen hätte.

3, 16. Die Worte εἰς ὃ ἐφθάσαμεν erklärt M. von der Errungenſchaft im chriſtlichen Leben, welche behauptet und in deren weiterer Entwicklung ſtetig fortgeſchritten werden ſoll. Aber da die Worte dem ἑτέρως φρονεῖν τι V. 15 entgegenſtehn, ſo muß man ſie „von dem Punkte" deuten, „bis zu welchem ſich jenes τοῦτο φρονεῖν (V. 15) bereits verwirklicht hat" (Weiß), von dem bereits erlangten Maaß der richtigen Geſinnung.

3, 18. Gegen die Annahme, daß die Rede des P. nach περιπατοῦσι abgebrochen ſei, ſo daß auf Anlaß der Relativſätze die Modalbeſtimmung von

Digitized by Google

περιπ. unterblieben, erklärt sich der Verf., indem er behauptet: das an sich indifferente περιπ. bedurfte keiner nähern Bestimmung, nicht den Wandel, sondern die Subjecte beschreibt P., so daß aus dieser Personencharakteristik auch die Art ihres περιπ. von selbst sich darstellt. Allein nach dem vorangehenden τοὺς οὕτω περιπ. V. 17 muß man doch eine nähere Bestimmung des περιπατοῦσι V. 18 erwarten und annehmen, daß P. eine solche ursprünglich hat beifügen wollen, und sich inconcinn ausgedrückt hat, wie bei ihm oft der Fall ist.

4, 8. Εἴτις κ. τ. λ. betrachtet M. als Zusammenfassung des Vorhergehenden, ὅσα ἐστὶν ἀληθῆ κ. τ. λ. Aber ὅσα ἐστὶν ἀληθῆ — εὔφημα bezeichnet das sittliche Gut, ἀρετή dagegen die Tugend, welche dasselbe zu erreichen strebt. Zwar gibt es eine Tugend der ἀλήθεια, der σεμνότης u.s.w., aber diese ist mit τὰ ἀληθῆ ꝛc. nicht bezeichnet.

An einigen Stellen hat man Grund, der Erklärung der ersten Aufl. vor der der zweiten den Vorzug zu geben. So 3, 30. Während A. 1 τὸ ἔργον von den Diensten verstanden war, die E. dem P. eifrig geleistet, behauptet A. 2, es sei die Arbeit am Evangelium gemeint. Der Context führt auf das Werk, das dem Epaphr. von den Phil. übertragen war. Dieses war aber das Werk eines λειτουργὸς τῆς χρείας ὑμῶν τοῦ Π. (25), das nicht mit M. auf die Ueberbringung der Geldunterstützung zu beschränken ist, sondern bei der Allgemeinheit des Ausdrucks auch die Dienste umfaßt, die E. dem Paul. in Rom leisten sollte. — Hierher gehört auch 4, 5. In A. 1 sind die Worte ὁ κύριος ἐγγύς auf das Folgende bezogen, in A. 2 auf das Vorhergehende.

Ein Mal ist eine nicht haltbare Auslegung der A. 1 aufgegeben, aber durch eine andere ersetzt, die

Digitized by Google

ebenfalls bestritten werden kann. So hat der Verf. fallen lassen, was er A. 1 behauptet, daß ἐν δέ 3, 14 durch das folgende τὰ μὲν ὀπίσω — ἐπεκτεινόμενος exegetisch bestimmt werde, daher von dem zu supplirenden Verbalbegriff ποιεῖν ποιῶν zur Analyse hinzuzudenken sei. In A. 2 ergänzt M. λογίζομαι und findet das ἐν durch alles Folgende von τὰ μὲν ὀπίσω bis ἐν X. Ἰ. direct ausgesprochen. Aber diese Ergänzung scheitert daran, daß διώκειν εἰς τὸ βραβεῖον kein λογίζεσθαι ist.

K. Gunkel.

Zürich

Verlag von Orell, Füßli und Comp. 1858. Die Sprüche Salomo's, übersetzt und ausgelegt von Dr. Ferdinand Hitzig, Professor der Theologie zu Zürich. 341 S. in Octav.

Das Verhältniß der Sprichwörter zum mosaischen Gesetze bestimmt sich dahin, daß der sich offenbarende Gott im Gesetze als sittlicher Gesetzgeber und Richter erscheint, während derselbe in den Sprichwörtern als vollkommne Weisheit auftritt, und den höchsten Endzweck des menschlichen Lebens zu verwirklichen sucht. Im Gesetze bildet die Idee der sittlichen Ordnung, für welche der Mensch erzogen werden soll, den Mittelpunkt, wogegen in den Sprüchen die wahre Glückseligkeit des Menschen den Grundbegriff ausmacht. Während daher die Religion in dem Gesetze dem Menschen äußerlich gegenübertritt, bewegt sich die Religion in den Sprüchen in dem Innern des Menschen, fassen die Sprüche die Religion vom rein menschlichen Standpunkte aus auf. Deshalb ist in den Sprichwörtern ein wesentlicher Fortschritt nach dem Gesetze in der alttestamentlichen Offenbarung gegeben. Verf. sagt, was der Mensch

Digitized by Google

zu thun habe, ist im Gesetze des Mose enthalten; durch die Gesetzgebung wurde nicht nur das Volk gegründet, sondern auch gleichzeitig in Israel die Weisheit gepflanzt: das Gesetz, Niederschlag des göttlichen Willens, ist die objective Weisheit, und in seiner Befolgung und damit Aneignung besteht die Weisheit des israelitischen Bürgers. Bereden aber und anhalten zur Beobachtung des Gesetzes kann von vorn herein nur die fromme Scheu vor dem Gesetzgeber, und darum ist die Gottesfurcht der Weisheit Anfang und Ausgang. Das ist Alles wahr, trifft aber die Sache nicht, sondern läßt den Fortschritt der Sprüche nach dem Gesetze unbeachtet.

Bleibt dieser Fortschritt unbeachtet, so kann auch das Wesen des alttestamentl. Maschal nicht begriffen werden, welches von keiner geringen Bedeutung ist, da selbst der Gottmensch im Maschal lehrte. Der Maschal, im Herzen des Menschen geboren, ist so recht eigentlich für das menschliche Leben bestimmt. Daher geht der Maschal auf die Auffassung des innern Menschen zurück, und von der Auffassung des innern Menschen aus. Die ideale Auffassung des Menschen geht in der heil. Schrift von der Erbsünde aus. Nach dem Sündenfalle und bei dem allgemeinen göttlichen Strafgerichte der noachischen Fluth, wo die allgemeine Idee des Menschen hervortritt, tritt auch die Lehre von der Erbsünde hervor, die aber nachher zurücktritt, als die Religion anfängt, sich auf den israelitisch-nationalen Standpunkt zu stellen, bis sich in den Sprichwörtern dieser israelitisch-nationale Standpunkt wieder zum allgemeinen menschlichen Standpunkte erweitert. Hier taucht auch die Lehre von der Erbsünde wieder auf, und Kap. 12, 9 heißt es, Niemand könne sagen, daß sein Herz rein, und daß er unbefleckt von Sünde sei. Daran schließt sich der rein menschliche Stand-

Digitized by Google

punkt in der Lehre von der Achtung der Menschenwürde an, in der Achtung der Menschenwürde an dem Armen, daß Gott den Armen, wie den Reichen geschaffen habe, wer dem Armen schenke Gott leihe, wer den Armen drücke, seinen Schöpfer verachte; in der Achtung der Menschenwürde an dem Feinde, daß man sich nicht über das Unglück des Feindes freuen, daß man nicht Böses mit Bösem vergelten, daß man im Gegentheile den Feind durch Wohlthat beschämen solle. Kap. 14, 26. 31. 19, 17. 20, 9. 22, 2. 24, 17. 29. 25, 21. 22. Und von diesem rein menschlichen Standpunkte aus ist dann überhaupt die Sittenlehre der Sprichwörter zu beurtheilen. Zeigt sich das Gesetz, sagt Verf., als ein Werk des kritischen Verstandes, welcher die Erscheinungswelt nach Begriffen sondert, so war auch außerdem der Hebraismus damit beschäftigt, in die formlose Masse der ihn umgebenden Welt Unterschied hineinzubringen, und mit dem geistigen Eigenthum, das er schon besaß, neues hinzuzuerwerben durch Denken nach der Analogie, durch Vergleichung. Neben dem Gesetze schritt er in der Erkenntniß fort an der Hand des Maschal, langsam und bescheiden, in einer andern Richtung, aber seines Gewinnstes sicher. Der Maschal setzt Unbekanntes mit Bekanntem identisch, hebt jenes auf die Stufe des letztern, und da vergleicht das Denken etwas Besonderes mit Besonderm, stellt ein Ding, um welches es ihm zu thun ist, mit einem andern, das da ähnlich sei, zusammen, und erweitert so um das Maaß von diesem seine Erkenntniß des erstern und vertieft seine Einsicht. Auch die arabische Spruchweisheit ermittelt Wahrheiten aus dem Leben für das Leben; allein abgesehen, daß sie gemeinhin an der einzelnen Erfahrung fester haftet, und es weniger versteht, dieselbe zu vergeistigen, zur Allgemeinheit des Gedankens zu erheben, so man-

Digitized by Google

gelt ihr die religiöse Weihe und der allmächtige Zug des Herzens zur Sittlichkeit. Das ist ganz gut gesagt, aber der sittliche Charakter der Sprichwörter wird doch nur scheinbar anerkannt, da der empirische Verstand als Quelle der Moral gesetzt wird.

Das Gesetz sollte in jedem Sabbathjahre am Laubhüttenfeste öffentlich vorgelesen werden. Die Sprichwörter treten in lehrender Form auf, und es entsteht daher von selbst die Frage, ob der Zweck der Spruchsammlungen nicht auch ein öffentlicher gewesen, und die Sprüche zum öffentlichen Unterrichte bestimmt gewesen seien. Verf. redet von dem Zwecke der Spruchsammlungen gar nicht. Da der König Josaphat das Volk durch Leviten im Gesetze unterrichten ließ, und schon David mit dem Gnadenmittel des Sacramentes in den Psalmen das Gnadenmittel des Wortes mit dem Cultus verbunden hatte, so ist gar nicht unwahrscheinlich, daß auch Salomo in den Sprüchen das Gnadenmittel des Wortes mit dem Cultus verband. Diese Frage ist eine der wichtigsten für die geschichtliche Gestaltung des alten Bundes, und durfte mithin nicht unberührt bleiben.

In der Einleitung über die Weisheit im Allgemeinen, Kap. 1—10, wird Kap. 3, 13 die Erklärung, Heil dem Menschen, der Vernunft hervorbringt, יַפְרִיק, heraufholt aus der Tiefe des Innern, verworfen, und die Stelle von dem verstanden, der den Gedanken, welcher in den Dingen ruhe, entkleide, die objective Vernunft herauskriege, indem er Wesen, Grund und Zweck der Dinge erkenne, da doch der Sinn ist, daß die wahre Weisheit die Schätze des innern Seelenlebens wecke, und zum Besten des Menschen zu Tage fördere.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1860.

Zürich

Schluß der Anzeige: „Die Sprüche Salomo's, übersetzt und ausgelegt von Dr F. Hitzig."

K. 3, 31 wird übersetzt: Beneide den Mann der Gewaltthat nicht, und ergrimme ob keinem seiner Wege, muß aber übersetzt werden: Ereifere dich nicht über den Mann der Gewaltthat, und wähle keinen seiner Wege. Wenn es dem Gewaltthäter in der Welt wohl geht, so soll man darüber nicht unzufrieden werden, und noch viel weniger seinem Beispiele folgen. Die Vertauschung der Texteslesart תִּבְחַר mit תִּתְחַר läßt sich nicht rechtfertigen. Kap. 8, 35 wird übersetzt: Wenn einer die Weisheit findet, so lockt er das Wohlwollen Gottes hervor; die letzten Worte müssen aber übersetzt werden: so bringt er (aus seinem Innern) wohlgefällige Gaben hervor, die von Gott herkommen, vom göttlichen Geiste in ihm gewirkt werden.

In den Sprüchen Salomo's, Kap. 10—24, kann Kap. 10, 9 יִוָּדֵעַ nicht „er wird gewitzigt" übersetzt werden, sondern die Stelle lautet: Wandelt einer in

Digitized by Google

Unschuld, so wandelt er ruhig und ungestört; wer aber seine Wege krümmt, dem wird aufgepaßt. Wer in seiner Handlungsweise den verborgenen Schleichweg sucht, erweckt Verdacht. Kap. 10, 18 steht: Man verbirgt den Haß mit falschen Lippen, und wer Verläumdung ausspreugt, ist ein Thor, was heißen soll, daß derjenige, welcher bei seinen Reden seinen Haß gegen den Nächsten verbirgt, ein Heuchler ist, der aber ein Thor, welcher bei seinen Reden seinen Haß gegen den Nächsten laut werden läßt. Beide sind im Herzen gleich schlecht, aber in seinem Betragen ist der Erstere klüger. Gegen diesen einfachen Sinn der Stelle wird die Texteslesart שִׂפְתֵי־קֶשֶׁר mit שִׂפְתֵי־שֶׁקֶר vertauscht, was straffe Lippen bedeuten soll. Kap. 11, 9 heißt es: Der Ruchlose verdirbt mit seinem Munde seinen Nächsten, und durch die Einsicht der Gerechten wird derselbe erhalten. Ein einsichtsvoller Rath rettet den Nächsten aus seiner Noth, aber die Verläumdung des Ruchlosen bringt ihn hinein. Dagegen wird das zweite Glied des Satzes יִבָּרֵאת צַדִּיקִים יֶחֱלָצוּ mit יִבָּרֵאת צַדִּיקִים יֵעָלֵצוּ, und ob dem Unglücke der Gerechten frohlocken sie, vertauscht. Kap. 11, 16 soll die verschiedene Art dargestellt werden, wie man in der Welt zu Ansehn kommt, indem sich das weibliche Geschlecht durch Grazie Achtung erwerbe, der Machthaber aber durch seinen Reichthum. Bei diesem klaren Sinne ist kein Grund da, die Texteslesart עָרִיצִים mit חָרוּצִים, die Fleißigen, zu vertauschen. Kap. 11, 30 lautet: Die Frucht des Gerechten ist der Lebensbaum, aber der Weise fängt Seelen. לֹקֵחַ נְפָשׁ, eine Seele fangen, im guten und übeln Sinne, steht hier im erstern. Der Weise erwirbt Seelen, und damit den Lohn, verlorne Seelen zu retten. Dagegen wird die Texteslesart חָכָם mit חָמָס vertauscht, und das letzte Glied des Ver-

Digitized by Google

ses soll heißen: aber das Leben nimmt Gewaltthat. Kap. 12, 12 lautet: Der Frevler trachtet nach dem Netze der Bösen, aber es gibt eine Wurzel der Gerechten. Der Gerechte steht fest; dagegen hat der Böse im Leben keinen Standpunkt, sondern seine nie gestillte Begierde treibt ihn bald hier, bald dort hin, bis er in das ihm bereitete Netz fällt. Dafür werden die Textesworte חֲמַר רָשָׁע מְצוּד רָעִים mit חֹמֶר רָעִים מְצוּרַת רָשָׁע, zerbröckelnder Lehm ist des Frevlers Hort, vertauscht, und רָעִים terra mollior erklärt. Kap. 12, 18 ist das zweite Glied des Satzes zu übersetzen: Die Gerechtigkeit ist der grade Weg zur Unsterblichkeit, soll aber übersetzt werden: Aber Seitenweg führt zum Tode, wobei נָתִיב unrichtig für Seitenweg genommen und die Textesart אַל־מָוֶת ohne Noth in אֶל מָוֶת verändert wird. Kap. 13, 23: Der Acker der Armen nährt reichlich, aber der in Unrecht erworbene Acker wird ausgezehrt, soll heißen: Ein Großer, welcher den Ertrag von Capitalien verzehrt; doch Mancher wird dahingerafft auf ungerechte Art, wobei die Textesworte רַב־אֹכֶל נִיר רָאשִׁים in רָאשִׁים (Capitalien) רַבאַכְלָנִיב verwandelt werden. Kap. 14, 7 steht: Gehe weg von einem thörichten Manne, und erkunde bei ihm keine einsichtsvollen Lippen. Wenn Jemand vor einem Narren steht, so soll er die Zeit nicht verlieren und warten, bis er ein vernünftiges Wort spricht. Auch hier sieht die Uebersetzung: Alles sich gegenüber hat der thörichte Mann; doch ein Behältniß der Einsicht sind Lippen der Einsicht, dem Texte nicht ähnlich, indem die Textesworte נֶגֶד מִנֶּגֶד לוֹ in כֹּל מִנֶּגֶד לְאִישׁ כְּסִיל וּבַל־יָדַעְתָּ שִׂפְתֵי־דַעַת לְאִישׁ כְּסִיל וּכְלִי־דַעַת שִׂפְתֵי־דַעַת umgeändert werden. Kap. 14, 9 ist zu übersetzen: Der Thor spottet über seine Schuld, aber unter den Gerechten herrscht die Gnade. Wer einmal der Sünde dient,

Digitized by Google

geräth immer mehr in ihre Gewalt; wer sich dagegen im Gnadenstande befindet, wird an Gnade immer reicher. Nach der Uebersetzung: Die Zelte der Thoren werden in Buße verfällt; das Haus der Redlichen wohl gefällt, werden die Textesworte אָהֳלֵי יְלִיץ אֵשׁ וּבֵין יְשָׁרִים רָצוֹן mit אָהֳלֵי אֱוִלִים אֵשׁ וּבֵית יְשָׁרִים רָצוֹן vertauscht. Kap. 14, 24 sagt: Die Zierde der Weisen ist ihr Reichthum, und die Narrheit der Thoren ist Narrheit. Wenn der Weise Reichthum besitzt, so macht er von demselben einen ihn zierenden Gebrauch; besitzt aber ein Thor Reichthum, so wird durch denselben seine Narrheit nur vermehrt. Mit Vertauschung des Textesswortes עָרְמָם mit עָרְעָם, und von אִוֶּלֶת כְּסִילִים mit אִוֶּלֶת כְּסִילִים (Einherprangen, einem im Hebräischen sonst nicht vorkommenden Worte) wird diese Stelle übersetzt: Die Krone der Weisen ist ihre Klugheit; das Prunken der Narren ist trunken. Kap. 15, 26 steht: Böse Gedanken sind vor Gott ein Gräuel, aber reine Worte sind lieblich. Gedanken, die aus einem bösen Herzen kommen, sind ein Gräuel vor Gott; aber Gedanken, die aus einem reinen Herzen kommen, sind Gott und Menschen angenehm. Dagegen wird die Texteslesart טְהֹרִים mit מְטֹלָלִים vertauscht und übersetzt: Ein Gräuel dem Jahve sind, die das Böse sinnen, und hinkleistern liebliche Worte. Kap. 18, 19 heißt es: Ein widerspenstiger Bruder ist schwerer zu überwinden, als eine feste Burg, und Streitigkeiten mit ihm, als ein Palastriegel. Es ist von der Feindschaft unter Brüdern die Rede, wenn die gegenseitige innere Abneigung das natürliche Band überwindet. Dagegen wird die Texteslesart אָח נִפְשָׁע mit אָחוּ פָּשַׁע vertauscht und übersetzt: Sünde sperren ist besser, als eine feste Burg, und Streitigkeiten, so gut wie Palastriegel. Kap. 19, 15: Trägheit läßt in Schlaf

Digitized by Google

fallen, und eine lässige Person hungert, wird die Texteslesart תַּפִּיל תַּרְדֵּמָה mit תְּרָדִים (Mangoldkraut, einem im Hebräischen unbekannten Worte) תַּכְיִל vertauscht, und das erste Satzesglied übersetzt: Faulheit gibt fates Kraut zu essen. Kap. 19, 22 heißt es: Der Wunsch eines Menschen ist seine milde Gabe, und besser ist ein armer, als ein lügenhafter Mann. Man soll die Mildthätigkeit eines Menschen nach seinem Herzen und nicht nach seinen Worten beurtheilen. Dagegen wird das Texteswort תַּאֲוַת mit תְּבוּאַת vertauscht, und das erste Glied des Satzes übersetzt: Das Einkommen eines Menschen ist seine milde Gabe. Kap. 20, 4 steht: Der Faule pflügt im Frühjahre nicht; bettelt er im Sommer, so bekommt er nichts. Dagegen wird im ersten Satzesgliede die Textlesart מִסְּתָו (vom Herbste an, im Herbste, wo der Acker gepflügt und besäet wurde) mit מַחֲרָשׁ (Korb, einem im Hebräischen unbekannten Worte) vertauscht, חָרַשׁ für fertigen genommen und dasselbe übersetzt: Einen Tragkorb verfertigt der Faule nicht. Kap. 21, 20 heißt es: Köstlicher Vorrath und Oel ist in dem Hause des Weisen, aber der Narr von einem Menschen verschlingt ihn. Der Weise denkt nur an den für seine Familie nöthigen Vorrath, der Narr nur an seinen eigenen Genuß. Dagegen wird im ersten Satzesgliede die Texteslesart בִּנְוֵה mit בְּפִי vertauscht und dasselbe übersetzt: Köstlicher Schatz ist in weisem Munde. Kap. 22, 8 steht: Wer Unrecht säet, erntet Unheil, und die Züchtigung seiner Strafe ist vollkommen. Dagegen wird im zweiten Satzesgliede die Texteslesart שֵׁבֶט עֶבְרָתוֹ mit שִׁמְּמוּ עֶבְרָתוֹ vertauscht und dasselbe übersetzt: Und wer seinen Dienst aufgibt, kommt um.

In den Sprüchen Salomo's, gesammelt von den Männern Hiskia's, Kap. 25 — 30, steht Kap. 25,

7: Viel Honig essen, ist nicht gut, aber seine Vortrefflichkeit erforschen, ist vortrefflich. Das erstemal steht Honig im eigentlichen, das zweitemal im uneigentlichen Sinne, von der Weisheit. Dagegen wird das zweite Satzesglied übersetzt: Und Ehre verachten geht über Ehre, und die Texteslesart וְחֵקֶר כְּבוֹד מִכָּבוֹד וְחֵקֶר כְּבוֹדָם כָּבֵד mit vertauscht, wobei חֵקֶר in der Bedeutung von Verachtung genommen wird. Kap. 26, 6 steht: Der begeht Gewaltthat, indem er sich die Füße abschneidet, wer seine Sachen durch die Hand eines Thoren schickt. So lange einer Füße hat, soll er lieber seine Sachen selbst besorgen, als durch einen Narren. שָׁתָה חָמָס, Gewaltthat trinken, üben. Dagegen wird das erste Satzesglied übersetzt: Von der Spitze der Beine Kränkung schluckt, und die Texteslesart מְקֻצֵּה mit מִקְצֵה vertauscht. Kap. 26, 9 heißt es: Der Dorn geht durch die Hand des Trunkenen, und der Spruch durch den Mund des Narren. Wie der Trunkene, um sich aufrecht zu erhalten, einen Dorn faßt, und sich in die Hand sticht, so spricht der Mund des Narren, um sich aufrecht zu erhalten, einen Spruch, verwundet sich aber damit. Bei der Uebersetzung: Gedörn geht auf durch die Hand des Miethlings, und Gewaltherrschaft durch den Mund des Narren, wird die Texteslesart שְׂכִיר mit שָׂכִיר und מָשָׁל mit מֹשֵׁל vertauscht. Kap. 27, 9 lautet: Oel und Räucherwerk erfreuen Jemandes Herz, und Süßigkeit seines Freundes wegen eines Rathes seiner Seele. Ein guter Rath aus einem guten Herzen ist so angenehm, wie Oel und Räucherwerk. Dagegen wird das zweite Satzesglied übersetzt: Aber zerrissen wird von Sorgen die Seele, und die Texteslesart וּמִתַּק רֵעֵהוּ מֵעֲצַת־נָפֶשׁ mit וּמִתְקָרַעַת מֵעֵצָה נָפֶשׁ vertauscht. Kap. 27, 19 steht: Wie Wasser ins Angesicht dem Gesichte gegenüber, so ist

Digitized by Google

das Herz des Menschen dem Menschen gegenüber. Will man ein schmutziges Gesicht in seiner Häßlichkeit sehen, so muß man es einem gewaschenen Gesichte entgegenhalten, und will man ein beschmutztes Herz erkennen, so muß man es einem reinen Herzen gegenüberstellen. Dagegen wird die Textesles-art בְּמַיִם mit מִמַּיִם vertauscht, und der Satz übersetzt: Was ein Mal im Gesichte dem Gesichte, das ist dem Menschen das menschliche Herz. Kap. 28, 2 steht: Bei Abtrünnigkeit eines Landes sind seine Fürsten viele, aber einem einsichtsvollen Manne, der seine Stellung kennt, dauert die Regierung lange. Dagegen wird die Textesles-art יוֹדֵעַ בֵּן יַאֲרִיךְ mit יוֹדֵעַ מְדוֹן יְדַלֵּק vertauscht, und das zweite Satzesglied übersetzt: Aber durch einen Einsichtigen erlischt der Zank. Der folgende Vers sagt: Ein Mann, der arm war, und die Armen bedrückt, ist wie ein Platzregen ohne Brot. Wenn ein unzufriedener Armer zur Herrschaft kommt, so ist er ein Bedrücker der Armen, und seine Reden von Menschenwohl bringen ebenso wenig Segen, als ein den Dünger vom Acker wegschwemmender Platzregen.

Holzhausen.

Erlangen

Verlag von Ferdinand Enke 1860. Palermo und seine Bedeutung als climatischer Curort, mit besonderer Berücksichtigung der allgemeinen climatischen Verhältnisse von Deutschland, Italien, Sicilien, Nord-Afrika und Madeira, von Rudolph Edlen von Vivenot jun., Indigena des Königreichs Ungarn, Doctor der Medicin ꝛc. Mit 46 Tafeln, 3 graphischen Darstellungen und einem Situationsplan von Palermo und dessen Umgebung. XVI u. 190 S. in Octav.

Digitized by Google

In der vortrefflichen Schrift von Ed. Carrière le Climat de l'Italie sous le rapport hygiénique et médical (diese Anzeigen 1850 St. 60), worin die Curorte für Leidende mit Sorgfalt verzeichnet sind, ist von Palermo keine Rede. Um so dankbarer müssen die durch unsern Verf. gelieferten Mittheilungen darüber entgegengenommen werden, da er sich, wie jener, bemühte, einsichtige Beurtheilung mit Gründlichkeit zu verbinden. Die meteorologischen Angaben sind hauptsächlich den ihm zur Benutzung gestatteten Beobachtungen auf der Sternwarte zu Palermo und den Materialien der meteorologischen Anstalt zu Wien entnommen.

Das Klima Palermo's ist, als Seeklima zu den gemäßigten, milden und vorherrschend feuchten zu zählen. Es ist weniger feucht, als das von Venedig und Madeira, jedoch feuchter als das von Rom, Neapel, und Cairo. Die Anzahl der Regentage ist 106, die der regenlosen 259. Die Dauer des Regens erstreckt sich meist von einer auf mehrere Stunden; selten regnet es ganze Tage ununterbrochen fort. Die Morgen sind meistens heiter; die nach und nach aufsteigenden Wolken umziehen die Gebirge, und der Regen fällt am häufigsten zwischen Mittag und 2, 3 Uhr Nachmittags. Die Ursache dieser gegen die Mittagsstunden wachsenden Wolkenbildung wird theils dem durch die Insolation erzeugten aufsteigenden Luftstrome zugeschrieben, theils der Seebrise, welche mit Wasserdünsten beladen des Morgens beginnt und gegen 2 Uhr Nachmittags am stärksten weht.

Ein wesentlicher, ja für empfindliche Lungen nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil des häufigeren Regens während der kälteren Jahreszeit ist der beinahe vollkommene Mangel an Staub im Innern und in der Nähe der Stadt, ein Vorzug, der nur

Digitized by Google

noch Venedig und Madeira, keineswegs aber Nizza, Neapel, Cairo nachgerühmt werden kann.

Die Nordwinde, welche meiſt kühlere Temperatur und Feuchtigkeit bringen, ſind von einem Steigen des Barometers, die warmen und trocknen Südwinde von einem Fallen deſſelben begleitet. Der vorherrſchende Wind iſt der W.S.W. Im Winter ſind bei Tage N.W. und S.W.-Winde, im Sommer N.O.-Winde vorherrſchend. Directer Nordwind zeigt ſich nicht. Die Intenſität des Windes iſt geringer als zu Venedig, Nizza und Neapel.

In der jährlichen Wärmevertheilung findet eine bemerkenswerthe Gleichmäßigkeit Statt. Auch iſt die Differenz zwiſchen der Tag- und Nachttemperatur keine bedeutende.

Der Winter iſt viel milder und kürzer als in allen anderen ihres Klima's halber empfohlenen Curorten Italiens, namentlich in denen längs der Geſtade des Mittelmeers.

Palermo habe die größte Gleichmäßigkeit der Temperatur und biete die geringſten monatlichen und täglichen Wärmeſchwankungen dar; es werde zwar in Bezug auf Gleichmäßigkeit in der jährlichen Wärmevertheilung von Madeira übertroffen, komme aber in ſeinen täglichen Temperatur-Schwankungen demſelben gleich. Daher wird es als Aufenthalt für Kranke im Allgemeinen vom November bis Mai empfohlen, im Beſondern für ſolche, bei welchen die Reſpirationsorgane afficirt, die reizbar, erregbar, zu Congeſtivzuſtänden geneigt ſind, deren Auswurf nur ſpärlich und mühſam erfolgt. Es ſei ein Heilort für chroniſchen Bronchialkatarrh, ohne und mit Lungentuberculoſe, zumal wenn letztere erſt im Entwicklungsſtadium begriffen ſei; wenn ſie einen langſamen Verlauf zeige, wenn die Ablagerungen noch keine große Ausdehnung gewonnen, wenn noch keine

Digitized by Google

auffallenden Veränderungen in dem Allgemeinbefinden des Kranken, keine remittirenden (hektischen) Fieber und Diarrhöen, keine bedeutende Abmagerung und Abnahme der Kräfte beobachtet würden. Dann auch für chronische Laryngitis, an Emphysem, Gicht, Rheumatismen, Scropheln Leidende.

Als außerordentliche Vorzüge dieses Aufenthaltortes werden die erleichterten und schönen Spaziergänge gepriesen. Der Verf. sagt darüber: „Ein Punkt, in welchem kaum ein anderer Ort Palermo zur Seite gestellt werden kann, ist die seltene Mannichfaltigkeit und Nähe der schönsten und für Kranke möglichst vortheilhaft gelegenen und bequem eingerichteten, größtentheils eben fortlaufenden Spaziergänge. Darin übertrifft es in nicht geringem Maße das zwar auch an Naturschönheiten reiche Madeira, dessen größter Nachtheil jedoch in der Unebenheit und Steilheit seiner sämmtlichen Wege besteht. Venedig besitzt außer dem Marcus-Platz und der Riva di Schiavoni, Pisa außer dem Quai längs des Arno, Rom außer dem Monte Pincio, Neapel außer der, an der belebtesten Fahrstraße, an der Chiaja gelegenen, und mit deren Staubatmosphäre übersättigten Villa-Reale, gar keinen nahen, oder nur annäherungsweise für Kranke geeigneten Spaziergang: Palermo hingegen bietet deren unzählige, nahe und ferne, belebte und einsame."

Zur Wohnung werden angerathen die Villen, vorzugsweise in der sogenannten Olivuzza, einem Orte, der vom Meere entfernter und tiefer als die Stadt liegt, daher auch den Winden noch weniger ausgesetzt ist, und von den Gasthäusern das Hôtel de France.

Unter den mannichfachen interessanten Notizen verdienen als wenig gekannt hervorgehoben zu werden: Von den zahlreichen, hauptsächlich in der Toledo-Straße befindlichen Nonnenklöstern sind deren sämmt-

Digitized by Google

liche Stockwerke je mit einem einzigen großen Gitter überzogen, und deren Dächer überdies noch mit einer vergitterten Terraſſe verſehen (S. 13). Zur Erwärmung der Zimmer dienen in deren Mitte aufgeſtellte Braſieri, d. h. mit glühenden Kohlen und ſiedendem Waſſer gefüllte eiſerne Gefäße (S. 14). Von den Obſtſorten bilden indiſche Feigen und Mandarinen die verbreitetſten und wohlfeilſten Winterobſtgattungen. Ein einziges Exemplar der Mandarinen (Citrus nobilis), dieſer vor 20 Jahren noch ganz unbekannten Orangen-Art, deren Früchte der Größe eines kleinen Apfels entſprechen, und ſchon von Ende November an genoſſen werden können, wurde um dieſe Zeit von einem Palermitaner Edelmann aus Aſien über Malta bezogen und zu Palermo gepflanzt, wo ſie ſich ſeitdem vollkommen acclimatiſirte und ins Unendliche vervielfältigte (S. 19).

Die Cholera raffte im Jahre 1837 zu Palermo in kaum 6 Wochen 26,000 Menſchen, alſo $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung, dahin (S. 167).

Als Beitrag des traurigen Zuſtandes der dortigen Apotheken und der ungenügenden Ausbildung der Apotheker dient der Rath, daß auswärtige Kranke ihre Hauptmittel mitbringen ſollen, und die Erwähnung des Verfs (S. 29), daß er mit ſeinen eigenen Ohren hörte, wie Syrupus idei [Idaei] und rhei für identiſch erklärt wurden. Marx.

Göttingen

Vandenhoeck und Ruprechts Verlag 1860. Ueber das Leben des Ulfilas und die Bekehrung der Gothen zum Chriſtenthume von Dr. W. Beſſell. Privatdoc. zu Göttingen. 119 S. in Octav.

Genanntes Werk beſchäftigt ſich mit dem etwas fragmentariſchen und in mancher Weiſe widerſpruchs-

Digitized by Google

vollen Nachrichten, welche uns über das Leben des Ulfilas, des ersten arianischen Bischofs der Gothen überliefert sind. Die ersten beiden Abschnitte handeln von der Handschrift, in welcher Herr Professor Waitz vor etwa 20 Jahren einen Bericht auffand, den ein Schüler des Ulfilas, Namens Auxentius, von der Lehre und dem Leben seines Meisters gegeben hatte. Prof. W. hatte damals nur Gelegenheit gehabt, jenen Bericht selbst zu lesen und zu ediren; eine Copie des Uebrigen wurde ihm erst später nachgesandt und von ihm gütigst dem Verf. zur Benutzung überlassen. Die Handschrift selbst rührt von Maximinus, einem Bischof eusebianischen Glaubens, her, welcher, wie sich aus einem von ihm citirten, dem Cod. Theod. entnommenen, Gesetze ergibt, dieselbe nach dem Jahre 438 verfaßte. Als Inhalt derselben, die übrigens an manchen Stellen, zuweilen seitenweise, verstümmelt ist, ergibt sich zuerst der Anfang des mit im Wesentlichen von Maximinus herrührenden Notizen versehenen Protocolls des Aquilejer Concils vom Jahre 381, auf welchem unter Vorsitz des Ambrosius die beiden eusebianischen Bischöfe Palladius und Secundianus verurtheilt wurden. Nach Verlassen des Protocolls sucht Maximinus des Weitern darzuthun, daß die Verurtheilten den wahren Glauben gehabt hätten, und will zum Beweise verschiedene Confessionen seiner Glaubensgenossen anführen. So gibt er zunächst das Bekenntniß des Ulfilas, wie es von Auxentius durch weitere Angaben von der Lehre und dem Leben des Ulfilas erweitert und erläutert war. Der Verf. ist der Ansicht, daß Auxentius jenes Bekenntniß in einer Audienz vor dem Kaiser Theodosius I. zu Constantinopel im Anfang des Jahres 381 vorgelesen, dann aber in irgend einem Sendschreiben, worin er eben Rechenschaft von seiner Thätigkeit zu

Digitized by Google

Constantinopel abgab, aufgenommen hat. Dieser Brief lag dem Maximin vor; vollständig aber entnahm er nur jenes Bekenntniß demselben, aus dem übrigen Theile nur einige Notizen. In der Handschrift folgt alsdann eine besondere Auseinandersetzung über die Verdammniß der katholischen Partei, und auf diese eine Lücke, welche, einer vorhergehenden Bemerkung nach zu schließen, für nachträgliche Aufnahme ähnlicher Bekenntnisse wie des Auxentius bestimmt war. Dieser Lücke folgt ein Schreiben des Palladius, das in seinem und des Secundianus Namen verfaßt, an Ambrosius gerichtet, als eine Protestation gegen das Verfahren zu Aquileja anzusehen ist. Eine Anspielung am Schluß dieser Schrift auf das Betragen der constantinopolitanischen Bischöfe gegen die Arianer veranlaßt dann den Maximin eine betreffende Angabe über dasselbe Ereigniß aus des Auxentius Briefe dort anzufügen. Theodosius hatte nämlich dem Auxentius und den diesen begleitenden Bischöfen in der erwähnten Audienz ein Concil versprochen, die Katholiken ihn aber zur Zurücknahme des Versprechens, und zu einem gesetzlichen Verbote des arianischen Glaubens bewogen. Die Erwähnung eines solchen Gesetzes hat Maximin veranlaßt im Cod. Theod. sich nach demselben umzusehn, und so citirt er ungeschickter Weise aus demselben ein nur sehr scheinbar zutreffendes vom Jahre 388 und ein zweites vom J. 386. Da nun Auxentius jene Audienz hatte bei Gelegenheit einer Reise, die er in Begleitung des Ulfilas nach Constantinopel machte, und auf welcher der Letztere starb, so mußte es, so lange man nicht daran zweifeln durfte, daß M. die richtigen Gesetze citirt habe, als feststehend angesehn werden, daß Ulfilas 388 gestorben sei. Der Verf. weis't dagegen zunächst nach, daß Max. in der That falsch citirt hat, und daß das betreffende Gesetz vom

Digitized by Google

10. Jan. 381 datirt ist. Bei der sonstigen Art unserer Nachrichten über Ulfilas ergibt sich daraus, daß Letzterer 311 geboren, 341 zum Bischof ordinirt ist, 348 aus Gothien ins Römische übersiedelte und Anfang Jan. 381, wenn nicht Ende 380, zu Constantinopel gestorben ist.

Die nähere Erläuterung der Umstände, unter welchen Ulfilas gestorben ist, erlaubt ferner die Herstellung einer Lücke in dem Bericht des Auxentius, unmittelbar vor deren Anfang es heißt, daß U. auf kaiserlichen Befehl zur Disputation gegen Jemanden nach Constantinopel jene Reise gemacht habe. In den noch lesbaren Buchstaben und Buchstabenresten glaubt der Verf. als die Gegner in der Disputation die Psathyropolisten zu erkennen, gewöhnlich Psathyrianer, aber von einem ψαθυροπώλης, so genannt, eine speciell gothisch-arianische Secte, an deren Spitze Selenas stand, der von den katholischen Kirchenhistorikern als Nachfolger des U. angegeben wird.

Der dritte und vierte Abschnitt des Werks beurtheilt die uns erhaltenen Nachrichten über die Einführung des Arianismus bei der Masse des gothischen Volkes, besonders der im Jahre 376 eingewanderten. Da die Kirchenhistoriker hier in zu offenbare Widersprüche sich verwickeln, besonders was die etwa hierhergehörige Thätigkeit des U. anbetrifft, so kam es zunächst auf die noch erhaltenen Profanhistoriker an, deren Nachrichten durch einige gleichzeitige Documente unterstützt werden. Jordanes freilich ist es allein, der unsern Bischof noch mit Namen nennt, doch liegt die Vermuthung nah, daß Ammianus Marcellinus an einer Stelle, wo er von einem gothischen Presbyter spricht, den U. meint. Im Uebrigen sind aber für die einschlagenden Fragen sowohl mehrere Stellen des Eunapius, Zosimus

Digitized by Google

und Orosius, und gleichzeitiger Schriften, Briefe oder Reden von Kirchenvätern sowohl als damaligen Rhetoren von Werth, aus denen sich dann ergibt, daß die von den Hunnen vertriebenen im Römischen Sitze suchenden Gothen erst um 380 wirklich als Christen, wenn auch in sehr äußerlicher Weise, auftraten, und zwar aus wesentlich politischen Gründen.

Der vierte Abschnitt speciell sucht darzuthun, daß die Acta des h. Nicetas für den vorliegenden Fall die Quelle der katholischen Kirchenhistoriker sind, daß sie selbst aber nicht mehr in ursprünglicher Gestalt uns vorliegen. Sie wurden zu Mopsvestia in Cilicien verfaßt auf Grundlage der Erzählungen eines Ciliciers, der sich um 380 in Gothien unter Athanarich aufgehalten haben muß. Die Erzählung macht aus den großen weltgeschichtlichen Ereignissen der Zersprengung und Verwirrung der Gothen durch die Hunnen einen Privatzwist zwischen Athanarich und Fridigern, und die Tendenz der Acta war sogar Schuld, daß U. in ihnen zu einem ursprünglichen Katholiken gemacht wurde. Die Kirchenhistoriker gingen mit verschiedenartiger Kritik an diese widerspruchsvolle Geschichte und machten die Widersprüche noch größer. Sozomenus benutzte zu seiner Kritik dieselbe Erzählung über den Andrang der Hunnen, welche später auch Jordanes mittheilt, und hat außerdem einige an sich vorzüglich gute Notizen, deren Benutzung auch in Theodoret durchblickt, über die hohe Stellung, welche U. unter den gothischen Christen einnahm. Außer diesen letztern ist aus den Nachrichten der Kirchenhistoriker über U. nichts zu gebrauchen, als die Angabe, daß er im Jahre 360 auf dem Concil zu Constantinopel zugegen war.

Der fünfte Abschnitt beschäftigt sich mit den Nachrichten des Philostorgius, die allerdings durch des Photius' Auszug uns nur so vorliegen, daß sie al-

Digitized by Google

leinstehend kaum zu verstehen wären. Von denselben ist entschieden die zu verwerfen, nach welcher U. von christlichen Cappadociern, die ums Jahr 267 als Gefangene nach Gothien geschleppt wurden, abstammen sollte. Die betreffenden Christen müssen allerdings, nach den Zeugnissen des 4. Jahrh. zu urtheilen, von Bedeutung für das Christenthum unter den Gothen gewesen sein; aber alle Umstände machen es mehr als wahrscheinlich, daß von ihnen sich das katholische Christenthum der tetraxitischen Gothen auf der Krim herschreibt, deren Bischof Theophilus das Bekenntniß zu Nicäa unterschrieb. Philost. scheint seine Auffassung benutzt zu haben, um in ihr eine Stütze seiner Tendenz zu haben, daß der eusebianische Glaube, dem er selbst und U. anhing, dem Urchristenthum eigen gewesen sei. In Bezug auf das Thatsächliche aus dem Leben des U. selbst sind wir aber in keiner Weise berechtigt, den Nachrichten des Glaubensgenossen zu mißtrauen und dieselben mit dem aus Auxentius' Angaben Feststehenden verglichen, ergeben, daß Ulfilas mindestens vor seinem 21sten Jahre, wahrscheinlich schon in seinem 17ten, von seinem Fürsten bei Gelegenheit einer Unterwerfung der Gothen an den Hof des Constantin gesandt wurde. Seine Jugend führt darauf ihn als Geisel zu fassen. Er muß damals im Reiche geblieben, arianischer Christ und Geistlicher geworden sein; er wurde Lector (gothischer unter Gothen des Reiches). In seinem 30sten Lebensjahre (Jan. 341) wurde er auf einer Synode (zu Antiochia) von Eusebius, der noch in demselben Jahre starb, zum Bischof geweiht. Der Kaiser (Constantius) nahm ihn so höchst ehrenvoll auf — er nannte ihn den Moses seiner Zeit — als er mit vielem Volk (im Jahre 348) aus Gothien vertrieben wurde. W. Bessell.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1860.

Leipzig
bei Voigt u. Günther 1860. Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Von Matthias Koch. XII u. 219 S. in Octav.

Der Verf. fühlt sich gedrungen, die bisher geltende Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von den aus „Parteimanövern“ und confessionellem Hasse erwachsenen Fälschungen zu säubern, die handgreiflich schlechten Absichten der Historiker, ihre schlauen, boshaften Verdrehungen zu enthüllen und die sogen. edlen Bestrebungen für Freiheit und Glaubensduldung auf die richtige Grundlage einer gemeinen Adelsverschwörung und der Raserei des rohesten Sectenfanatismus zurückzuführen.“ Was von einer also angekündigten unparteiischen und durchgreifenden Revision zu erwarten steht, ob der Verf., wenn er sich mit dem Programm leidenschaftlichen Ungestüms einführt, noch eine schwache Aussicht auf wahrhaftige Prüfung von Persönlichkeiten und Begebenheiten zuläßt — die Beantwortung die-

Digitized by Google

ser Frage glaubt Ref. einfach dem Leser überlassen zu müssen. Jedenfalls dürfte die Behauptung des Verf., daß er mit der vollkommensten Selbständigkeit sein Urtheil abgebe, ohne von einem politischen oder confessionellen Princip influirt zu sein, daß er, „der hirnlosen Todtschlägerei" gegenüber, einem Philipp II. sein Recht nach Gebühr lasse und den wirklichen Wilhelm von Oranien statt des bisher beliebten Geschöpfes der Einbildungskraft zeichne, nicht allzuleicht gläubige Anerkennung finden. Seine Versicherung, daß er die Bekanntschaft mit solchen Geschichtswerken, die seiner Auffassung in wesentlichen Beziehungen nahe stehen, absichtlich verschoben habe, müssen wir dahin gestellt sein lassen und bemerken nur, daß die Grundzüge der hier gegebenen Darstellung sich ohne sonderliche Mühe aus Leo's Zwölf Büchern niederländischer Geschichte zusammenfinden lassen.

Die in den jüngsten dreißig Jahren veröffentlichten Quellenschriften und Bearbeitungen, welche, abgesehen von älteren Werken, der vorliegenden Abhandlung zum Grunde liegen, haben zu ihrer Zeit in diesen Blättern eine Anzeige gefunden; die reichhaltigen, in der Colecion de documentos ineditos enthaltenen Actenstücke, welche sich auf den genannten Gegenstand beziehen, so wie die, wenn es der Charakteristik Philipps II. gilt, bedeutsamen Schriften von und über Antonio Perez und die Berichte der venetianischen Gesandten sind dem Verf. entweder unbekannt geblieben, oder absichtlich außer Acht gelassen; ein neuer Zuwachs von Quellen aber wird uns hier nicht geboten, weil, wie in der Vorrede nicht ohne Bitterkeit hervorgehoben wird, die gewünschte Benutzung von namhaften deutschen Archiven nicht gestattet oder durch Rücksichtslosigkeit ab-

Digitized by Google

gewehrt wurde, die ſchweizeriſchen Archive dagegen die erwartete Ausbeute nicht gewährten.

Ref. iſt nicht der Meinung, daß eine Satz für Satz ſich fortbewegende Widerlegung der hier verfolgten Methode und ihrer Ergebniſſe als eine mit beſonderen Schwierigkeiten verbundene Aufgabe bezeichnet werden dürfe, wohl aber, daß ſie unter allen Umſtänden das für dieſe Blätter geltende Maß überſchreiten würde. Derſelbe wird ſich deshalb im Weſentlichen darauf beſchränken, über die Unterſuchungen nach ihrem Raiſonnement und den daraus erwachſenden Folgerungen zu berichten und ſomit dem Leſer die Beurtheilung dieſer abſonderlichen Art hiſtoriſcher Kritik, die ſich fortwährend als eine politiſch und confeſſionell farbloſe empfiehlt, anheimzugeben.

Der Verf. beginnt mit der Frage, ob der Urſprung der niederländiſchen Empörung im Volke zu ſuchen ſei. Die ſchlichte Verneinung derſelben baſirt ein Mal darauf, daß zur Zeit des Regierungsantritts von Philipp II. und in den folgenden Jahren Handel und Gewerbe ſich in ſeltener Blüthe zeigten und die Abgaben nicht geeignet waren, Veranlaſſung zu einer Beſchwerde zu bieten; ſodann daß in dem Niederländer, der im behaglichen Genuſſe des materiellen Lebens die Empfänglichkeit für geiſtige Bedürfniſſe abgeſtumpft habe, ſich keinerlei Verlangen nach Abſchüttelung des religiöſen Druckes habe offenbaren können. Sei doch durch die ſcharfen Glaubensedicte Karls V. keine ernſte Volksbewegung, nicht einmal ein Proteſt der Staaten hervorgerufen, und ein ſchlagender Beweis, daß in den Niederlanden die Keime für Religionsneuerungen fehlten, ergebe ſich ſchon daraus, daß keine der drei hervorragenden Secten, Lutheraner, Wiedertäufer und Calviniſten — ein in der That ſchlagendes Argu-

Digitized by Google

ment — von dort ausgegangen sei. Die Zahl der von der katholischen Kirche Abgefallenen sei eine überaus geringe gewesen und wenn dieselben dann plötzlich mit drohenden Forderungen hervorgetreten, so könne man darin nur die Folgen der Umtriebe von ehrgeizigen Großen erkennen.

Somit hat der Verf. den Uebergang zu Wilhelm von Oranien und dem Grafen Egmont gefunden. Beider Ehrgeiz war durch die Ernennung der Herzogin von Parma zur Regentin und Granvellas zum dirigirenden Minister verletzt, wozu sich bei Oranien überdies noch ein vererbter Familienhaß gegen das Haus Habsburg, eine Hinneigung zu der „meuterischen Vasallen-Doctrin des sechszehnten Jahrhunderts" gesellte. Diesen Motiven gegenüber zeigt sich die Liebe für Vertheidigung der Religionsfreiheit und der Privilegien der Provinzen als rein accessorisch. Denn was den Glauben anbelangt, so trieb Wilhelm, „dessen Studien aristokratische, höfische und sybaritische" waren, mit ihm nur ein muthwilliges Spiel und bediente sich seiner zur Erreichung weltlicher Zwecke. „Es ist bedauerlich, fügt der Verf. hinzu, die Anhänger Oraniens enttäuschen und ihnen sagen zu müssen, daß die vielgerühmte Toleranz des Prinzen eine der ärgsten geschichtlichen Mystificationen ist, herrührend von der nicht tief genug eingedrungenen Forschung und einer parteiischen Geschichtsbehandlung, welche entfärbte und verkleisterte, was ihrer Tendenz nicht zusagte. Durch Sectenduldung mußte der Prinz die fehlende revolutionäre Macht hervorrufen. Dazu konnten ihm aber Lutheraner und Wiedertäufer weniger dienen als Calvinisten, die sich bereits in Frankreich als erfolgreiche Widersacher der bestehenden Ordnung bewährt hatten. Nach dem Ausbruche des Krieges hält es nicht schwer, in ihm den „hochmüthigen und anmaßenden Aristokraten" zu

Digitized by Google

enthüllen, indem er, zum entſchiedenen Verderben des Volks, den Krieg bloß deshalb fortſetzte, weil der mehrfach angetragene Friede ihn um die reifenden Früchte ſeines Ehrgeizes gebracht hätte. Denn, ſagt der Verf., das iſt eine kahle Ausflucht, wenn man des Prinzen Starrſinn mit ſeinem Eifer für die reformirte Religion entſchuldigen will. Fehlt doch jeder Beweis, daß er dieſer Religion aus lauterer Ueberzeugung anhing, und endlich liegt die Frage nach Vernunft- und Rechtsgründen nahe, die um der Religion willen einen endloſen Bürgerkrieg geſtatten, nach dem Staatsrecht, welches einer neuen Secte erlaubt, ſich die Freiheit des Glaubens mit dem Schwerte zu verſchaffen.

Die Angabe anbelangend, daß der Krieg ein gerechter geweſen, weil er die Freiheit des Volks vom ſpaniſchen Joche zum Zweck gehabt, ſo ergeben alle Thatſachen, daß von einer Verhaßtheit der ſpaniſchen Herrſchaft nicht die Rede ſein kann; was aber die Freiheit des Landes betrifft, ſo zeigte Wilhelm durch ſeine Verhandlungen mit England und Frankreich zur Genüge, daß es ihm um eine ſtaatliche Selbſtändigkeit der Niederlande keineswegs zu thun ſei. In Folge einer üppigen Lebensweiſe, die keinen Glauben an religiöſe Tendenzen zuläßt, war er mit Schulden überbürdet; ſein Beiſpiel hatte den Adel zu einer Genußſucht verführt, der zu fröhnen die ererbten Mittel nicht ausreichten, und lächerlich iſt es, wenn Motley in Abrede zu ſtellen wagt, daß der nächſte Grund der Empörung im Schuldendruck der Edelleute zu ſuchen ſei. — Dem Leſer wird ſonach eine mit Erfolg gekrönte Wiederholung der catilinariſchen Verſchwörung vorgeſetzt.

Man hat Wilhelm von Oranien ein großes Talent für Einleitung und Durchführung politiſcher Umwälzungspläne zuſprechen wollen, aber man ver-

Digitized by Google

gißt dabei, wie vom Verf. mit Nachdruck hervorgehoben wird, daß sein Spionirsystem ihm die Arbeit häufig zu einer Spielerei machte. Wer allen Mitspielern fortwährend in die Karte sieht, verdient schwerlich als geschickter Spieler bewundert zu werden.

Hiernach wendet sich der Verf. zu der im Anfange berührten Frage zurück. Die Bewegung wuchs nicht aus dem Volke hervor, das zum Theil nur gezwungen sich den Richtungen des hohen Adels anschloß; der Aufstand trägt fortwährend das Gepräge einer von Parteihäuptern ausgehenden planmäßigen Leitung, welche sich zunächst die Beseitigung der angeborenen Ruheliebe des Volks vorgesetzt hatte. Nur der Adel trat im Anfange handelnd auf, nicht das Volk, das theils den stummen Zuschauer abgab, theils sich geradezu den Umtrieben widersetzte. Oranien begann damit, daß er, um die Regierung zu schwächen, auf den Abzug des kleinen spanischen Heeres drang, von welchem jedenfalls der Freiheit keine Gefahr drohen konnte; dann wandte er seinen Angriff auf die beabsichtigte, „von der Nothwendigkeit gebotene“ Errichtung neuer Bisthümer und hetzte bei dieser Gelegenheit das Volk durch das Schreckbild der spanischen Inquisition auf, an deren Einführung er selbst nicht glaubte. Gleichzeitig gelang es ihm, eine starke Partei des Adels zu gewinnen, die ihm fortan als Werkzeug diente, Männer, welche, abgesehen vom allgemeinen Adelsinteresse, „wegen unbefriedigter Anmaßungen“ in Haß gegen Granvella glühten. Und doch trifft den vom aufrichtigen Wunsche nach Förderung des allgemeinen Wohls beseelten Cardinal kein anderer Tadel, als daß er den eifrigen Diener seines Herrn abgab, wie aus den Aeußerungen Don Philipps, „in dessen Regierungshandlungen kein Absolutismus wahrzunehmen ist“, unwiderleglich hervorgeht. In der

Digitized by Google

Frage wegen Entfernung der ſpaniſchen Söldner gab der König nach, die Entſcheidung wegen der Bisthümer aber konnte nicht ihm, ſondern nur dem Papſte obliegen.

Mit der Entfernung Granvellas, für welche ſchließlich ſogar Margaretha „in Folge argliſtiger Aufſtachelungen“ thätig war, wurde die Regierungsgewalt der Ariſtokratie überliefert. Seit dem Augenblicke gerieth die geſammte Verwaltung in den ſchmählichſten Verfall. Gegen die Großen, welche keiner andern Richtſchnur als dem eigenen Intereſſe folgten, gab es keinen Rechtsſchutz mehr. Und für ein ſolches Regiment hatte das arme, getäuſchte Volk Partei genommen! Der König aber ertrug Alles mit bewunderungswürdiger Geduld und blieb fortwährend bemüht, ſeine rebelliſchen Unterthanen durch Zugeſtändniſſe zu begütigen, bis endlich das unerhörte Verlangen nach Religionsfreiheit ſeine Langmuth brach. Steht es doch unbezweifelt feſt, daß die niederländiſchen Calviniſten „von vorn herein entſchloſſen waren, ihrer Lehre, trotz Inquiſition und Placate, gewaltſam Bahn zu brechen und keinen andern Glauben neben dem ihrigen zu dulden.

Man hat ſich bemüht, den raſchen Aufſchwung des Calvinismus auf das urplötzlich erwachte Denken des Volks zurückzuführen, während doch die Erſcheinung einfach auf der Berufung reformirter Prediger und auf der Einigung der letzteren mit den zum Sturze der ſpaniſchen Herrſchaft verſchworenen Großen beruht. „Seit dieſer Coalition iſt die Reformation in den Niederlanden gleichbedeutend mit der Revolution, jene geht mit dieſer Hand in Hand, und das Haupt von beiden iſt der Prinz von Oranien.“ Der Adel von der einen und die fanatiſche, den Aufruhr predigende calviniſtiſche Geiſtlichkeit von der andern Seite ging in der Bilderſtürmerei mit

Digitized by Google

dem Beispiel voran. Nur auf diesem Wege glaubte man die ausschließliche Herrschaft für die neue Lehre gewinnen zu können.

Unter diesen Umständen erfolgte die Sendung Egmonts nach Spanien, um Beschränkung der Glaubensedicte und Abhängigkeit des Finanzraths vom Staatsrath zu verlangen, d. h. für den Adel das formelle Zugeständniß zur Ausplünderung des Staatsvermögens zu gewinnen. Der König aber bestand auf Vollziehung der Religionsedicte und Handhabung der Inquisition. Ihm war, wie es später (S. 218) heißt, die Religion Gewissenssache, dem Prinzen Fahrwasser der Politik. Dafür hat man ihn, „weil er ein katholischer Regent und ein Habsburger ist, vom Menschen in einen Teufel verwandelt.“ Denn nichts ist lächerlicher als die Behauptung von Prescott, daß die Niederlande einen Schauder vor der Inquisition empfunden hätten; vielmehr galt dieselbe dort, wie überall, wo sie bestand, als ein nothwendiges, selbst als ein heiliges Institut. „Man wird sich, sagt der Verf., damit einverstanden erklären müssen, daß dem erzkatholischen und hyperorthodoxen niederländischen Volke, dem das Sectenwesen wie ein vergifteter Pfeil im Fleisch stack, nicht nach Religionsfreiheit gelüstete. Man wird wohl auch zugeben, daß es zu jener Zeit nur wenige erleuchtete Geister gab, welche sie im Principe billigten. Wenn wir also sehen, daß eine mit den herrschenden Ideen der Zeit und den gegebenen staatlichen Verhältnissen völlig unverträgliche Forderung an die Regierung gestellt wird, so müssen wir uns doch wohl sagen, daß die Beweggründe dazu unlauter sind.“

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.
Den 3. Mai 1860.

Leipzig

Schluß der Anzeige: „Untersuchungen über die Empörung und den Abfall der Niederlande von Spanien. Von Matth. Koch.“

Im dritten Abschnitt wendet sich der Verf. zu der Sendung Albas. Die Erfahrungen, welche Philipp II. nach jedem von seiner Seite den Forderungen der niederländischen Großen geschehenen Zugeständnisse gemacht hatte, nöthigte ihn zu einem Wechsel des Systems; es mußte Strenge an die Stelle einer schwächlichen Nachgiebigkeit treten, der zum Spielball ihrer Umgebung gewordenen Statthalterin ein thatkräftiger Mann zur Seite gesetzt werden. Doch darf Albas tolles Repressivsystem — und so glaubt der Verf. es bezeichnen zu müssen, weil auch Viglius das angewandte Verfahren mißbilligt — ebenso wenig dem Könige zur Last gelegt werden, als es den Grund zu den schärfsten Beschuldigungen gegen ihn selbst abgeben kann. Er war eben der im Kriegshandwerke ergraute Soldat, voll tiefgewurzelten Hasses gegen Rebellen und Ketzer, des Rechts

Digitized by Google

unkundig, streng und rauh, aber keineswegs grausam aus Bosheit oder Wahl. Daher verdient er die „gräulichen, mehr von politischer und confessioneller Parteileidenschaft eingegebenen, als aus einem historischen Studium geschöpften Vorwürfe nicht. „Die meisten Historiker, fährt der Vf. fort, scheitern bei ihrer Zurechnung an der gegen gewisse Charaktere von vorneherein erfaßten Abneigung. Das widerfährt selbst den unparteiischen von ihnen ganz besonders bei Philipp und Alba. Der blinde Glaubenseifer von beiden verstößt zu empfindlich gegen ihre Vorliebe für die Reformation, um den Einfluß des sie erfüllenden Hasses auf das Urtheil bemeistern zu können. Diese Eingenommenheit reicht so weit, daß sie das Urtheil gar nicht hören wollen und den anfeinden, der sie darauf führt. Bei den Katholiken herrscht daher größere Unbefangenheit. Es wird ihnen leichter, sich in die Anschauungsweise jener historischen Personen zu versetzen, die ihre Glaubensgenossen waren, und mit denen sie wenigstens bis auf einen gewissen Grad die geistige Richtung gemein haben."

Dem hier gegebenen Berichte fügt Ref. nur noch wenige Worte hinzu. Das vorliegende Werk, welches zunächst durch die Darstellung Motleys hervorgerufen zu sein scheint, steht nach seinen Tendenzen nicht isolirt da. Aber hinsichtlich der Maßlosigkeit, mit welcher der Verf. diese zur Geltung zu bringen sich angelegen sein läßt, dürfte aus der neuern Zeit wohl nur die Schrift von Heising (Magdeburg nicht durch Tilly zerstört) ihm zur Seite gestellt werden. Die vorgesteckte Aufgabe war eine überaus mißliche, auf dem Wege besonnener und ehrlicher Forschung schwerlich zu lösende. Um ihr zu genügen, fühlte sich der Vf. zu der Rolle des Defensor gedrungen, der, um jede gegen seinen Clienten erhobene An-

Digitized by Google

ſchuldigung zu entkräften, die Anklage in verſtärktem Grade auf den Kläger zurückwirft. Zu dem Behufe ſind die üblichen Mittel, ein denkbares Acceptiren von Zugeſtändniſſen und Andeutungen, ein Ignoriren alles deſſen, was dem beabſichtigten Beweiſe widerſtrebt, ein haſtiges Vor- und Zurückſpringen, um der Sicherheit des Ueberblicks zu wehren und die Widerſprüche zu verdecken, mit Geſchick verwendet. Aber freilich iſt es etwas Anderes, ob die ſolchergeſtalt bewieſene Gewandtheit eine beneidenswerthe genannt werden darf.

Leyden

bei Brill 1859. جزرة الحاطب وتحفة الطالب Opuscula Arabica, collected and edited from Mss. in the University Library of Leyden by William Wright.

Die Anziehungskraft, welche die ältere arabiſche Litteratur (bis zum Untergang der Umaijadenherrſchaft) von jeher auf Alle ausgeübt hat, die ſich ernſtlich mit ihr beſchäftigten, bewährt ſich noch immer, und wird hoffentlich bewirken, daß bald alle aus jener Litteratur erhaltene Werke durch brauchbare Ausgaben allen Freunden derſelben zugänglich gemacht werden. Wm. Wright, dem es ſchwerlich ein anderer Gelehrter an umfaſſender und genauer Kenntniß auf dieſem Gebiete zuvorthut, gibt uns hier eine Sammlung kleiner Stücke, die, ſo verſchiedenartig ſie auch auf den erſten Anblick ausſehn, doch alle durch ihre Beziehung auf Dichtung und Sprache der alten Araber zuſammengehalten werden. Daß alle dieſe Stücke von Werth ſind, dafür bürgt ſchon der Name des Herausgebers; und wirklich gehören einige derſelben zu den originellſten Erzeugniſſen des arabiſchen Geiſtes. Alle ſind aus zwei

Digitized by Google

Leydener Handschriften genommen und zwar lag für jedes Stück nur eine einzige vor; so bedenklich dieser Umstand, der sich aber durchaus nicht vermeiden ließ, auch an und für sich ist, so gehören diese Handschriften, welche der damit Unbekannte nach den Worten der Vorrede S. VI leicht für nur mittelmäßig halten könnte, mit zu den besten und genauesten und sind von hohem Alter, da beide noch aus dem sechsten Jahrhundert der Flucht stammen. Ich glaube zu einem Urtheil über diese Handschriften berechtigt zu sein, da ich sie aus eignem Gebrauch genau kenne. Freilich bleibt noch mancher Fehler, der nicht immer durch bloße Vermuthung gebessert werden kann, aber die Herausgabe hat doch immer festen Grund und Boden.

Wright gibt bloß den Text mit allen nöthigen Vokalen und kurze Anmerkungen, keine Uebersetzung. — Die Behandlung des Textes wie die Sorgfalt der Vokalsetzung, in der freilich die Handschriften mit gutem Beispiel vorangingen, sind so genau und sauber, wie wir es von dem Herausgeber verlangen können. Die Anmerkungen beziehen sich zum Theil auf die Lesarten des vorliegenden Textes, zum Theil führen sie dieselben oder ähnliche Stellen aus anderen Sammlungen an; andere ergänzen Lücken in Freytag's Lexikon. Rein erklärend sind nur wenige. Eine Uebersetzung wäre bei den poetischen Stücken erwünscht gewesen; doch können wir es dem Herausgeber nicht verargen, daß er sie wegließ, wenn er keinen Beruf dazu in sich fühlte. Poetische Uebersetzungen gelingen nur zu selten.

Das erste Stück ist eine rein lexikalische Arbeit des bekannten Abû Bekr Ibn Duraid, die nach der unter den alten Grammatikern sehr beliebten Weise die Wörter nicht nach der äußern Gestalt, sondern nach der Bedeutung anordnet. Sie handelt in zwei

Digitized by Google

Abtheilungen von den Namen des Sattels und des Zügels und ihrer einzelnen Theile. Die Namen werden durch Stellen aus Dichtern oder alten Geschichten belegt. Solche Abhandlungen, deren es freilich nicht sehr viele mehr gibt, würden für ein künftiges, den wissenschaftlichen Forderungen einigermaßen entsprechendes arabisches Wörterbuch von großem Nutzen sein. Was würde z. B. der Leser alter arabischer Gedichte um eine genaue lexikalische Monographie des Kameeles oder des Pferdes geben!

Noch weit größeres Interesse gewährt das zweite Stück, in welchem derselbe Ibn Duraid Aussprüche der Araber über Wolken und Regen zusammenstellt. Der größte Theil derselben ist von Grammatikern in der Wüste aus dem Munde improvisirender Beduinen aufgezeichnet. Diese Wallfahrten der Grammatiker, welche die in Syrien, Aegypten und im 'Irâq schon ausgeartete echte Sprache bei den Wüstenbewohnern aufsuchten, haben erst in den wissenschaftlichen Reisen der Neuzeit den Unternehmungen eines Castrén und Wallin eine freilich nicht ganz entsprechende Analogie gefunden. Ein lehrreiches Beispiel davon, wie die einfachen Beduinen, denen die grammatische Wissenschaft vollkommen unbekannt war, von Natur durch reine und beredte Sprache den gelehrten Herrn von Kûfa und Albaçra zum Muster dienen konnten, haben wir in der Geschichte S. 23 f., wo ein Gelehrter drei Beduinenknaben findet und dem, der ihm die beste (rhetorische) Beschreibung des Regens gäbe, einen Dirham verspricht; die drei Knaben machen ihre Sache so gut, daß er voll Freude jedem einen gibt und ihre Worte aufschreibt. Ibn Duraid scheint die einzelnen Stücke genau so aufgeschrieben zu haben, wie er sie von seinen Lehrern gehört hatte; daher erklärt es sich, daß dieselben größtentheils einen sehr genauen Commentar ha-

Digitized by Google

ben, während einige, die desselben ebenso sehr bedürften, ohne alle Erläuterung sind. Auch daß sich in den Erläuterungen und selbst in den Erzählungen (vergl. S. 36 Zeile 11 ff. mit S. 31, 7 ff. und auch 37, 4 v. u. mit 38, 6 v. u.) Wiederholungen finden, hängt mit dieser Entstehung zusammen. Obgleich die Stücke fast alle islâmisch sind, und zum Theil auch mit einem frommen Ausspruch schließen, so sind sie im Geist und in der Sprache noch ganz den vorislâmischen gleich. Man muß sich eine Vorstellung davon machen, welche Veränderung die seltene Erscheinung des belebenden Regens in dem dürren Arabien hervorbringt, so daß gleichsam hier die Schöpfung sich in wenigen Augenblicken erneut, — ein Umstand, der ja auch im Qorân eine große Rolle spielt — um diese Schilderungen zu verstehn. Sehr merkwürdig ist es, wie die hyperbolische Phantasie in der Wolke und dem segnenden Naß ganz ähnliche Dinge sieht, wie die der alten Indogermanen. Wir sehen die Wolken als Kameelheerden aufgefaßt, die einzelne Wolke als Wall oder Berg (سدّ), als Kameel, welches der Wind treibt oder befruchtet, als gefülltes Euter, aus welchem die Regenmilch niederströmt, als Schlauch, durch dessen Ritzen das Wasser sickert ꝛc. Eine genaue Uebersetzung, die doch den künstlerischen Eindruck nicht zerstört, wäre sehr zu wünschen; doch zweifle ich, ob sie möglich ist.

S. 18, 7 würde ich das و vor المذنبين streichen; es soll eben die Wohlthat ausgedrückt werden, welche Gott in dem überaus reichen Regen seinen Dienern, den Menschen, trotz ihrer Sünden gewährt; vgl. S. 26, 2 v. u. S. 20, 4 v. u. lies نَعَمًا für نِعَمًا. S. 21, 3 kann in der schlichten Scho-

Digitized by Google

liaſtenproſa الذى nach اللاء nicht gut entbehrt werden. S. 27, 1 iſt der Artikel vor القطعة nicht ſtatthaft; S. 33, 6 f. iſt mit Unrecht für das im Text ſtehende richtige اقروها („ich durchwandele es“), wenn daſſelbe überhaupt näher erklärt war, اطأ الخ mit ſeiner Erklärung von dem Ende der Schilderung hierher gekommen; ſchwerlich iſt ein ſolches Verſehen ſchon dem Ibn Duraid zuzuſchreiben.

Hierauf folgt eine ziemlich alte Schrift über den Reim in den Gedichten von Muḥammed b. Aḥmed b. Kaisân, welche vielfach intereſſante Thatſachen aus dieſem Gebiete beibringt. Eine nähere Betrachtung des Syſtems würde uns bei der gänzlichen Verſchiedenheit des Standpunktes der alten Metriker von dem, welchen wir nach den wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen unſerer Zeit einnehmen müſſen, zu weit führen. Damit wird die Wichtigkeit dieſer Schrift für den Versbau und auch für die Grammatik im Allgemeinen durchaus nicht geleugnet. — In dieſem Stücke finden ſich zwei fehlerhafte Verſe (übrigens die einzigen, die als ſolche vom Herausgeber nicht ausdrücklich genannt werden). S. 52 lin. 8 und S. 53, 8. Bei dem erſten, der durch eine falſche Reminiſcenz an den Vers S. 64, 7 entſtellt iſt, wage ich keinen beſtimmten Beſſerungsvorſchlag; bei dem zweiten iſt wohl nur بن zu ſtreichen, um das reine Sarî (mit fehlender erſter Silbe) herzuſtellen. S. 66, 2 iſt wahrſcheinlich ربه (im Accuſativ) zu leſen („der nicht zu ſeinem Gotte gepilgert iſt“).

Es folgt der kleine Dîwân des Tahmân b. ʿAmr vom Stamme Kilâb, einer Unterabtheilung der Hawâzin, welche zu der großen Abtheilung der Qais-

Digitized by Google

Stämme gehörten. Dieser Dichter, dessen Lieder von dem großen Philologen Abû Sa'îd Assukkarî gesammelt und mit kurzen Erläuterungen versehen wurden, ist zwar aus der Umaijadenzeit, ist aber seinem Leben und seiner Dichtung nach noch ganz altarabisch. Obgleich er sich gelegentlich zu der herrschenden Familie hält, wie etwa ein vorislâmischer Beduine zu den Königen von Hîra oder den Gassâniden, und ihnen Lobsprüche ertheilt, welche einen Spätern, der die Umaijaden wohl nur nach den ungünstigen Berichten tendenziöser Entstellung kannte, veranlaßten, durch ein an den Rand gesetztes كَذِبَ kurz und energisch zu protestiren, so hat er doch noch nichts Höfisches in seinen Gedichten, wie manche seiner Zeitgenossen. Er ist ein wilder Geselle, der sich in der Wüste herumtreibt, es mit dem Mein und Dein nicht sehr genau nimmt und daher trotz der Ausrede, er habe bloß einen Ketzer und Aufrührer bestohlen, von den Spätern einfach als لَصّ „Räuber" bezeichnet wird (vgl. die Zugabe S. XVI). Daß dieser Dîwân selbst nur aus dem كتاب اللصوص genommen sei, wie Wright in der 23sten Anm. vermuthet, ist freilich kaum wahrscheinlich; Jâqût's großes Lexikon hat s. v. الاغر (oder wie die hiesige Handschrift immer schreibt الاغز) nichts Näheres über dies „Räuberbuch", obgleich es in diesem Artikel den Vers 1 auf S. 80, sowie auch den im Scholion dazu angeführten citirt. (Beiläufig bemerkt liest es بقبلته, ähnlich wie der Text des Dîwâns). Leider enthält das Kitâb-al-aghânî nichts über unsern Dichter und wir müssen daher seine Lebensumstände ganz aus den im Dîwân überlieferten Angaben schöpfen; denn da auch Wright nichts Anderes hat bei-

Digitized by Google

bringen können, so ist kaum auf etwas Weiteres von Bedeutung zu rechnen. Poetisch sind einige der Gedichte, die freilich alle als Bruchstücke zu betrachten sind, von hohem Werth; wir machen namentlich auf das erste im Gefängniß gedichtete aufmerksam. Das interessanteste ist das auf S. 83 f., in dessen Erklärung Wright gegen Enger entschieden Recht hat.

Im V. 3 des ersten Liedes scheint uns die Lesart der Handschrift unbedenklich; die Wirkung der beiden Winde auf die Wolke ist ähnlich; der eine stößt zurück, der andere drängt von hinten; تَدْلِيح würde ein ganz neues Bild einführen. Ebenso nehme ich an فَتْرَى im Scholion zu V. 22 keinen Anstoß, wenn sich die betreffende Pflanze über die Erde erhebt und große Blätter hat, so darf der Erklärer wohl noch ein freilich ziemlich überflüssiges „und ist also sichtbar" hinzusetzen; فَتُرَا, wenn es anders statthaft sein sollte, wäre doch für den Scholiasten ein zu poetisches Wort. Der Name عبد الحَجَر S. 86 V. 6, den Wright nicht kennt, kommt auch, jedoch mit andern Vokalen in Ibn Duraid's genealog.-etymol. Handbuch vor (S. 237 ed. Wüstenfeld). Die in Anm. 45 angedeutete Vermuthung, daß für ابن السكّيت zu lesen sei السكّرى ist unrichtig, da auch Jâqût s. v. اجلى den erstern, auch sonst oft von ihm citirten Mann nennt; dagegen ist Assukkari's Name am Ende des Artikels richtig und zwar hat derselbe nach Jâqût die vorliegende Notiz im Commentar zu einem hier angeführten Verse von Alqâttal Alkilâbî.

Das Schlußstück ist aus einer andern Handschrift, als die vorhergehenden Stücke genommen; dieselbe ist

Digitized by Google

vom Jahre 545 und zwischen ihr und der Urschrift stehen nur ein paar von gelehrten Männern gemachte Abschriften; wir haben daher bei derselben eine besondere Gewährheit der Genauigkeit. Diese Handschrift enthält in dem hier gedruckt vorliegenden zweiten, leider am Ende lückenhaften Theil eine Sammlung von Todtenklagen, welche der Grammatiker Ibn Al-aʿrâbî einem Schüler dictirte. Diese Entstehungsart der wohl nie weiter verbreiteten Sammlung erklärt es, wie dieselbe mit einer gar nicht hierhergehörigen aber gleichfalls von Ibn Al-aʿrâbî dictirten Bemerkung anfangen kann. Diese Todtenklagen, deren Bedeutung auch mich früher zu einer Abschrift veranlaßt hat, sind größtentheils aus der Umaijadenzeit, zum Theil jedoch auch heidnischen Ursprungs. Fast alle sind kurz; in den meisten ist der Ton sehr elegisch, oft innig klagend. Dabei wird der Todte gepriesen, aber nur selten tritt die Sehnsucht nach Rache gegen den Mörder (wie S. 103 unten) oder das Frohlocken über die vollzogene Blutrache zum Vorschein (wie S. 109 unten); so männliche Gesinnung wie in den Versen des tapfern ʿAmr b. Maʿdîkarib (S. 120) ist in diesen Klageliedern, die zum Theil von Frauen herrühren, ziemlich selten. Zu diesen Todtenklagen, die zum größten Theile den wahren Schmerz naher Anverwandter aussprechen, bilden einen eigenthümlichen Gegensatz ein Lied, in welchem Jemand den durch Ungeschicklichkeit eines Arztes, der ihm Augenwasser gab, herbeigeführten Verlust seines Auges beklagt (S. 105 f.) und zwei kurze Raǵaz auf den Tod einer Ziege und eines Esels (S. 121 f.). Mit Unrecht stehen in der Sammlung eine offenbare Satire (S. 106 f.) und ein Naslb (S. 99), wo vielleicht die Worte بعد لبنى falsch durch „nach Lubnâ's Tode" statt „nach der Trennung von Lubnâ" erklärt wurden. An die Ele-

gie sind sehr selten noch ein paar Verse andern Sinnes gehängt, welche in dem ursprünglichen Gedicht auf jene folgten (wie S. 104, lin. 8, 9). Geschichtlich am wichtigsten ist ohne Zweifel die Todtenklage auf den verschrieenen Chalifen Jazîd I. (S. 118 f.), welche ein Bild von dem Zustande des durch Parteien tief gespaltnen Reichs darbietet.

Diese Lieder sind ohne Commentar, bedürfen desselben auch weniger, da sie meistens nur den einfachen Ausdruck rein menschlicher Empfindungen enthalten, der an sich leicht verständlich ist.

Bei diesen Gedichten zeigt sich die Belesenheit des Herausgebers besonders glänzend. Ich kann nur zu einer Stelle einen Nachtrag geben; das Lied auf S. 108 unten befindet sich in Albuhturî's Hamâsa, Kap. 174 (S. 395 der Leydener Handschrift und zwar in folgender Ordnung und Gestalt: V. 1 mit der Variante في الخفاء; V. 2 mit den Lesarten لا تفهمين und اكنافه; dann folgt der Vers, der auch in Abû Tammâm's Hamâsa vorkommt, in folgender Gestalt

وكنتُ ارى بيننا بعضَ ليلةٍ + فكيف ببينٍ دون ميعادهِ الحشرُ

dann V. 6 mit وهُون وجدى und وان طال فى; V. 4 ganz wie bei Abû Tammâm; V. 3 mit هو; V. 5 fehlt; dann kommen noch der Vers فتًى لا الخ wie bei Almubarrad, nur mit له für به; endlich

فنِعْمَ مُناخُ الركب كان اذا أنبرت + شمالٌ وأمست*)

*) Handschrift سمال.

لا يعرِجها سِتْرٌ ومَأْوى اليتامى المُحلين اذا انتهوا
+ الى بابه شُعْثا وقد قَحِطَ القَطْرُ

S. 105 letzte Zeile, ist nach meiner Auffassung dieser Vers عينه zu lesen (sie sagen: Heilwasser hat sein Auge betrogen, d. h. geblendet). S. 118 lin. 3 lies موتَه (Accus.), S. 119, 2 wahrscheinlich بَيانًا (Beredtsamkeit).

Zu allen Stücken sind von de Jong sorgfältige Register beigefügt.

In der Orthographie folgt der Herausgeber zwar nicht durchgehends den Handschriften, wie er sich denn z. B. nicht scheut S. 101, 5 v. u. وطائرٌ zu lesen, während die Handschrift وطايرٍ hat ꝛc., aber er nimmt doch etwas zu viel Rücksicht auf dieselben. Eine Schreibart wie لعمرو ابيك (S. 116 vgl. S. 119), und das Schwanken zwischen يرى (S. 79) und يُرا (mit Alif) ꝛc. verdienen keine Billigung. Ich habe nichts dagegen, wenn Wright nach dem Gebrauch vieler alter poetischer Handschriften, die oft auch noch in spätern einzeln sich erhält, die Pluralendung û statt ا و bloß و schreibt — eine Schreibart, die vielleicht aus der den Laut genau wiedergebenden Orthographie der Metriker entstanden ist —; dann muß er dieselbe aber wenigstens in derselben Schrift genau durchführen, und nicht wie in dem dritten Stück bald so, bald so schreiben. Ein besonderes Gewicht scheint Wright darauf zu legen, die Assimilation auch bei zwei Wörtern auszudrücken, und so schreibt er مسبلٌ مّهيب ꝛc.; allein er hätte dann

Digitized by Google

auch die verschiedenen Arten des Idghâm, Ichfâ, Qalb ꝛc. genau ausdrücken müssen; aber dadurch würde die Schrift mit Zeichen überladen. Wir überlassen daher diese feinen Unterscheidungen besser bloß den Qorântexten, bei denen sie allerdings nicht fehlen dürfen. Falsch ist es, wenn Wright bei einem so vollständig assimilirten Buchstaben das Sukûnzeichen setzt. عنْ لَّيْلى ist ebenso gegen alle Regel, als wenn man اَلْشَّمس (mit Sukûn über dem ل) schreiben wollte; die Abwesenheit jedes Zeichens bedeutet eben das Verschwinden des Buchstabens in der Aussprache. Ziemlich überflüssig ist das Meddazeichen über dem ء und هٰؤُم, wo die betreffenden Vokale lang gebraucht werden.

Der Druck ist correct; außer den in der Zugabe verbesserten habe ich keine Druckfehler bemerkt. Die Ausstattung ist sehr gut, aber ich kann es nicht unterlassen, mein Befremden über die häßlichen Buchstaben auszudrücken, welche bei Ueberschriften verwandt sind. Die um die orientalischen Studien so verdiente Brillsche Druckerei entstellt durch solche Schrift geradezu ihre sonst so saubern Arbeiten.

Wir schließen die Anzeige dieser vortrefflichen Sammlung mit der Hoffnung, daß Wright bald die sehnlich erwartete Ausgabe des Kâmil vollenden möge.

Berlin. Theodor Nöldeke.

Paris

Michel Lévy frères, libraires-éditeurs 1859. Souvenirs et correspondance tirés des papiers de Madame Récamier. Tome I, XXV u. 462; Tome II, 582 S. in Octav.

Das vorliegende Werk unterscheidet sich in manchen Beziehungen höchst vortheilhaft von verwandten

Digitized by Google

Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Litteratur. Hier ist kein Haschen nach pikanten Erzählungen und Bonmots, kein wohlgefälliges Verweilen bei schlüpfrigen Situationen. Die Haltung ist durchweg eine saubere, gehässige Anspielungen sind sorgfältig vermieden, die Darstellung zeigt sich fließend, ungesucht, nicht immer frei von einer gewissen Weichlichkeit. Sonach wird man es dem ungenannten Verfasser nachsehen, wenn seine Biographie häufig den apologetischen Charakter annimmt. Ihn hat, gleich Hunderten, die Récamier gefesselt, als ob sie ihm im Zauber der Jugendschönheit entgegengetreten wäre.

Interessant, das läßt sich nicht leugnen, bleibt diese Erscheinung immer, aber der deutschen Sitte und Anschauung steht sie fern; es ist durch und durch ein französisches, ein ausschließlich aus dem Pariser Leben hervorgegangenes und mit ihm genährtes Gewächs, die Frau der Gesellschaft, in der sich Schönheit und Anmuth, gesellige Talente und Herzensgüte concentriren, die überall Geschmack und einen esprit aimable zeigt, Freude an der Kunstwelt und schönen Litteratur und für beide ein gesundes Urtheil. Nur in der Hauptstadt konnten diese Gaben die reichliche Zahl von Kennern und die volle Würdigung finden; daher der namenlose Schmerz, die Tiefe des Unglücks, als ihr der Aufenthalt in Paris untersagt wurde.

Schon aus dem Gesagten ergibt sich, daß man hier nicht die Bekenntnisse einer schönen Seele, nicht die Selbständigkeit, den Scharfblick und das schöpferische Talent einer Staël erwarten kann. Die Ehe der Récamier dürfen wir nur als eine der äußeren Form nach eingegangene bezeichnen; des Gemahls geschieht höchstens im Vorübergehen Erwähnung; sie selbst gedenkt seiner in ihren Briefen so wenig, wie

Digitized by Google

ihre zahlreichen Correspondenten es für unnöthig, vielleicht selbst für unziemlich erachten, auf den zurückzukommen, dessen Name der ihrige geworden ist. Vor allen Dingen, es hat nie die Mutter aus der Frau gesprochen. In ihr wohnt eine merkwürdige Mischung von Eitelkeit und Aufopferungsfähigkeit, von feiner Sinnlichkeit und weiblichem Zartgefühl. Vom Hange der Intrigue würde auch der entschiedenste Gegner sie frei sprechen müssen. Ihr Wohlwollen, das, wenn auch ohne Berechnung, nicht immer der Grundlage der Eitelkeit entbehrt, leidet auch durch herbe Erfahrungen keine Schmälerung. Sie offenbart stets dieselbe Bereitwilligkeit, wenn es einer Aufforderung gilt, politisch Verfolgte durch Rath oder Verwendung zu schirmen, versteckte Verdienste ans Licht zu ziehen, Adspiranten der Akademie förderlich zu sein, jungen Gelehrten und Künstlern durch Aufnahme in ihren Salon die Anerkennung der Welt von Paris zu sichern. Dabei stoßen wir fortwährend, so sehr sie sich auch versteckt, auf eine feine Koketterie. Es ist immer die Frau, die gefallen, die Herzen an sich fesseln will; und des Sieges ist sie so gewiß, wie sie die schwerere Aufgabe, die Gefangenen in süßer Dienstbarkeit zu erhalten, mit wunderbarer Gewandtheit zu lösen versteht. Von den in die Biographie eingeschalteten Briefen gehört nur eine sehr kleine Zahl der Recamier. Lägen uns deren mehr vor — die von ihr für die Oeffentlichkeit bestimmten Niederzeichnungen können in dieser Beziehung kein Gewicht haben — so würden die vielfach in einander verschwimmenden Grenzen von Freundschaft und Liebe mit größerer Sicherheit zu bezeichnen sein. Bei vielen der hier mitgetheilten Zuschriften, die übrigens alle mehr oder weniger in Adoration übergehen, beruht das Interesse lediglich in der Persönlichkeit oder in der hohen Stellung des Abfassers.

Digitized by Google

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen wenden wir uns der Berichterstattung über das obengenannte Werk zu.

Eine Frau wie die Récamier, die sich stets innerhalb der Schranken des Privatlebens hielt, weder als Schriftstellerin auftrat, noch durch den Glanz der ihr verliehenen Gaben politischen Einfluß zu gewinnen trachtete und gleichwohl eine Berühmtheit erlangte, die sich weit über ihren Tod hinaus behauptet, gehört unstreitig zu den seltensten Erscheinungen der Neuzeit. Eben deshalb suchte man schon während ihres Lebens nach den verschiedensten Deutungen und verschmähte auch die gehässigsten nicht. Das war der Grund, aus welchem ihre Freunde wiederholt in sie drangen, die Gestaltungen ihres innern und äußeren Lebens aufzuzeichnen. Aber die sonst so muthige, und wie man meinen sollte, an den Erfolgen ihrer Talente gewöhnte Frau, rang in dieser Beziehung lange mit einem Mangel an Selbstvertrauen und wurde während der letzten Jahre ihres Lebens von einem hartnäckigen Augenübel heimgesucht. Deshalb fanden sich in ihrem Nachlasse nur aphoristische Niederzeichnungen, hingeworfene Bemerkungen und Schilderungen, die, verbunden mit den der Vernichtung entzogenen Correspondenzen, die Grundlage für eine Biographie abgeben konnten, aber zugleich den Gegenstand der Darstellung immer nur in den nicht gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens, im geistigen Verkehr mit bedeutenden oder hochgestellten Männern zeigen. Das steht um so mehr zu beklagen, als die vorliegenden Mittheilungen das Verlangen nähren, die Frau auch in ihrem Hauskleide, ihr Walten im Kreise der Häuslichkeit, im Auffassen und Ordnen der gewöhnlichen Verhältnisse des Tages verfolgen zu können.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

72. Stück.
Den 5. Mai 1860.

Paris

Schluß der Anzeige: »Souvenirs et correspondance tirés des papiers de Mad. de Récamier.«

Wir wollen nicht ſagen, daß ſie dabei nicht verloren haben würde, obwohl die Herzogin von Devonſhire einſt von ihr ſagte: »d'abord elle est bonne, ensuite elle est spirituelle, après cela elle est très belle« und der Verf. hinzufügt: »que l'on retourne la proposition, et l'on comprendra quel chemin ont infailliblement suivi les personnes qui se sont de plus en plus rapprochées d'elle.«

Der nächſte Eindruck, welchen die Récamier in ihrer Jugend machte, beruhte auf ihrer Schönheit; aber im Geſpräch mit ihr vergaß man dieſe Schönheit in gleichem Grade, als wiederum die Anmuth ihrer Converſation zur Nebenſache wurde, wenn ſich die Tiefe und Wahrhaftigkeit ihrer innerſten Natur entfaltete. Daraus erklärt ſich die Anziehungskraft, welche ſie auch im Alter auf Alle übte, welche ihr näher traten. Es wurde durch ſie keiner Frau Veranlaſſung zur Eiferſucht gegeben, ſie ſchloß ſich weiblichen Naturen ſo warm und hingebend an, wie ſie

Digitized by Google

ſtarke männliche Charaktere an ſich feſſelte, ſie erfaßte die zu verſchiedenen Zeiten ihr gebotene Gelegenheit, eine politiſche Rolle zu ſpielen, nur in ſo weit als Sitte und Bedingung der Frau es geſtatteten, und bewies in dieſer Hinſicht, namentlich zur Zeit der Reſtauration, einen Tact, der durch keine Verlockung getrübt werden konnte.

Drei Perſönlichkeiten ſind es vornehmlich, die neben der Frau in den Vordergrund dieſer Biographie treten: neben einem Mathieu de Montmorency, Ballanche, der Buchdrucker in Lyon, und Chateaubriant; ihnen zur Seite werden Frau von Staël, der leichtfertige, aber ritterliche Herzog von Laval, Prinz Auguſt von Preußen und der hochbetagte Herzog von Noailles die Aufmerkſamkeit des Leſers beſonders in Anſpruch nehmen.

Die am 4. Dec. 1777 zu Lyon geborene Juliette war die Tochter des dortigen Notars Jean Bernard, eines wohlgebildeten, ſanften Mannes, phlegmatiſch und von höchſt mäßigen Geiſtesgaben. Als der Vater unter dem Miniſterium Calonne eine Anſtellung als receveur des finances in Paris erhielt, ließ er das ſechsjährige Mädchen anfangs bei ſeiner in dem Städtchen Villefranche verheiratheten Schwägerin und übergab ſie dann den Kloſterfrauen von la Deſerte in Lyon zur Erziehung, von wo ſie als aufblühende Schönheit zu den Eltern zurückkehrte. Dort machte ſie (1791) im Kreiſe der eitlen, lebensluſtigen, nach Verkehr mit geiſtreichen Männern haſchenden Mutter die Bekanntſchaft mit Laharpe, den Mitgliedern der Nationalverſammlung Lemontey und Barrère und von Jacques Récamier aus Lyon, welcher bereits damals zu den gewichtigſten Banquiers von Paris zählte. Letzterer, ein gewandter, lebenskluger und vielſeitig gebildeter Mann, leichtfertig, nicht eben wähleriſch in ſeinem Umgange, ſtand im Alter von 42 Jahren, als er ſich (1793) mit der 15jährigen

Digitized by Google

Juliette vermählte. »Ce lien ne fut, d'ailleurs, jamais qu'apparent; Mme Récamier ne reçut de son mari que son nom. Ceci peut étonner, ſetzt der Verf., welcher ſo eben der moeurs légères des Mannes Erwähnung gethan hat, mit einigem Recht hinzu, mais je ne suis pas chargé d'expliquer le fait; je me borne à l'attester, comme auraient pu l'attester tous ceux qui, ayant connu M. et Mme Récamier, pénétrèrent dans leur intimité. M. Récamier n'eut jamais que des rapports paternels avec sa femme; il ne traita jamais la jeune et innocente enfant qui portait son nom que comme une fille dont la beauté charmait ses yeux et dont la célébrité flattait sa vanité.« Daß der reiche Banquier damals der Guillotine entging, mochte er hauptſächlich dem ſchützenden Umgange mit Barrère verdanken.

Ueber die erſten Jahre nach der Verheirathung von Juliette geht der Verf. raſch hinweg und begnügt ſich mit dem Verſuche, die ideale Schönheit der Gefeierten, die Grazie ihrer Bewegung, ihre Anmuth beim Tanz, ſelbſt ihre Garderobe — man möchte hier und bei manchen andern Gelegenheiten auf eine Verfaſſerin ſchließen — einer gewählten, mit allen Tinten der Romantik gefärbten Schilderung zu unterziehen. Wir begegnen der Frau bald in dem von ihrem Gemahl angekauften Hotel Neckers, bald in dem von ihm gemietheten Schloſſe zu Clichy, deſſen Nähe bei der Hauptſtadt den fortgeſetzten Beſuch an Oper und Bällen geſtattet. Dorthin, wo der reiche Banquier täglich offene Tafel hielt, drängte ſich die Blüthe der Pariſer Geſellſchaft, welche damals noch wenig durch die Geſetze des Ranges und Standes bedingt wurde. Auf dieſem Wege machte Juliette die Bekanntſchaft mit Lucian Bonaparte, der ſofort von glühender Liebe zu der ſchönen Frau ergriffen wurde und ihr ſeine Leidenſchaft geſtand. »Il

Digitized by Google

y a, heißt es bei dieser Gelegenheit, dans l'extrême jeunesse et l'innocence, lorsqu'elle est réelle, quelque chose qui impose aux plus hardis. Mme Récamier non seulement n'avait jamais aimé, mais c'était la première fois qu'elle se voyait l'objet d'un sentiment passionné. En recevant une première lettre d'amour, elle fut d'abord un peu troublée, mais presque aussitôt l'instinct de sa dignité de femme et la complète indifference qu'elle éprouvait lui révélèrent la ligne de conduite à suivre.« Mit feinem Tacte ignorirte sie die erste schriftliche Erklärung; aber als der Ungestüme mit seinen Bewerbungen nicht nachließ, theilte sie sich ihrem Gemahl mit und bat, dem Zudringlichen das Haus zu verschließen. Dazu ertheilte indessen der kluge Banquier seine Einwilligung nicht; er erwog sein Geschäft, die gebietende Stellung des Bruders von Lucian und ersuchte die Gemahlin, den Bewerber weder zur Verzweiflung zu treiben, noch ihm unbillige Zugeständnisse zu gewähren. Dieses Verhältniß dauerte länger als ein Jahr, bis Lucian, im Gefühl, daß er Gefahr laufe, den Gegenstand des Lächerlichen in dieser Gesellschaft abzugeben, sich zurückzog. Die hier abgedruckten Briefe desselben fließen von schülerhafter Emphase über und können der Frau von Geist die Behauptung einer ihrer Würde entsprechenden Stellung nur erleichtert haben.

Eine lohnendere und bleibendere Bekanntschaft wurde dagegen der Récamier durch Adrien und Mathieu von Montmorency zu Theil. Beide hatten sich vor Kurzem von der Emigration losgesagt und waren in ihr Vaterland zurückgekehrt; Adrien, nachmals bekannter unter dem Namen des Herzogs von Laval, belesen, ritterlich, von eleganter Bildung, aber, setzen wir hinzu, von jener flatterhaften Beweglichkeit, die der Franzose als unerläßliche Zugabe der Liebenswürdigkeit rühmt, während der Deutsche sie schlichtweg

Digitized by Google

als Leichtfertigkeit bezeichnet. Darin mochte Mathieu in früheren Jahren dem Vetter wenig nachgestanden haben, während er ihm an Festigkeit des Charakters und Tiefe der Auffassung entschieden überlegen war. Der Tod seines auf der Guillotine endenden Bruders, den er sich beimessen zu müssen glaubte, weil sein Ungestüm in der sog. Bartholomäusnacht des Eigenthums der Revolution Vorschub geleistet, hatte ihn für längere Zeit in eine Schwermuth gestürzt, der er unterliegen zu müssen schien. Erst im Verkehr mit der Frau von Staël fand er sich selbst wieder und seit der Zeit wurde »ce frivole jeune homme un austère et fervent chrétien.« In diesem Stadium seines Lebens lernte er die Récamier kennen und stand seitdem als treuer, väterlicher Rathgeber ihr zur Seite, verhüllte ihr keine seiner Befürchtungen, daß sie in der Lüge des Salonlebens oder als Opfer weiblicher Eitelkeit untergehen könne und suchte sie der Erkenntniß dessen entgegenzuführen, worin ihm Beruhigung zu Theil geworden war. Diesen Männern gegenüber lag dem fortgesetzten Verkehr mit Laharpe wesentlich die Liebe zur schönen Litteratur zum Grunde.

Im Jahre 1802 geschah es, daß Bernard, der zwei Jahre zuvor zum administrateur des postes ernannt war, unter der Anklage, den Correspondenzen der Chouans Vorschub geleistet zu haben, plötzlich verhaftet wurde. Eben befand sich Madame Bacciochi, die Schwester des ersten Consuls, mit Laharpe und der Frau von Staël im Schlosse zu Clichy, als die Tochter das ihren Vater betreffende Ereigniß erfuhr. Die um Vermittelung gebetene Bacciochi wich kühl aus und verwies auf Fouché. Von diesem mit dem leidigen Troste entlassen, daß nur ein unverweiltes Aufsuchen des ersten Consuls dem Vater Rettung bringen könne, eilte Juliette ins Theater zur Bacciochi, die, ohne durch die Unglück-

Digitized by Google

liche erweicht zu werden, den Schluß der Vorstellung abzuwarten ermahnte, um dann die Wege zur Erlangung einer Audienz zu besprechen. Da erhob sich im Hintergrunde der Loge ein großer, stattlicher Mann und zu der Weinenden sich wendend, bat er um die Vergünstigung, sie fortführen und die erwünschte Audienz bewirken zu dürfen. Es war Bernadotte, der noch am nämlichen Abend der Frau die Versicherung aus den Tuilerien bringen konnte, daß der Vater in der kürzesten Zeit in Freiheit gesetzt werden solle. Als nun im Jahre darauf auch über die Staël die Verbannung verhängt wurde, war es bei der Récamier um die früheren Sympathien für Napoleon geschehen, und ihr Verkehr mit Moreau und Bernadotte mochte am wenigsten geeignet sein, die Bewunderung für den ersten Consul wieder zu wecken. Dieser wiederum äußerte sich über den jeder politischen Meinung geöffneten Salon der Frau mit einer Mißliebigkeit, die einen großen Theil der bisherigen Besucher fortscheuchte. Das konnte freilich die Erbprinzen von Würtemberg und Meklenburg-Strelitz, sowie den Kronprinzen von Baiern nicht abhalten, durch häufige Besuche dem Geist und der Schönheit der Récamier ihre Huldigungen darzubringen; aber Metternich, der immerhin als Mitglied der östreichischen Gesandtschaft mehr Rücksichten zu beobachten hatte, wagte nur verstohlen den erbetenen Zutritt zu benutzen. Fouché, welcher sich häufig in Clichy einfand, warnte wiederholt vor dem rücksichtslosen Verkehr mit allen offenen und geheimen Feinden des Gebietenden; er suchte die Gemahlin des Banquier sogar auf Napoleons Seite zu ziehen, indem er sich anheischig machte, ihr die Stellung einer Palastdame zu verschaffen, und die hier gegebenen Andeutungen lassen vermuthen, daß es dem Kaiser weniger darauf ankam, den Salon in Clichy als die schöne Inhaberin desselben für sich zu gewinnen. Mit Feinheit

Digitized by Google

wußte dieſe den ihr gelegten Schlingen zu entgehen, und Fouché zog ſich, ſichtlich gekränkt, zurück.

Aus dem wahrhaft fürſtlichen Glanzleben, in welchem ſich Juliette bis dahin bewegt hatte, wurde ſie plötzlich durch die Erklärung ihres Gemahls herausgeriſſen, daß er durch eine Menge von geſchäftlichen Verwickelungen gezwungen ſei, ſeine Zahlungen einzuſtellen. Bei dieſer Gelegenheit legte die Frau einen Muth und eine Kraft der Entſagung an den Tag, die um ſo mehr überraſchen, als es einer Verzichtleiſtung auf alle Genüſſe galt, die durch Gewohnheit unentbehrlich geworden zu ſein ſchienen. Sie beſtand darauf, daß ihr Privateigenthum, Geſchmeide und koſtbare Andenken, zunächſt der Veräußerung preisgegeben werde, um nach Möglichkeit die Einbußen der durch den Fall ihres Gemahls Betroffenen zu decken. Junot, welcher für die von ihm verehrte Frau das Mitgefühl des Kaiſers rege zu machen verſuchte, wurde von dieſem mit der Antwort abgefertigt: »on ne rendrait pas tant d'hommages à la veuve d'un maréchal de France, mort sur le champ de bataille!« In Coppet, wohin ſie der Einladung der Frau von Staël gefolgt war, traf die Récamier mit dem durch Schönheit und Adel der Geſinnung ausgezeichneten Prinzen Auguſt von Preußen zuſammen, der, ſofort in Leidenſchaft für die Frau entbrennend, nur in dem Verlangen lebte, daß dieſe, nach vorangegangener Scheidung, ihm ihre Hand reichen möge. In der Staël fand er eine beredte Gehülfin zur Förderung ſeiner Wünſche und Juliette, geblendet durch die ſich ihr öffnenden Ausſichten fürs Leben und gerührt durch die Liebe des Sprößlings eines Königshauſes, dem das Herz der Frau mehr galt als das Geſetz der Geburt, ging die Verlobung ein. »La sorte de lien, fügt der Verf. hinzu, qui avait uni la belle Juliette à M. Récamier était de ceux que la réli-

gion catholique elle-même proclame nuls.« Dann erst theilte sie sich ihrem Gemahl mit und bat schriftlich um seine Einwilligung zur Auflösung der Ehe. Die Antwort lautete nicht ablehnend, aber sie verhüllte auch die schmerzlichen Gefühle des betagten, vom Unglück gebeugten Mannes nicht. Das bewog Juliette zur Rückkehr nach Paris. Noch wagte sie nicht, den offenen Bruch mit dem Prinzen herbeizuführen; sie hoffte in dieser Beziehung Alles von der Zeit und von der Trennung. Gleichwohl unterhielt sie einen lebhaften Briefwechsel mit dem Prinzen, dessen Hoffnungen durch die Uebersendung ihres Portraits nur genährt werden konnten, während die Frau ihrerseits durch religiöse Bedenklichkeiten, durch Zweifel, ob sie jemals im Stande sein werde, die Opfer, welche der Geliebte ihr bringen wollte, nach Gebühr zu vergelten, durch Furcht vor dem mit der Ehescheidung verknüpften Aufsehen, endlich durch den Gedanken, außerhalb Frankreichs leben zu sollen, immer entschiedener zu der Entscheidung gedrängt wurde, das in Coppet rasch verpfändete Wort zurückzufordern. Ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben konnte indessen den Prinzen nicht bewegen, auf die ihm gegebene Zusage zu verzichten. Noch vier Jahre darauf (1811) hielt er so fest an der Verheißung, daß er sich heimlich nach Schafhausen begab, um hier mit dem Gegenstande seiner Liebe zusammenzutreffen. **»Enfin j'espère que ce trait me guérira du fol amour que je nourris depuis quatre ans«** schrieb er der Frau von Staël, als er an dem verabredeten Orte der Ankunft von Juliette vergeblich entgegengesehen hatte. Es war ihm unbekannt, daß die Frau unmittelbar nach ihrer Ankunft in Coppet vom Exil betroffen war. Sobald er erfahren hatte, daß es nicht in ihrer Macht gestanden, der Zusage zu entsprechen, legte sich sein Unwille, die alte Neigung kehrte zurück und die hier

Digitized by Google

mitgetheilte Correſpondenz deſſelben zeugt von der Wahrheit und Treue, mit welcher ſein Herz der Frau anhing. Sein letzter Brief iſt drei Monate vor ſeinem Tode abgefaßt und ſchließt mit den Worten: »l'anneau que vous m'avez donné me suivra dans la tombe.«

Zu jener Zeit, als die wegen ihrer litterariſchen Thätigkeit und der unverholenen Darlegung ihrer politiſchen Geſinnung aus Frankreich verwieſenen Frau von Staël den Plan faßte, nach Schweden zu überſiedeln, entſchloß ſich die Récamier, der Freundin abermals einen Beſuch in Coppet abzuſtatten. Doch nahm ſie, um die Aufmerkſamkeit der Policei nicht rege zu machen, ihren Paß nach Aix in Savoyen, unter dem Vorgeben, ſich der dortigen Bäder zur Wiederherſtellung ihrer Geſundheit bedienen zu wollen. Die Bedenklichkeiten ihrer Freunde wogen für ſie weniger ſchwer, als die Pflicht, der Staël durch ihr Erſcheinen eine kleine Freude zu bereiten. Ihr Aufenthalt am Genfer See wurde auf wenige Tage beſchränkt, worauf ſie auf Umwegen nach Paris zurückkehrte. Hier wartete ihrer der Spruch des Kaiſers, der ſie aus der Hauptſtadt und deren Umkreis von vierzig Stunden verbannte. Unter dieſen Umſtänden wählte ſie anfangs ihren Aufenthalt in Chaons, um dem Mittelpunkte des franzöſiſchen Lebens wenigſtens möglichſt nahe zu bleiben, dann, weil ihr as Städtchen zu eng, alle Verhältniſſe zu bürgerich abgegrenzt waren, in Lyon, wo ſie mit dem chriftſteller und Buchdrucker Ballanche, einem eben häßlichen als geiſtvollen Manne, den Bund der reundſchaft ſchloß. Hier ſah ſie ſich im Anfange s Jahres 1813 von Mathieu de Montmorency ıfgeſucht und wurde durch ihn bewogen, in einer eiſe nach Italien die für ihre Geſundheit erforderhe Zerſtreuung zu ſuchen. Die auf dieſe Reiſe züglichen Niederzeichnungen bieten, bis auf den in

Digitized by Google

Rom und Albano mit Canova gepflogenen Verkehr und besonders das Verhältniß zu dem Königshause in Neapel, wenig Interessantes. Am letztgenannten Hofe wurde die Reisende von Murat und der Königin Caroline, die sich mit Liebe der in Paris angeknüpften Beziehungen erinnerten, mit einem Wohlwollen aufgenommen, das zu dem Verfahren des kaiserlichen Bruders der Königin einen scharfen Gegensatz bildete. Eben damals unterzeichnete Murat seinen Beitritt zu der gegen Napoleon geschlossenen Coalition. Eine hierauf bezügliche Mittheilung verdient es, unverkürzt hier angeführt zu werden. Sie lautet also: »Au moment de rendre cette transaction publique, Murat, extrêmement ému, vint chez la reine sa femme; il y trouva Mme Récamier: il s'approche d'elle, et espérant sans doute qu'elle lui conseillerait le parti qu'il venait de prendre, il lui demanda ce qu'à son avis il devrait faire: »»Vous êtes Français, sire, lui répondit-elle, c'est à la France qu'il faut être fidèle.«« Murat pâlit, et ouvrant violemment la fenêtre d'un grand balcon qui donnait sur la mer: »»Je suis donc un traitre«« dit-il et en même temps il montra de la main à Mme Récamier la flotte anglaise entrant à toutes voiles dans le port de Naples; puis se jetant sur un canapé et fondant en larmes, il couvrit sa figure de ses mains. La reine plus ferme, quoique peut-être non moins émue, et craignant que le trouble de Joachim ne fût aperçu, alla elle-même lui préparer une verre d'eau et de fleur d'oranger, en le suppliant de se calmer.«

Auf der Rückreise von Neapel wohnte die Récamier dem feierlichen Einzuge von Pius VII. in Rom bei. Nach einem dreijährigen Exil traf sie am 1. Junius 1814 in Paris ein.

Damit begann zum zweiten Male das Glanzle-

Digitized by Google

leben der Frau. Nicht nur, daß die durch den Tod der Mutter ihr zugefallene Erbschaft für alle zujüngst auferlegten Entbehrungen Entschädigung bot, es hatte auch der Gemahl sein Geschäft von neuem und mit Erfolg begründet. Sie konnte sich wieder des schmerzlich vermißten Umgangs mit dem verehrten Montmorency erfreuen, in der nach Frankreich zurückgekehrten Wittwe Moreaus begrüßte sie eine liebe Jugendfreundin, die Bekanntschaft mit der unter dem Namen einer Gräfin von Gothland in Paris lebenden Kronprinceſſin von Schweden wurde ohne Zwang erneuert und die früher erlittene Verbannung diente ihr in den aristokratischen Kreisen bourbonscher Rechtgläubigkeit als die vollgültigste Empfehlung. Daß auch Wellington der noch immer schönen Frau seine Huldigungen darbrachte, ließ sich diese, trotz ihres nationalen Hochgefühls gegen den Besieger Frankreichs, doch immerhin gefallen. Mit der Königin Caroline von Neapel blieb sie fortwährend im Briefwechsel und unternahm es auf ihre Bitte, einen Publicisten zu bezeichnen, der durch eine dem in Wien tagenden Congresse vorzulegende Schrift die Ansprüche Murats auf den bleibenden Besitz des Thrones von Neapel unterstütze. Ihre Wahl fiel auf Benjamin Constant, den leidenschaftliche Liebe für die schöne Fürsprecherin zur Annahme des Antrags bewog.

Die Récamier verließ Paris nicht, als der größere Theil ihrer Freunde vor dem von Elba zurückgekehrten Kaiser flüchtete. Nach dem Tage bei Waterloo und dem zweiten Einzuge der Alliirten in Paris gewann die Récamier eine interessante, bald bis zur Innigkeit gesteigerte Bekanntschaft in der Frau von Krüdener. Dann traf sie ein tiefer Schmerz durch den Tod der Staël, der wiederum die Veranlassung gab, daß der Erbprinz von Weimar mit Gefliſſenheit ihre Gesellschaft suchte und Chateaubriant sich ihr anschloß, der in Kurzem mehr

Digitized by Google

als einer der früheren Freunde ihrem Herzen nahe stand. Montmorency sowohl als Ballanche fürchteten, wie sich aus den hier mitgetheilten Briefen ergibt, daß ihre Freundin im Nähren dieser Neigung einer trostlosen Zukunft entgegengeführt werde. Darin trogen sie sich. Die kluge Frau ließ sich von dem Zauber des Poeten nur so weit umgarnen, als sie dadurch für die Welt an Interesse gewann.

An der Bildung des Ministeriums Villèle, welches bekanntlich auf den Sturz von Decazes folgte, hatte Chateaubriant wesentlichen Antheil. Dafür glaubte sich der eitle Mann, der über die Armuth und Vergänglichkeit alles Irdischen in glatter Prosa und in eleganten Versen declamirte, während er sein Leben als Dichter und Diplomat mit magern Brocken des Ehrgeizes nährte, zu Ansprüchen berechtigt, die auch bei seinen wärmsten Verehrern der Anerkennung entbehrten. Vorläufig mußte er sich mit der Stellung eines Gesandten am Hofe zu Berlin begnügen. Damit beginnt seine lebhafte Correspondenz mit der Récamier, deren Einfluß auf Montmorency ihm zur Förderung seiner Pläne dienen sollte. In einem Schreiben desselben aus Mainz begegnen wir dem Geständnisse, daß die deutschen Zustände im Allgemeinen doch in Frankreich verläumdet seien; der Kirchengesang sei vortrefflich, an Posten und Landstraßen keinerlei Ausstellung zu machen; aber, fügt er vorsorglich hinzu, es bleibt immer zu wünschen, daß die Deutschen eine gute Ueberbrückung des Rheins nicht aus den Augen verlieren, »car, dans l'état actuel des moeurs, ce fleuve les defend moins de la guerre que de la civilisation.« In Berlin findet er zwar einige Beruhigung in dem Umstande, daß man ihn als Schriftsteller kenne, „mais la nature des hommes est froide, ce que nous appelons enthousiasme est inconnu. On a lu mes ouvrages; on les estime

plus ou moins; on me regarde un petit moment avec une curiosité fort tranquille, et on n'a nulle envie de causer avec moi et de me connaître davantage.« In einem um wenige Wochen später abgefaßten Schreiben erkennt er mit Dank an, daß ihm in der preußischen Hauptstadt viel Freundlichkeit erwiesen werde, mit dem Zusatze „mais l'admiration ne met personne à mes pieds.« Wie in seinen Poesien, so auf dem Gebiete der Politik flattern seine Sentiments von einem Blumenkelche zum andern, und der Vicomte läßt in seinem königlich-bourbonschen Herzen immer noch ein Kämmerlein für die Liberalen Italiens vom Jahre 1821 offen. Eine hierauf bezügliche Aeußerung möge, weil sie auch für die Jetztzeit nicht ohne Interesse ist, hier hervorgehoben werden. Sie betrifft den Prinzen von Carignan, dessen Abfall von der Sache der Carbonari und lautet also: »Tout cela est d'une canaillerie abominable, et les liberaux sont désormais déshonorés. L'independance de l'Italie peut être un rêve généreux, mais c'est un rêve, et je ne vois pas ce que les Italiens gagneraient à tomber sous le poignard souverain d'un carbonaro. Le fer de la liberté n'est pas un poignard, c'est une épée.«

Die dem Jahre 1822 angehörige Correspondenz, welche Chateaubriant mit der Récamier führte, besteht mehr aus kleinen graciösen Billets an die verehrte Frau, die aber nebenbei fortwährend als Handhabe benutzt wird, um durch ihren persönlichen Einfluß auf Montmorency seinen politischen Launen und Sprüngen Geltung zu verschaffen. Es handelt sich hier zunächst um die Betheiligung am Congreß zu Verona, und der Schreiber, welcher von der Besorgniß nicht lassen kann, daß ohne ihn die europäische Diplomatie keine Einsicht in die Forderungen der politischen Lage gewinnen werde, spricht in folgenden

Digitized by Google

nicht eben ritterlichen Worten zu Montmorency: »Je désire aller au congrés. Je pense qu'il est bon pour vous et pour moi que vous me mettiez en rapport direct avec les souverains de l'Europe; vous compléterez ainsi ma carrière, et vous m'aurez toujours sous la main pour vous faire des amis et pour repousser vos ennemis.« Entspricht Letzterer den Capricen des Schreibers, so wird ihm mit einem »noble duc« gelohnt; wehrt er dagegen ab, so ist er »peu raisonnable.« Der Frau aber sucht der Poet begreiflich zu machen, daß sein Wunsch, nach Verona zu gehen, lediglich auf dem Verlangen beruhe, sie auf der Durchreise in Paris begrüßen zu können.

Der Austritt Montmorency's aus dem Ministerium und der Eintritt Chateaubriants in dasselbe, rief zwischen beiden Männern eine Spannung hervor, deren verdrießliche Folgen die Récamier um so mehr zu tragen hatte, als sie beiden, wenn schon in verschiedener Weise, mit Liebe zugethan war. Mit weiblicher Gewandtheit suchte sie auszugleichen, zu versöhnen, aufsteigendes Mißtrauen zu beseitigen und wenn es ihr auch nicht gelang, das frühere Verhältniß wieder herzustellen, so wußte sie doch jedem eclatanten Ausbruche des Zwiespalts vorzubeugen.

Gegen Ausgang des Jahres 1823 trat die Récamier abermals eine Reise nach Italien an, vornehmlich weil eine Brustkrankheit ihrer Nichte den Aufenthalt im Süden erheischte. In Rom fand sie bei dem Herzoge von Laval, welcher damals als Gesandter Frankreichs am römischen Hofe lebte, und bei der Herzogin von Devonshire das wohlwollendste Entgegenkommen. Dort erneuerte sie die Bekanntschaft mit verschiedenen Mitgliedern der Familie Bonaparte, verkehrte mit Künstlern, ließ sich von Ampère über die Schätze des Alterthums belehren und schloß sich vorzugsweise der liebenswürdigen Herzogin

Digitized by Google

von St. Leu (Königin Hortenſe) an, ohne zu befürchten, dadurch in den Augen der Regierung und ſelbſt ihres Freundes Montmorency compromittirt zu werden. Mit Letzterem, ſowie mit Chateaubriant, ſtand ſie fortwährend im lebhaften Briefwechſel. Montmorency zuerſt theilte ihr den Sturz des Vicomte mit, weil, wie er hinzufügt »ce qu'il m'importe le plus de savoir, et ce que je ne devine pas parfaitement, c'est votre impression à vous. Serez-vous fachée pour son bonheur, et le vôtre en recevra-t-il la moindre atteinte? Cela peut-il influer sur votre retour plus ou moins prompt? Enfin tout ce qui tient au coeur, à l'amitié, est de mon ressort; et c'est pour cela que je suis si peiné de ce retard de votre retour.« So ſehr die Récamier das Unglück ihres Freundes beklagte, ſo wenig konnte ſie den gänzlichen Mangel an Selbſtbeherrſchung billigen, den der in ſeiner Eitelkeit bitter Gekränkte bei dieſer Gelegenheit an den Tag treten ließ. Er wußte, daß die feinfühlende Frau ſein maßloſes Verfahren nicht gut heißen konnte; daher für die längere Zeit die wachſende Kühle und die Minderung des brieflichen Verkehrs.

Die Schönheiten Neapels, wohin ſie ſich von Rom begeben hatte, konnten aus dem Herzen der Récamier den Schmerz über das Mißgeſchick und die bittere Stimmung Chateaubriants um ſo weniger verdrängen, als ſie dieſes Mal nicht, wie es früher der Fall geweſen, den Gegenſtand des Wohlwollens am königlichen Hofe abgab. Daher ihre baldige Rückkehr nach Rom, wo ſie im Hotel der franz. Geſandtſchaft das ſociale Leben der belle France würdig vertreten fand. Den Rückweg nach der Heimath nahm ſie über Trieſt, um im Geſpräch mit Caroline, der ehemaligen Königin von Neapel, der Tage vergangener Herrlichkeit mit Wehmuth zu gedenken. Dann feierte ſie ihr Wiederſehen mit Chateaubriant, in Bezug auf welchen wir

Digitized by Google

in einem Briefe von Ballanche folgenden treffenden Aeußerungen begegnen: »La tristesse dont il est obsédé ne m'étonne point; la chose à laquelle il avait consacré sa vie publique est accomplie. Il se survit, et rien n'est plus triste que de se survivre; pour ne pas se survivre, il faut s'appuyer sur le sentiment moral. Ainsi donc votre douce compassion sera encore son meilleur asile. J'espère que vous le convertirez au sentiment moral; vous lui ferez comprendre que les plus belles facultés, la plus éclatante renommée ne sont que de la poussière, si elles ne reçoivent la fécondité du sentiment moral.« Mit dem Jahre 1826 nimmt die Mannichfaltigkeit der Correspondenzen ab. M. Montmorency und die Frau v. Staël waren der R. durch den Tod entrissen, während Chateaubr. sich selbst als einen Gebrochenen ihr gegenüberstellt. Seine aus Italien, Frankreich u. der Schweiz datirten Briefe — sie sind zum Theil im 10. Bde der mémoires d'outre-tombe abgedruckt — füllen den größeren Theil des 2. Bandes. Dann brachte die Julirevolution einen neuen Riß in das gesellige Leben der Frau, u. wiederum lag ihr die Aufgabe ob, zwischen den scharf einander gegenüberstehenden Parteien die Vermittlerin abzugeben. Eine im Sommer 1832 unternommene Reise nach der Schweiz mochte hauptsächlich auf dem Wunsche beruhen, sich der Nähe des geliebten Vicomte zu erfreuen. Der Aufenthalt in Arenenberg wurde ihr damals durch die Trauer der Herzogin v. St. Leu über den im Jahre zuvor erlittenen Verlust ihres älteren Sohnes (Charles Napoleon) getrübt; der Bruder desselben, Louis Napoleon, zeigte sich poli, distingué, taciturne. Seit dem Jahre 1839 litt die Récamier an einem Augenübel, das später die vollständige Erblindung herbeiführte. Sechs Jahre darauf war es, daß der vor kurzem verwittwete Chateaubriant seine Freundin bat „d'honorer son nom en consentant à le porter." Daß die blinde, 70jährige, wenn schon, wenn wir den Versicherungen des Vfs Glauben beimessen dürfen, noch immer schöne Frau das Anerbieten ausschlug, wird man begreiflicher finden, als daß es überhaupt gemacht werden konnte. Sie sollte den Tod auch dieses Freundes noch erleben dem sie am 11. Mai 1849 ins Grab folgte.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.
Den 7. Mai 1860.

Leipzig und Heidelberg
C. F. Winter'sche Verlagshandlung 1860. Allgemeine geographische Meteorologie oder Versuch einer übersichtlichen Darlegung des Systems der Erd-Meteoration in ihrer klimatischen Bedeutung. Von A. Mühry, M. D. Mit vier Karten und vier Holzschnitten. XII u. 203 S. in Octav.

Mit vorliegendem Werke ist der Schluß einer größeren Reihe von klimatologischen Untersuchungen gegeben, welche der Verf. gleichsam wie eine Lebens-Aufgabe betrachtete und welche ihn, wie er wohl sagen kann, fast ausschließlich und ununterbrochen eine Zeit von sechs Jahren beschäftigt haben. (S. die vorhergegangenen Schriften, „Die geographischen Verhältnisse der Krankheiten oder Grundzüge der Noso-Geographie" 1856, und „Klimatologische Untersuchungen oder Grundzüge der Klimatologie" 1858). Es blieb dabei noch übrig und es ergab sich als thunlich, auch den rein meteorologischen Theil zu bearbeiten. Es ist damit der Versuch gemacht, eine allgemeine geographische Uebersicht der meteorischen

Digitized by Google

Verhältnisse, als eines zusammenhangenden Systems zu gewinnen, so weit dies möglich war, begreifend die in klimatischer Hinsicht wichtigsten Momente; diese sind Temperatur; Winde; Dampfgehalt (mit Saturations-Stand, Evaporations-Kraft und Regen); und Luftdruck*). Und weil dieser Theil eine allgemeinere Bedeutung besitzt, so ist er hier als selbständiges Buch ausgegeben worden, zu etwaiger Benutzung in weiteren Kreisen, auch der Botanik, der Landwirthschaft, der physikalischen Geographie, der Geschichte, der Kriegs-Wissenschaft, der Handels-Wissenschaft, der Nautik, der Colonial-Politik, der Reisen, der Emigrationen, der Missionen, und der socialen Zustände der Bevölkerungen überhaupt.

Als die erste Bedingung des Erfolges wurde anerkannt, daß zur Unterlage eine ungewöhnlich große Sammlung von Beobachtungs-Material vorliege. Daher ist diese zuvor angelegt und bis zu einer solchen Ausdehnung gebracht worden, daß man

*) Also sind nicht darunter aufgenommen, Elektricität und Magnetismus; denn beide haben keine erkennbare klimatische Bedeutung. Für die Elektricität aber ist außerdem kaum schon möglich, eine geographische Uebersicht auch nur anzudeuten, wenn man nicht etwa eine Sammlung der Gewitter darunter versteht. Wir wissen kaum mehr, als daß die Vertheilung der permanenten Menge von Elektricität der Erd-Oberfläche mit der Temperatur-Vertheilung parallel geht, zunehmend nach dem heißen Gürtel hin, wie auch im Sommer und bei Tage (also auch mit täglichem Umlauf um die Erde), aber abnehmend nach den Polen hin, wie auch im Winter und des Nachts. Aber dabei bestehen regelmäßige und unregelmäßige Oscillationen, theils in der Vertheilung mittelst des Dampfgehalts der Atmosphäre bei Wolkenbildung, oder aber in der Isolirung, theils in der Ansammlung auf Gipfeln und in der Differenzirung, welche wir noch gar nicht geographisch übersehen können, aus Mangel an Beobachtungen.

Digitized by Google

sagen kann, wie eine andere schwerlich jemals vorher zu gleichem Zwecke zusammengetragen und benutzt worden ist. Das daraus entstehende Ergebniß mußte schon deshalb größer ausfallen, als bei beschränkteren Sammlungen; wer zuerst eine galvanische Batterie von ungewöhnlicher Kraft construirt, wird größere materielle Wirkungen erzielen müssen; ein solches Gleichniß ist hier anwendbar. (Außer den schon in den genannten früheren Werken mitgetheilten Sammlungen lag noch im Manuscripte vor eine „Klimatographische Uebersicht der Erde, in einer Sammlung authentischer Berichte", welche als Fortsetzung mit jenen die Zahl von 700 ausgezogenen und commentirten Berichten überschreitet). Mit diesem Material von Thatsachen sind dann in Verbindung gebracht worden die in der physikalischen Geographie gültigen Grundsätze, und zwar vornehmlich und erklärlicher Weise, entsprechend der deutschen Schule dieser Wissenschaft, in welcher vielleicht ganz besonders der eigenthümliche circumspective Sinn der Deutschen mit Erfolg sich geäußert hat. Bei der weiteren geographischen Anwendung derselben mußte dann das ganze, die Erde umfassende, natürliche Bild, in seiner Bewegung, wie von selbst hervortreten.

Der Verf. hat eben angegeben, wie der Gang seiner Studien und Untersuchungen ihn zu vorliegendem Unternehmen geführt habe. Er ist ausgegangen von einer zunehmend genauer und umfassender werdenden Beachtung der physisch-geographischen Momente, in ihrer Einwirkung auf die Organismen, diese sind die klimatischen Verhältnisse; und ist hingelangt zu einer Darlegung der rein meteorischen Vorgänge, als eines tellurischen zusammenhangenden Systems, oder, wenn man den Ausdruck überhaupt gestatten will, der Erd-Meteoration. So ist ihm zugefallen, eine allgemeine geographische Meteorolo-

Digitized by Google

gie aufzustellen, zu welcher Aufgabe vielleicht Mancher ihm nicht den Beruf zuerkennen wird. Er hat dabei den Grundsatz festgehalten, „von seinen Nachfolgern solle dereinst sehr viel hinzugefügt, aber wenig oder nichts hinwegzunehmen für nöthig erachtet werden.“ Er ist der Meinung, daß Untersuchungen, auf welche er eine Reihe von Jahren in unbeschränkter Muße und unterstützt von den reichsten litterarischen Hülfsmitteln (wie sie zum bei weitem größten Theile die hiesige Universitäts-Bibliothek gewährte) verwendet hat, nicht ganz unwürdig mit diesem Werke abgeschlossen worden sind. Wäre er nicht dieser Meinung, so würde er die Veröffentlichung so schwieriger und mühsamer Untersuchungen gar nicht unternommen haben, zu welcher ihn nur innere Gründe, d. s. die Befunde selbst, bestimmen konnten.

Diejenigen Einzelnheiten, welche für eigenthümlich oder für neue Ergebnisse gelten können, findet man bei jedem der vier Kapitel angedeutet. Als solche sind vielleicht folgende der Beachtung besonders zu bezeichnen: Ueberhaupt die geographische Bearbeitung der Meteorologie, die ganze Erde begreifend; das Temperatur-System des Erdbodens, mit der Insolations-Schicht der Erdkugel; das oceanische Temperatur-System; das atmosphärische Temperatur-System, als Wirkung jener beiden betrachtet; — das allgemeine System der Winde, der Passat auch im Innern der Continente, der Subtropen-Gürtel um die ganze Erde reichend; — die geographische Vertheilung der Dampfmenge, des Saturationsstandes und der Evaporations-Kraft, und die des Regens in einem System von sechs Gürteln mit verschiedenen Regenzeiten auf der Erdkugel; die genaue Grenze zwischen den tropischen Regen und den subtropischen. — Die geographische Uebersicht des Luftdrucks, in-

Digitized by Google

dem dabei die Sonderung des Dampfdrucks durchgeführt ist.

Unvollkommenheiten werden am ersten von Kennern entschuldigt werden, weil diese auch der Schwierigkeiten am besten sich bewußt sind. Man wird nicht verkennen, daß ein zu specielles Eingehen auf topographische Verhältnisse nicht die Absicht sein durfte. Aber auf die annoch bestehenden Probleme der Wissenschaft ist, bei Gelegenheiten, absichtlich aufmerksam gemacht worden; diese zu bemerken, ist immer von größtem Nutzen, und auch Manchem sogar willkommner, als bereits gelöst'te Fragen zu finden, aus psychologischen Gründen; denn oft ist das Forschen nach der Wahrheit dem Menschen werthvoller, als die Wahrheit selbst.

Ein zuverlässiges Zeugniß erkennt der Verf. in der Consequenz, welche in dem Ganzen unverkennbar hervortritt, d. i. das Zusammenstimmen der Thatsachen. Darin erblickt er die sicherste Gewähr für die Richtigkeit des Inhalts. Man findet in dem Buche keine mathematischen Formeln, aber mathematische Genauigkeit wird man nicht vermissen. Auch präcise Sprache ist als eine Bedingung der Verständlichkeit anerkannt, und letztere als das Ziel jeder Mittheilung.

Am Ende finden sich noch weitere Belege und Erörterungen, als Noten. Gewidmet ist das Buch dem internationalen Congreß für Statistik, dessen segensreiche Wirkung schon jetzt erkennbar ist und der hoffentlich auch für die deutschen Bundesstaaten sich wiederholen wird. —y.

St. Petersburg

Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Sanskrit-Wörterbuch herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wis-

Digitized by Google

senschaften, bearbeitet von Otto Böhtlingk und Rudolph Roth. Erster Theil (1852—1855). Die Vokale. 1855. XII gr. 4to. 1142. III. — Zweiter Theil (1856—1858) क — ह. 1858. IV 1100. II. — Dritter Theil. Bogen 1—20 त — तावन्त्. 320 S.

Wir haben den Anfang dieses großartigen Werkes, welches ebenso sehr den Bearbeitern Ehre macht, als der Akademie, welche sein Erscheinen ermöglichte, und vor Allem unsrer Zeit, welche nach verhältnißmäßig so kurzer Einführung des Sanskrit in den Kreis der europäischen Studien zu einer solchen Arbeit sich befähigt erweist, nach Herausgabe der ersten Lieferung in diesen Anzeigen freudig begrüßt (1853 St. 153 S. 1533) und unsre besten Wünsche für seinen Fortgang ausgesprochen. Jetzt — nach acht Jahren ungehemmten Fortschritts — wo etwa ein Drittheil desselben in demselben Geist, in welchem es begonnen, vollendet vor uns liegt — halten wir es für angemessen, unsern Blick demselben von neuem zuzuwenden.

Wie dieses Unternehmen einem äußerlich und innerlich mächtig drängenden Bedürfniß entgegenkam, so ist es auch fast einhellig von allen, welche für diese speciellen oder damit in näherer und entfernterer Verbindung stehenden Studien, deren Förderung durch dasselbe einen neuen Schwung und eine sichre Grundlage erhielten, Theilnahme hegen, auf das dankbarste entgegengenommen.

Obgleich — wie gesagt —, erst zu einem Drittheil vollendet, hat es dennoch — wie man sich durch Beachtung der auf dem Gebiet des Sanskrit, der Vergleichenden Grammatik und Mythologie erschienenen Werke überzeugen kann — schon in weiten Kreisen auf das allergünstigste gewirkt und seine

Digitized by Google

Reichhaltigkeit, sowie gleichmäßig geistvolle und gründliche Behandlung macht es ebenso sehr zu einer reichen Fundgrube als zur unabweislichen Nothwendigkeit, sich über alle einschlagenden Artikel in ihm Raths zu erholen, und die in ihm niedergelegten Ausführungen und Ansichten annehmen oder widerlegend zur Grundlage weiterer Forschung zu machen.

Als wir unsre erste Anzeige schrieben, waren erst die ersten zehn Bogen erschienen, von अ bis अध्युष्ट reichend. Jetzt liegen zwei volle Bände und die beiden ersten Lieferungen des dritten Bandes vor uns. Der erste Band umfaßt die vokalisch und diphthongisch anlautenden Themen und Wörter, der zweite die mit Gutturalen und den beiden ersten Palatalen, die beiden Lieferungen des dritten die mit den übrigen Palatalen, Cerebralen und die mit त anlautenden bis तावत्. Die Anlage des Werkes, welches ursprünglich nur auf dreißig Lieferungen in je zehn Bogen veranschlagt war, ergibt sich durch das bisher Erschienene als bedeutend überschritten. Dieses Drittheil füllt schon mehr als 160 Bogen, so daß das Ganze wohl gegen 500 umfassen wird. Im Interesse der Wissenschaft ist diese Erweiterung des Umfangs ein großer Gewinn zu nennen, und bei der Billigkeit des Preises, welchen die Akademie für das Werk angesetzt hat, lohnt sie die verhältnißmäßig geringe Mehrausgabe über und über.

Schon im Verlauf des ersten Bandes ist immer mehr Material in das Bereich der Arbeit gezogen, wie man sich durch die Vergleichung des Quellenverzeichnisses, welches der ersten Lieferung beigegeben war, mit dem, welches den Abschluß des ersten Theiles begleitet, überzeugen kann. Eben so sind während der Bearbeitung des zweiten Theils neue Quellen hinzugetreten, wie die hier mitgetheilten neuen Verweisungen zeigen und nicht minder ist dies auch

Digitized by Google

in den beiden Lieferungen des dritten Theils geschehen, wie die Umschläge darthun.

Die Darstellung ist sich wesentlich gleich geblieben und hat eher — wie sich dies an und für sich erwarten läßt — im Fortgang der Arbeit an Sicherheit der Methode zugenommen.

Wenn trotz dem das Werk sowohl der Ergänzung als der Umwandlung im Einzelnen vielfach Raum gewährt, so ist dies eine natürliche Folge davon, daß eine große Anzahl von Schriften, welche zur Vervollständigung dieses Thesaurus dienen werden, noch unedirt und größtentheils auch unbenutzt in den Bibliotheken liegen, oder noch gar nicht zugänglich sind, und die tiefere Kenntniß des Sanskrit — nicht am wenigsten auf Grundlage des in den bisher erschienenen Theilen dieses Wörterbuchs geleisteten — von Tag zu Tag weiter schreitet. Wenn diese Fortschritte den hohen Werth der hier niedergelegten Leistungen nicht verringern, so ist das zwar einerseits — jedoch in geringerem Grade — den trefflichen Vorarbeiten zu verdanken, welche die indische Grammatik und Lexikographie gewährt, andrerseits aber — und zwar in viel größerem — der gründlichen Betrachtung und Erwägung, welche dieses Werk durchweg kennzeichnet. Es gewährt in der That die vollständige Ueberzeugung, daß die Verff., in keinem Augenblick ermüdet, stets mit ganzer Kraft und Anspannung ihrer intellectuellen Kräfte ihrer Aufgabe obliegen.

So dürfen wir denn auch dem weiteren Verlauf des Werkes mit immer steigender Hoffnung entgegensehen und überzeugt sein, daß es dem Charakter, welcher es bis jetzt auszeichnet, nicht bloß treu bleiben, sondern auch an Werth noch immer zunehmen werde.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.
Den 10. Mai 1860.

St. Petersburg

Fortsetzung der Anzeige: »Sanskrit-Wörterbuch u. s. w. bearb. von O. Böhtlingk u. R. Roth.«

Ehe ich diese Anzeige schließe, erlaube ich mir einige kleine Ergänzungen mitzutheilen, die mir grade zur Hand sind, theils aus Handschriften, welche den Herrn Bearbeitern bisher nicht zugänglich waren. Auf Kritik der in diesem Wörterbuch behandelten Artikel werde ich mich dabei nur in äußerst wenigen Fällen einlassen; diese wird fortan bei Herausgabe oder überhaupt Behandlung der Schriftstellen, welche minder richtig gefaßt zu sein scheinen, oder sonst gehandhabt werden müssen.

Zu अंसय mit Präfix वि adde Bed. „täuschen“ (vgl. व्यंसित und व्यंसक in Wilson's Diction. und Sch. Pân. II, 1, 72) Pancat. p. 202, 25.

adde अकस्मिक Adj. fem. की (in तन्नाकस्मिकी ल्वे V. L. der Hamburger Hdschriften zu Pancat. Kos. p. 186,16) „plötzlich“.

Digitized by Google

Zu अगुण adde: Adj. „ohne Vorzüge“ in Pancat. Berol. Bl. 150b in folgender Arja-Strophe:

हेतुप्रमाणयुक्तं वाक्यं न श्रूयते दरिद्रस्य
अगुणं पण्डमनर्थं वाक्यं श्रव्यं (Hdschr. °व्य) समृद्धस्य ॥

„Eines Armen Rede wird nicht gehört, wenn sie auch mit Gründen und Beweisen belegt ist; eines Reichen Rede muß man anhören, wenn sie auch ohne Vorzüge, ungebildet und sinnlos.“

Zu अङ्ग. Ich halte dies für einen alten (vedischen) Instrumental mit verkürztem Auslaut (für अङ्गा) von अङ्ग „Körper“, weil man beim Schwur den Körper berührte (vgl. z. B. Ambopâkhy. in meiner Chrest. III, 16. 16) vgl. auch कलीकृत (unser „bei Leibe“ bedeutet dagegen „so wahr dir dein Leib (= Leben) lieb ist und dient deshalb nur bei Verboten).

adde अङ्गीकारण Vedântasâra 19.

Zu अङ्गीकार adde: Vedântas. 22.

adde अञ्जोदत् Rig Veda V, 44, 2.

Zu अच्छोद „See“ adde Skandap. Kâçîkh. XII, 64.

Zu अजागर adde अजागरा Rv. X, 104, 9.

adde अजुर्यमुस् Rv. V, 6, 10. Denn wohin auch dies Wort (nach Sch. wohl richtig, aber gegen Pada, Zusammensetzung aus ajuḥ und yamuḥ) gestellt werden mag, so muß es doch auch besonders erwähnt werden, damit man weiß, wo man es zu suchen hat.

adde अतिगाध Mhbh. XII, 4891.

adde अतित्वरस् n. „übermäßige Eile“ Pancat. Berol. 107a (= Uebersetzung II, 143, 2 v. u.).

Zu अतिभूमि adde Pancat. ed. 2. I, d. 229 Kâlid. Mâlavikâ. 32, 7.

Digitized by Google

adde अतिविसारिन् Adj. णी „überaus glatt (fein“ vgl. Wilson विसारिन्) in Pancat. Berol. 111, a:

प्रज्ञयातिविसारिण्या यो धनेन बलेन वा ।
धुरं वहति गोत्रस्य ज्ञानिनी तेन पुत्रिणी ॥

adde अत्यादर m. „übermäßige Inständigkeit“ अत्यादरेण पृष्ट० Pancat. Berol. 87, a (= Uebſtzg. II, 136, 21).

adde अदन्तजात (Vollſt. Sſkr. Gr. § 664 Pân. II, 2, 37 Gana आहिताग्नि) Acvalây. Grs. in ZDMG. IX, x, 20.

Zu अधरोत्तर adde Pân. II, 4, 12 (Vollſt. Gr. § 629).

adde अधिषवणं Rig V. I, 28, 2.

Zu अनुप्रवेश msc. adde „hartnäckige Verfolgung“ Çiçupâlav. IX, 48.

adde अनुप्रहारम् Avyayîbh. Pancat. Berol. 123, b bei Weber Ind. St. III, 371 (= Uebſtzg. II, 155, 16).

Zu अनूरु Bed. 2. adde Skandap. Kâçikh. II, 13.

ad. अनुस्यूतत्व n. Vedântas. 10.

Zu अन्तर्वेशिक adde Kâmand. Nîtis. VII, 43, wo ſo zu ſchreiben.

adde: अन्तर्बिल (wohl अन्तर्विल zu ſchreiben, vgl. विल) ntr. Skandap. Kâçikh. XLI, 108, wo die Schol. छिद्राया मूलभागस्थं छिद्रं (man leſe छिद्रं) gloſſiren. Die Stelle des Textes lautet:

संपीड्य रसनाग्रेण राजदन्तर्बिलं महत् ।
ध्यात्वा सुधामयीं देवीं षण्मास्येन कविर्भवेत् ॥

„Mit der Zungenſpitze die glänzende große Zwiſchenöffnung (an der Zungenwurzel) zuſammendrückend, an die nectarreiche Göttin denkend, wird er in ſechs Monaten ein Weiſer.“

Digitized by Google

Zu अपकर्मन् adde: Siddh. Kaum. 216, b ad Pân. III, 1, 123.

Zu अपक्व adde: „ungebrannt" (von Töpfen) Pancat. III, d. 13 Kâmand. Nîtis. IX, 60.

Zu अपह adde: तमोपह Kirâtarj. V, 22 (Beispiel zu Pân. III, 2, 50) प्रपापह Râjatar. V, 179.

Zu अपाश्रय adde Daçakum. p. 90 Sch. (bei Wilson).

Zu अप्सु adde ऽअप्सु in विप्रवाप्सु Rigv. I, 148, 1.

adde अभिनन्दन in Häberlin Anthol. S. 524, 9.

adde अभियानक Adj. Panc. Berol. 86, a तमभियानकं सिंहं दृष्ट्वा (= Uebsttg. II, 135, 8 v. u.).

Zu अभिसंधान Bed. 2 adde: Mhbh. XII, 5113.

adde अभ्युद्यिन् Adj. f. नी Râjatar. V, 36 („drohend"?).

Zu अम् S. 367, 7 adde RigV. IX, 114, 4.

adde: अमरपुरी Pancat. 84, 17 vgl. 83, 16.

adde अम्बुपति Panc. I, d. 316.

Zu अरण्यानी in Bed. „großer Wald" Skandap. Kâçikh. XXX, 53.

Zu अरिष्टनेमि adde °नेमिन: Râmây. V, 2, 10.

adde अर्धपथिन् Panc. 134, 17.

Ich finde die Form अवोस् Rig V. VI, 67, 11, VII, 67, 4, X, 132, 5 nicht erwähnt.

Zu अवनम् adde Ritusamh. VI, 15.

Zu अवमर्द adde Pancat. Kos. ed. 2, I, 234 (= Koseg. I, S. 58 hinter I, d. 270) „gewaltsame (eigenmächtige) Behandlung":

कार्यापयर्थावमर्देन स्वनुरक्तो पि साधयन् ।

नोपेक्ष्यः सचिवो राज्ञा

„Selbst ein sehr ergebner Minister, wenn er die

Geschäfte mit eigenmächtiger Behandlung der Angelegenheiten besorgt, darf von einem König nicht unbeachtet gelassen werden."

Zu अवलान Bed. 2 ntr. adde Çiçupâlav. IX, 49.

Zu अवसर 3. bemerke man, daß मन्त्रभेद „Verrath eines Beschlusses des Königs ist", vgl. Pancat. 65, 19 und I. dist. 304. 305.

adde अवस्थापन n. „Ausbietung" Daçak. in meiner Chrest. 180, 15 vgl. Ambopâkhy. ebds. S. 8, 31.

adde ऽग्रवह Panc. 100 d. 463. Nach Pân. III. 2, 50. Vollst. Gramm. § 272 könnte man vielleicht अपह vermuthen; allein auch die Regel für dieses ist daselbst zu beschränkt.

Zu अवितथ adde Hitop. II, 51 = Kâmand. Nitis. V, 22, wo अवितथोक्तु° vergl. auch Kâl. Mâlavikâ 9.

adde अविप्रवासम् Avyayibh. Pancat. 155 d, 59.

Zu 1 अवी adde Regnier zu Prâtiç. II, 38.

adde अव्यापार् m. Pancat. 9, d. 36.

Zu 2 अश् adde (unter उप) उपाश्नियात् statt °अनीयात् mit Kürze wegen Metrum Mhbh. T. III, p. 481, Vs 3266.

Zu अष्टाङ्ग vgl. Babington zu Vedala Kadai in Miscellaneous Translations pag. 43 n., wonach „Stirn, Brust, Schultern, Hände und Füße".

Zu 2 अस् adde (unter पर्युद्) „aufheben" (von einer Regel) Sch. Rig V. zu I, S. 52, 2.

Zu असूर्त und सूर्त erlaube ich mir eine andre Erklärung vorzuschlagen. Wie त्वर् im Ptcp. und sonst तूर् wird, so betrachte ich सूर्त als Ptcp. Pf. Pass. des Verbum, von welchem स्वर् und aa. stammen (GWR. I, 456 ff., wo man noch zendisch qare-

nanh ꝛc. hinzufüge). Für dieſe Annahme beſtimmt mich insbeſondre die Analogie von असूर्ये तमसि वावृधानं RigV. V, 32, 6 mit असूर्ते रजो पायुस्ते यन्त्वधमं तमः Atharva V. X, 3, 9. Die anomale Paroxytonirung des Ptcp. Pf. Paſſ. hat mehrere Analogien (Vollſt. Gr. § 899 Pân. VI, 1, 206—210).

adde अस्मृतध्रु Rig V. X, 61, 4.

Zu आक्रन्द् Manu II, 702 vgl. Kâmand. Nîtis. VIII, 17. 43. 46 ff. „ein König, deſſen Land ſo liegt, daß er der natürliche Alliirte eines andern iſt."

Zu आग्रह d „die Bed. iſt „ Hartnäckigkeit ", ſo Çukasaptati Fab. VI (Petersb. Hdſchr. 13, b) एवं प्रबोधिता सा न आग्रहं मुञ्चति was Demetrios Galanos überſetzt (S. 15) *Διϊσχυριζομένης δὲ τῆς γυναικός*; vgl. auch Çukas. Fab. VIII (Petersb. Hdſchr. 16a) देव नाग्रहः कर्तुं (Mſcpt र्तु) युज्यते (Mſcpt युपते), wo Galanos S. 18 ebenfalls *μὴ διϊσχυρίζου*; gleich darauf folgt ein Sloka, beginnend: राज्ञा नैवाग्रहः कार्यः (Mſcpt र्य) शुभे वाशुभकर्मणि (im Mſc. fehlt णि), welchen die Galanos'ſche Ueberſetzung nicht hat.

adde आग्रहिका Fem. „Stütze, Hülfe" Daçak. in meiner Chreſt. 188, 19.

Zu आङ्गारक add. „= dem vorigen" Pancat. S. 178. d. 166.

Zu आङ्गिरस = Brihaspati vgl. Skandap. Kâçikh. XVII, wonach Angiraſa, Sohn des Angiras, बृहता तपसा zu Brihaspati geworden iſt; ich gebe die beiden hieher gehörigen Verſe zu जीव.

adde आच्छादकत्व n. „Zuſtand Beſchützer zu ſein" mit Infin. Sâyana zu RigV. I, S. 44, 5.

Zu आत्मन् Bed. 3. iſt zu bemerken, daß es in dieſer Bed. ſtets nur im Singular gebraucht wird.

adde आदीपक Mſc. „Brandſtifter“ Mhbh. T. III, S. 579, Vs 3215.

Zu आपात adde „Zufall“ Pancat. Berol. 111, a.

आपातमात्रे सोदर्यं कुत्र नाम न विद्यते ।
अत्यन्तप्रतिपन्न्या (Mſc. पत्या) तु दुर्लभो ऽलंकृतो जनः ॥

Zu आपो cf. M. Müller Anc. Sskr. Litt. 465 ff.

Zu आप्वन् corr. प्वा und vgl. Aufrecht Gloſſ. zum Ujjvaladatta.

adde आलङ्घन n. „das Beſpringen“ Daçak. in meiner Chreſt. 182, 11.

Zu आहितुण्डिक adde Pancat. III, d. 67.

Zu इ mit प्र Ptcp. प्रेत vgl. Polier Mythol. des Ind. II, 625.

Zu 1 इति Bed. 3 bemerke man, daß es im Pancat. Berol., und in der Vetâlapancav. oft den folgenden Satz beginnt, z. B. Pancat. Berol. 70, a. तेनैव दुरात्मना सुतो मे व्यापादितः । इति दर्शयामि तस्य फलमिति (= Ueberſtzg II, 131, 9), vgl. auch Râmây. III, 49, 30 इति im Versanfang ſich auf die vorhergehende Rede beziehend.

Zu ईश् adde mit परि „vermögen, können“ mit Infin. Skandap. Kâçikh. XIX, 51.

मानापमानयोस्तस्मात्स्वकृतं कारणं परम् ।
स्रष्टापि नापमार्ष्टुं तत्परीष्टे स्वकृतां कृतिम् ॥

„Der Ehre wie der Unehre letzter Grund iſt eigne That; ſo kann der Schöpfer ſelbſt nimmer tilgen die ſelbſtgethane That.“ Sollte in d तत्य० zu ſchreiben ſein?

Zu उडु bemerke ich, daß die Bed. „Waſſer“ ſicher richtig iſt. Dafür ſpricht die Bed. von उडुप, ſowie die Etymologie; denn उडु iſt ſicher, wie दृषद् für ſſkr.

°दन्त्र, चण्ड für चन्द्र, अण्ड für अन्त्र u. aa., eine prakritartige Umwandlung von ſſkr. उद्; die Entſtehung des auslautenden u erinnert an die prakritiſchen Themen auf u für ſſkr. ar (Laſſen I. L. P. S. 291).

adde: उडुलोक m. „Sternenwelt" Skandap. Kâçikh. XIII, 78. XIV, 1.

Zu उत्कलापः. Hieher iſt उत्कलापय gezogen, für welches den Hrn Bearbeitern erſt eine Belegſtelle zu Gebote ſtand Pancat. 244, 24. Ich habe ſchon in meiner Anmerkung zu dieſer Stelle (II, S. 520) darin eine prakritartige Cauſalbildung des Verbum कल् mit Präfix उद् „loslaſſen", „entlaſſen" erkannt. Seitdem habe ich noch einige Belege dafür in der Vetâlapancav. gefunden, welche meine Erklärung beſtätigen und hier mitgetheilt werden mögen.

Zunächſt in der XIten Erzählung, wo ein König — ſich mit ſchönen Frauen ergötzend — die ganze Laſt der Regierung auf ſeinen Miniſter wälzt und dieſer dadurch ganz elend wird, worauf ihm ſeine Frau räth यात्रां भणित्वा राज्ञानमुत्कलापय । इति श्रुत्वा तेन राज्ञा उत्कलापितः „Bitte den König, unter dem Vorwand einer Pilgerfahrt, um Urlaub. Nachdem er ſo gehört (beachte इति vor श्रुत्वा) bat er den König um Urlaub."

Ferner in der 14ten Erzählung: Ein Brahmane hat ſeinen Sohn verheirathet; die junge Frau aber iſt (der indiſchen Sitte gemäß) zunächſt im elterlichen Hauſe geblieben. Später fordert ſeine Frau ihn auf, ſie zu holen. Darauf fährt der Brahmane in ſeiner Erzählung fort तदाहं वधूत्कलापनाय गतः । यावदहं वधूमुत्कलाप्य निजगृहं यामि „Darauf ging ich, um die Frau verabſchieden zu laſſen (d. h. um ſie abzuholen); als ich die Frau verabſchieden gemacht

Digitized by Google

habend (d. h. abgeholt habend) nach Hause komme.“ Das Abstract उत्कलापन, welches man im Wörterbuch hinzufüge, erscheint noch an zwei Stellen und zwar als Variante für Lassensche Lesearten, zunächst als Variante von Lassen Anthol. sscr. 21, 20, wo statt भार्यानिक्षेपणाय गतः । कतिपयदिवसैस्तत्र स्थित्वा साभरणां भार्यामुत्थाप्य meine Abschrift hat: भार्य्यामुत्कलापनाय गतः कतिपयदिवसै स्थित्वा तत्र साभरणां भार्य्यामुत्कलाप्य, wo also ebenfalls der gewöhnlichen Sitte gemäß, die Frau im elterlichen Hause geblieben war. Die Stelle ist ganz wie die vorige zu übersetzen; nur zu beachten, daß der in Infinitivbedeutung nach Vollst. Gr. § 325 Pân. II, 3, 15 gebrauchte Dativ des Abstract auch wie ein Infinitiv construirt ist. — Ganz ebenso erscheint auch für Lass. 24, 9 statt भार्यामुत्थापनाय die Lesart भार्यामुत्कलापनाय.

Zu उत्कुट vgl. Fausböll ad Dhammap. p. 306.

adde उत्तानचरण Synonym von उत्तानपाद् Skandap. Kâçikh. XIX, 6; ebendaselbst heißt die Mutter seines Sohnes Uttama Suruci, die des Dhruva Sunîti.

adde उत्सुकय Denominativ Kâl. Mâlavikâ 63, d. 79.

adde उपगान ebds. 20, 15.

adde उपराध msc. Pancat. Berol. 107, b तदुपराधात् (= Uebstzg II, 145, 7).

adde उपवग्न Vâjasan. Saṁh. 21, 43. RigVeda. Prâtiçâkh. II, 38.

adde उपशाक RigV. I, 33, 4.

Zu 1 उष् adde mit परि Häberl. Anth. S. 6, 4.

adde उष्ट्रवामि und उष्ट्रसादि aus Pân. VI, 2, 40.

Zu उष्णगु Skandap. Kâçikh. XVII, 69.

Digitized by Google

adde ऊहन्मन् = Aurva Kâl. Mâlavikâ 71 d. 92.

Zu 1 ऊर्ध्वगति adde „springende Gangart der Gazelle" Pancat. Berol. 164, b (= Uebsetzg II, 211, 3).

Zu ऋते bemerke ich, daß ich ऋत Ptcp Pf. Pass. im Neutrum in Abstractbedeutung (Vollst. Gramm. § 333 Pân. III, 3, 114) zu Grunde lege und „Gang" für „Weggang" nehme, also eigentlich „im Weggang = im Mangel = ohne."

Zu ऋधक् adde die abweichende Accentuation des Sâma Veda ऋधक्.

adde एकधेनु RigV. VII, 38, 5.

Zu 1 एव bemerke ich, daß es hinter Pronomm. Demonstr. und deren Derivaten größtentheils lateinisch dem ist स एव, तदेव idem तथैव eodem modo.

adde ओखीली Kâty. bei Kuhn Herabkunft des Feuers 71.

adde औदीच्य = उत्तरद्दिगुत्पन्न Skandap. Kâçikh. XXIII, 96 u. Sch.

Zu क adde „mit Genitiv". किमतित्वरस: Pancat. Berol. 120, a (= Uebsetzg II, 143, 2 v. u.).

Zu कक्षापट belegt Pancat. Berol. 120, a (= Uebersetzg. II, 152, 11).

Zu कथ्; mit प्रति hat es eine Variante von Pancatantra H. zu Kosheg. 116, 11, nämlich पृष्टो मया तत्रैव पुरा विस्तरत्वात्प्रतिकथितं, aber I. hat विस्तरान्न कथितं; das न muß natürlich in den Text.

Zu कर्दम, ein Prajâpati, Vater des Çuchismant: Skandap. Kâçikh. XII, 62.

Zu 2 कल् adde „werfen" Pancat. Berol. 152, b कृकलितकन्दुकसमा: (= Hitop. I, d. 168). — vgl. oben zu उत्कलाप.

Digitized by Google

Zu कला: S. 159, 3: ist आकर्षक्रीडा „Würfelspiel“ zu lesen.

adde कलप्राशन्मन् und कलप्रोक्ष beide gleich Agastya, jenes Skand. Kâçikh. XXV, 1, dieses ib. 2.

adde काकाकृत् Mhbh. VIII, 1932.

Zu कापोतपृष्ठ adde Siddh. Kaum. 239, b zu Pân. VI, 2, 114.

Zu कान्तार adde „Wildniß“ Panc. Berol. 89 a in folgender Arjâ-Strophe.

ग्रीष्मातपतप्तो पि हि वृक्षादिनिराश्रये पि कान्तारे ।
गात्रच्छायां कः किल मदांधनागस्य सेवेत ॥

In a habe ich पि hinzugesetzt und in d सेवेत statt सेवेत् geschrieben.

Zu कान्दिश् ist S. 215, 1 die Stelle Mârkand. Pur. VIII, 46.

Zu कान्दिशीक füge man als Beleg Çukasapt. 62 (in der Petersb. Hdschrift 61 Bl. 66b) कान्दिशीको वृषो नष्टः.

Zu कार्पटिक adde Skandap. Kâçikh. XII, 14; 26. 41. XXX, 66, wo der Sch. erklärt कर्पटेन = रक्तवासस्यादिना (corr. °वासस्त्रादिना) व्यवहरति (cf. 64).

adde कालकर्णी Skandap. Kâçikh. V, 102, wo Sch. = राक्षसीविशेषः vgl. auch Sch. zu XXXIII, 47, wo der Sch. शाकिनी डाकिन्यवान्तरभेदः कालकर्णी राक्षस्यवान्तरभेदः und XXVII, 21:

अलक्ष्मीः कालकर्णी च दुःस्वप्नो दुर्विचिन्तितम् ।
गङ्गागङ्गेति त्रपनान्नानि नोपविशन्ति हि ॥

wo der Schol. काकविष्टा राक्षसीविशेषो वा.

Zu किंपुरुष adde Matsya Pur. bei Wilson Vishnu Pur. 349, wonach Sudyumna so genannt ist, weil er einen Monat Weib, einen Monat Mann war.

Zu कुङ्ग adde Siddh. Kaum. 234, a zu Pân. VI, 2, 8.

Zu कुल्पालिका adde als Beleg Daçakum. in meiner Chrestom. 188, 24.

Zu कृकदाशु „Ich möchte es eher aus कृक, welchem die Bedeutung „Kehlkopf“ gegeben wird, aber nach Analogie von कृकाट „Halsgelenk“ und कृकाटक „Nacken“ wohl auch die Bed. „Nacken“ zuzuschreiben ist, und दंश् „beißen“ erklären, so daß es, wie englisch backbiter „einen hinterrücks Nachstellenden“ bezeichnet.

Zu कृप्राप्त vgl. Wilson Hindu Theatre I, 296. 368.

adde कोलापुर n. Colepur Skandap. Kâçikh. V, 78.

adde कौविन्दी (cf. कुविन्द) = तन्तुवायपत्नी Frau eines Webers Skandap. Kâçikh. XXVIII, 40.

adde क्षत्रियबन्धु m. schlechter Kshatriya Mhbh. T. III, p. 491, Vs 3565.

Wohl absichtlich — weil zusammengesetzt — ausgelassen ist खड्गधृक्. Doch glaube ich, daß es hätte angeführt werden müssen, weil das hintere Glied sicherlich unregelmäßig ist. Zu खड्गधृक् Draup. VIII, 10 पिनाकधृक् Arj. III, 5 नृदेवचिह्नधृक् Bhâgav. P. I, 16, 4 देहधृक् Skandap. Kâçikh. XXXI, 76 hat es die Bed. „tragend“. Andre Casus als der Nominativ Sing. mit einem nach den gewöhnlichen phonetischen Gesetzen im Nominativ क् ergebenden Auslaut (Gutturale, Palatale ष् ग् oder ह्) kommen nicht vor. Auch würde kein derartiges Verbum zu der Bedeutung passen. Ich nehme daher nicht den geringsten Anstand, das क् hier — wie in den an-

Digitized by Google

dern schon von Weber zum Vâjasan. Prâtiç. IV, 114 (Ind. St. III, 248) angeführten Beispielen — für eine Umwandlung von ऋ zu fassen, also सधृक् für सधृत् vom Vb. धृ.

Zu खलीन. Dies Wort ist wohl sicher fremd: das griechische *χαλῑνο*.

Zu 2 गॄ S. 690 गिलित belegt Vetâlapancav. Fab. XI. राक्षसेनागत्य गिलितः (corr. °ता) und केन कारणेन राक्षसस्त्वा गिलितः (corr. राक्षसेन त्वं गि°).

Zu गुङ् adde M. Müller Anc. Sskr. L. 212.

adde गुम्फक Fem. फिका in मौक्तिकगुम्फिका Skandap. Kâçikh. XLV, 9 nach Sch. मुक्तमालाग्रथिका „eine, die Perlenketten aufreiht.“

Zu ग्रहिल bemerke ich, daß es sicherlich nach Analogie von Vollst. Gr. § 563, I, VI, Pân. V, 2, 99. 100 auch die Bedeutung „mit einem ग्रह „Kobold“ versehen“, „wahnsinnig“ hat und dieses wird um so wahrscheinlicher, da ग्रहिल nach Pân. IV, 2, 80 (vgl. Vollst. Gr. § 472 mit § 464 und 462, XII—XV) in wesentlich gleichen Bed. jedoch nach ihm nur als geographische oder topographische Bezeichnung erscheint. Eine Stelle, wo es in jener Bedeutung einmal sicher, wahrscheinlich jedoch zweimal erscheint, bietet die Çukasapt. in der 15ten Erzählung (Petersb. Hdschr. die 14te, Bl. 24 a) यक्षपूजार्थं समागतैत्यास्तस्याः पूर्वसंकेतितो (corr. °केतितो) ज्ञारः अग्रलीभूतः (corr. ग्रहिलीभूतः) कण्ठे (corr. कपठे) निक्षिप्याहुदय (corr. °बाहुदयं) योजयामास ततश्चाः (corr. ततः) किमित्यविधाय (corr. किमित्यभिधाय) पुनः स्नानार्थं (corr. °र्थे) ययौ सो पि ग्रहिलो लोकैः कपठे गृहीत्वा तस्मात्प्रदेशाद्दूरीकृतः „Als sie um den Yakṣha zu verehren ging, legte der Liebhaber, der früheren

Uebereinkunft gemäß, sich wahnsinnig stellend, seine beiden Arme um ihren Hals. Darauf sagte sie „was ist das"? und ging, um sich nochmals zu baden. Der Wahnsinnige aber ward von den Leuten an den Hals gepackt und entfernt." (Vergl. auch Galanos Uebsttg S. 28).

S. 974 Z. 3 (unter चर्मन्) l. भूर्म (statt भूर्चिम्).

Zu चाष adde RigV. X, 97, 13 und Ujjvalad. Un. IV, 56.

Zu चित्रगुप्त 1. adde Skandap. Kâçikh. XXVIII, 48. 49, vgl. Pantschatantra II, S. 528 Nachtrag zu § 10.

Da im klassischen Sskrit — Bhattik. ausgenommen — weder चुत् noch श्रुत् bis jetzt belegt ist, so erwähne ich aus Skandap. Kâçikh. XXXI, 7 das verdoppelte Absol. Caus. निश्चोत्यनिश्चोत्य, vom Sch. चरणपातामापाय ausgelegt „ausfließen machen". Das Präfix ist auf jeden Fall निस्; will man श्रुत् als Verbum nehmen, so ist निःश्र० zu schreiben.

Zu ज्ञंह् Ein derartiges Verbalthema wird hier zum ersten Male aufgestellt; dadurch schon bedenklich, wird es noch zweifelhafter, wenn man sieht, daß es nur auf einer Verbalform und einem Nominalthema beruht. Die Zweifel werden aber auch noch durch andre Umstände erhöht. Um die Verbalform, welche ज्ञंह्हे lautet, zu erklären, wird eine Anomalie angenommen, welche zwar auch bei क्षि (क्षिणोष्) und ähnlich bei चि (चिकोष्) erscheint, aber doch — wie man sieht — in so enge Grenzen beschränkt ist, daß es gewagt ist, sie auch für ein selbsterfundenes Verbum geltend zu machen. Ferner ist die angenommene Bedeutung des unzusammengesetzten Verbum „mit den Flügeln oder Beinen schla-

Digitized by Google

gen" nur durch die des Nomen ꣳहस् gestützt, dessen Zusammenhang mit der vorliegenden Verbalform mir mehr als unsicher scheint und dessen angenommene Bed. „Flügelschlag" oder „Schwinge" nur aus dem Zusammenhang errathen und ebenfalls sehr zweifelhaft ist.

Diese Momente machen mir die Aufstellung eines Verbum ꣳह् und die für dieses sowohl als ꣳहस् angegebnen Bedeutungen sehr zweifelhaft und ich würde die Stellen, in denen es vorkommt, als verzweifelte aufgeben, wenn sich keine andre Erklärung finden ließe. Ich habe aber schon eine solche in meiner Vollst. Gr. S. 370 Anm. 4 (zu § 820) aufgestellt und erlaube mir diese hier ausführlich zu begründen.

ꣳꣳहे habe ich nämlich für 3 Sing. Präs. des Intensivs von गाह् genommen. Was nun zunächst die Form betrifft, so bedarf die vedische Endung e für te keiner Bemerkung. Die Verkürzung einer Silbe vor vokalisch anlautenden Suffixen in reduplicirten Formen ist ferner in den Veden so häufig, daß Vârt. 1 zu Pân. VII, 3, 87 sie als Regel aufstellt, vgl. Beispiele in Menge im Wörterbuch unter काश्, z. B. अभि चाकशीमि चाकशीति अचाकशाम् चाकशीहि u. aa. mit den Präfixen अव प्र प्रति वि अनुवि; ebenso von वाश् वावशान RigV. I, 73, 6 u. aa. von पोष् पोपुषत् RigV. I, 30, 16. Durch dieselbe Verkürzung dann auch aus गाह् ꣳꣳहे. Die Accentuation nach Pân. VI, 1, 189. Was endlich die Bildung des Intensivthema durch Eintritt von am statt â betrifft, so ist sie ganz identisch mit दन्दह् von दह् u. aa. (vergl. Vollst. Gr. § 169 Ausn. 2, Pân. VII. 4, 86. 87). Von Seiten der Form steht meiner Erklärung demnach nichts entgegen.

Digitized by Google

Wenden wir uns zu der Bedeutung und betrachten zuerst die Stelle RigV. I, 126, 6

आगंधिता परिगधिता या कशीकेव जंगहे ।
दर्दाति मक्षं वादुरी वाशूनां भोज्या शता ॥

Was gadh betrifft, so nehme auch ich wesentlich die im Wtb. angegebne Bed. an; ich betrachte es als die organischere Form von gah, welche in gahana, gahvara ꝛc. erscheint und gebe ihm dieselbe Bedeutungsmodification „dicht", welche dann näher durch die Präfixe ā und pari bestimmt „dicht an" und „dicht um gemacht", d. h. „fest an sich gedrückt" und „fest umschlungen" ausdrückt. Die Bedeutung von gadhya scheint mir sich enger an die primäre zu schließen, „worin man tief eindringen kann = „reich", vergl. die Bedeutungen des von demselben Verbum stammenden βαθύς.

Das Intensiv von gāh „tauchen" heißt „mehrfach tauchen". Ein mehrfaches Tauchen kann aber nur „ein Auf- und Niedertauchen" sein und dieses ist augenscheinlich die passendste Bedeutung für diese Stelle. Doch kann diese Erklärung nicht gehalten werden, wenn kaçikā, mit deren Thun diese Handlung verglichen wird, wie der Scholiast annimmt, wirklich hier „ein Wiesel und zwar eines, das Junge geboren hat", bedeutet. Allein diese Angabe ist sicherlich nicht so zuverlässig, wie sie Sâyana hinstellt. Es spricht nichts weder im Sanskrit noch in den verwandten Sprachen dafür, und Sâyana gibt mit derselben Ruhe und scheinbaren Zuversichtlichkeit eine große Menge von Erklärungen, die sich bei genauerem Zusehn als rein aus den Fingern gesogne Rathereien zu erkennen geben.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.
Den 12. Mai 1860.

St. Petersburg

Schluß der Anzeige: »Sanscrit-Wörterbuch etc. bearbeitet von O. Böhtlingk u. R. Roth.«

Im gewöhnlichen Sanskrit findet sich ein, nur durch den steten Wechsel von ç und sh, von kaçikhâ verschiedenes kashikâ, welches einen gewissen, bis jetzt nicht näher bestimmbaren Vogel bezeichnet. Wir dürfen aber mit der größten Strenge das Princip festhalten, daß, wenn ein vedisches Wort in der gewöhnlichen Sprache erscheint, es entweder dieselbe oder eine mit ihm in historischem Zusammenhang stehende Bed. hat. Wir dürfen daher Kaçikâ auch hier für den Namen eines Vogels nehmen und aus dem ihm entlehnten Vergleich schließen, daß er zu den Tauchern gehört. Ueber die zweite Hälfte des Verses will ich mich hier weiter nicht auslassen, nur verweise ich wegen yâçu auf RigV. X, 86, 6 und 155,4; ich übersetze wörtlich applicata et circumplicata sicut caçîcâ sursum et deorsum mergitur; humida (facta) dat mihi centum fructus pulchritudinum (suarum).

Digitized by Google

Die andre Stelle erscheint Atharv. V. 5, 19, 4, wo ज्रुह् mit वि zusammengesetzt und durch अपि näher bestimmt von einer gekocht werdenden ब्रह्मगवी gebraucht wird; wörtlich „entgegen, hin und her mehrfach tauchen". Was eine ब्रह्मगवी bedeutet, ist mir bis jetzt unbekannt; aber das „Auf- und Abtauchen" ergibt sich auch hier als die richtige Bed.; es bezieht sich auf die Bewegung eines gekocht werdenden Gegenstandes in siedendem Wasser.

Da das Nomen जंहस् die Hauptbasis für Annahme des Verbum bildete, so müssen wir auch unsre Meinung über dieses aussprechen. Es ist nun bekannt, daß ह sehr häufig aus घ hervorgegangen ist, vgl. z. B. रज्रु लज्रु mit रंह्, दंह् aus दघ्, welches noch in Nominibus zu Grunde liegt, दिह् aus दिघ् u. aa. Danach dürfen wir vermuthen, daß auch जंहस् eine Schwächung von ज्रुस् sein könne. Ferner ist zuerst in meiner Vollst. Gr. § 381 darauf aufmerksam gemacht, daß viele Themen auf a aus Themen auf as (diese aus at ebds. S. 149) hervorgegangen sind, vergl. गर्ध und गर्धस् पक्ष und विऽपक्षस् (RigV. I, 6, 2), die Bahuvrîhi-Comp. auf ऽप्रज्ञस् für प्रज्ञा, ऽमेधस् für मेधा und sehr viele andre. Diesem gemäß betrachte ich जंहस् für *ज्रुस् als identisch mit ज्रुत्रा „das Bein" (vgl. das gleich zu erwähnende कृष्णजंहस् für *कृष्णज्रुस् von ऽज्रुत्रा ganz wie z. B. सुमेधस् von मेधा Pân. V, 4, 122) und diese Bedeutung paßt auch zunächst RigV. VI, 12, 2 der einzigen Stelle, wo das Simplex erscheint. Sie bezieht sich auf Agni und lautet:

आ यस्मिन्त्वे स्वर्पाक यज्ञत्र यक्षद्दाज्ञन्त्सुवंतातेव नु योः ।
त्रिपुधस्थस्तनूषो न जंहा हव्या सुषाणि मानुषा यजंध्ये ॥

Ich übersetze: „Du, o zu Verehrender! in welchem eben in der Ferne der Himmel schön, o Strahlender! wie in einem Opfer geopfert hat, bist, wie das Bein eines Springenden, in den drei Welten, um die menschlichen Opfer und Schätze zu heiligen.“ D. h. eben noch im Himmel bist du in einem Sprung in allen drei Welten, bald hier, bald dort.

In der Zusammensetzung erscheint es in dem eben erwähnten कृष्णशंहस् RigV. I, 141, 7 und bezeichnet das Feuer sehr natürlich als „das (durch den damit verbundenen Rauch) schwarzbeinige“; dasselbe endlich durch रघुपत्मशंहस् RigV. VI, 3, 5 „schnellfliegende Beine habend“, welches noch näher durch den Genitiv वेः und das vergleichende न bestimmt wird, „die schnellfliegenden Beine eines Vogels gleichsam habend“. Beiläufig bemerke ich, daß hier auch Sâyaṇa die Bedeutung „Fuß“ (पाद) erkennt, die ihm I, 141, 7 noch nicht eingefallen war und VI, 12, 2 wieder von ihm vergessen ist.

Zu शाङ्कलिक Diese Form erscheint Skandap. Kâçikh. XLVI, 17.

Zu शैव Bed. 5 vergl. Skandap. Kaçikh. XVII, 43. 44, wo Çiva zu dem Angirasa (s. oben) sagt:

बृहता तपसानेन बृहतां पतिरेधहो ।
नाम्ना बृहस्पतिरिति गृहेष्वर्च्यो (Mscpt°र्य) भव द्विज ॥ ४३ ॥
अस्मालिङ्गार्चनान्नित्यशैवभूतो सि मे यतः ।
अतो शैव इति ख्यातिं त्रिषु लोकेषु यास्यसि (Mscpt°यति) ॥ ४४ ॥

„Durch diese große Casteiung sollst du der Großen Herrscher sein, Brihaspati genannt, werden in den Häusern hochgeehrt. Da du durch diese Verehrung meines Linga für immer lebst, wird dir in allen drei Welten der Namen sein „der Lebende“.

Trotzdem daß dschîvas hier aus dem Sanskrit

Digitized by Google

erklärt wird, ist es doch nur eine Umformung des griechischen *Ζεύς*.

Zu ज्ञाति; daß dieses — trotz des lateinischen cognatu ꝛc., griech. *γνησιο* aus **γνησι* = jnâti, ahd. knods — von ज्ञन् getrennt werden soll, ist nicht zu billigen. Wie aus man mnâ wird, aus dham dhmâ, par prâ, aus bhas psâ u. aa., so auch aus jan durch Hinzutritt von â: *jnâ.

adde कनत्कना Ton des Ohrenklappens der Elephanten Kâmand. Nîtis. I, 45.

Schließlich will ich an die Stelle meiner und der auch im Wörterbuch verfehlten Erklärung von तादीत्ना folgende gewiß einleuchtende setzen. Ich erkenne darin zunächst den nominal gebildeten Ablativ von त, wie श्वात् der nominal gebildete Ablativ von श्व, सात् von स ist. Wie nun श्वात् häufig mit folgendem इत् vorkommt (s. Beisp. im Wtb. z. B. RigV. I, 51, 4; VIII, 21, 14), so liegt hier ein entsprechendes तादित् zu Grunde, wörtlich „von da wahrlich"; daraus ist durch das häufig an Adverbia tretende Suff. tna für tana (vgl. nûtna, pratna neben nûtana, pratana), vom Verbum tan „sich erstreckend", eigentlich *तादित्न gebildet; aber wie इवत् इदृश् aus *इदत् *इदृदृश् durch Einbuße eines d und Ersatz durch Dehnung des i entstanden sind, so ward auch jenes zu तादीत्न und von diesem ist तादीत्ना der vedische Instrumental; wörtlich heißt es „von dem Augenblick an weiter (= in alle Zukunft)" und diese Bedeutung paßt aufs genauste in der einzigen Stelle, in welcher es vorkommt, RigV. I, 32, 4.

Th. Benfey.

Digitized by Google

Oxford

e typographeo academico, 1858. S. Cyrilli Alexandriae archiepiscopi commentarii in Lucae evangelium quae supersunt syriace e manuscriptis apud Museum Britannicum edidit Robertus Payne Smith, bibliothecae Bodleianae hypo-bibliothecarius. XXII, 25 u. 447 S. in gr. Quart.

Hier erscheint wiederum in syrischer Sprache ein bis jetzt verlorenes Buch des Alterthumes oder wenigstens aus der Zeit des Ueberganges aus dem Alterthume in unsre neue Zeit, welches mit so vielen anderen syrischen Handschriften in unsern Tagen aus der nitrischen Wüste sich in das britische Museum gerettet hat; und wie wir uns beeilt haben, alle solche neu aufgehende Schätze in den gel. Anz. so vollständig und so zuverlässig als möglich zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, so wollen wir mit dem eben genannten um so weniger eine Ausnahme machen, da es an Umfang das stärkste aller bis jetzt veröffentlichten ist. Ein jedes kleinere oder größere Werk der Art, welches, nachdem es in den Finsternissen des Mittelalters für die Wissenschaft verloren war, heute in irgend einer Sprache uns wieder zugänglich wird, wiegt sicher hunderte von neuen Büchern auf, wie sie der Tag erzeugt. Bei den syrischen Büchern kommt dazu noch der andere Nutzen, daß uns jedes neu an den Tag kommende und durch den Druck vervielfältigte dienen kann, den Wortschatz und den ganzen Bestand der syrischen Sprache und Schrift noch immer etwas vollständiger wiederherzustellen als er uns bis dahin bekannt war. Wir halten es daher für ein Glück, wenn ein handschriftliches Werk dieser Art nur überhaupt

Digitized by Google

so bald als möglich durch den Druck erst recht verbreitet wird; und finden es ganz unpassend, daß man neulich wieder mit scheinbarer Sachkenntniß und scheinbarem Wohlwollen den öffentlichen Rath gegeben hat, nie einen solchen Druck zu veranstalten, ohne sofort eine Uebersetzung in eine unserer Sprachen hinzuzufügen. Durch solche Forderungen würde der Druck der morgenländischen Werke meist auf die lange Bank geschoben, während unterdeß auch die eine oder andre Handschrift selbst durch mancherlei Unfall wieder verloren gehen könnte, wie man davon viele beklagenswerthe Beispiele erlebt hat.

Um die Herausgabe der syrischen Schätze des britischen Museums haben sich bis jetzt vorzüglich nur zwei Gelehrte wie im Wetteifer mit einander verdient gemacht, der Engländer W. Cureton, welcher von vorne an diesen Schätzen am nächsten stand und in den letzten 20 Jahren eine Menge der wichtigsten kleineren oder größeren Werke in sorgfältigen Ausgaben veröffentlichte, und der Deutsche P. de Lagarde, welcher innerhalb der letzten 10 Jahre hier eine rühmlichste Thätigkeit entfaltete. An diese beiden schließt sich hier nun Hr Payne Smith an mit einem Werke, welches an Umfang alle früheren Veröffentlichungen übertrifft und für dessen Druck daher auch eine neue Art feinerer syrischer Buchstaben gegossen ist. Die Estrangelo-Schrift nämlich, welche in der neuesten Zeit an einigen günstigen Druckorten sowohl in England als in Deutschland die maronitisch-syrische zu verdrängen recht glücklich angefangen hat, erscheint hier zum ersten Male in kleinerer und doch für das Auge sehr gefälliger Gestalt. Die Kosten dazu haben sich in England gefunden und die Ausführung ist im Allgemeinen ge-

Digitized by Google

lungen. Dieſelbe iſt ſeitdem auch ſchon ſonſt in Anwendung gekommen.

Das Werk ſelbſt, welches hier in ſeiner alten ſyriſchen Ueberſetzung erſcheint, iſt der in ſeiner griechiſchen Urſprache verlorene ſogenannte Commentar des alexandriniſchen Kyrillos über das Lukasevangelium. Auf den erſten Blick ſollte der bloße Bücherkenner zwar vermuthen, dieſes umfaſſende Werk des ſo berühmten alexandriniſchen Patriarchen habe ſich in ſeiner griechiſchen Urſprache noch heute erhalten: führt doch der 1844 zu Rom erſchienene zweite Band der Nova Patrum Bibliotheca von dem Cardinal Mai auch die Aufſchrift S. Cyrilli Alexandrini Commentarius in S. Lucae evangelium ꝛc. Allein wenn man das Verhältniß zwiſchen jenem griechiſchen Drucke bei Mai und dem jetzt an den Tag gekommenen ſyriſchen Buche näher vergleicht, ſo ergibt ſich Folgendes. Mai, welcher (wie er in der Vorrede zu dieſem Bande ſeiner großen N. P. B. des Weiteren ſagt) von jeher eine beſondere Vorliebe für alle die ſo zahlreichen und ſo verſchiedenartigen Werke dieſes Alexandriners hegte und lange eine vollſtändige neue Ausgabe derſelben im Sinne trug, hatte zwar keine auch nur unvollſtändige Handſchrift des griechiſchen Werkes vor ſich, er ließ ſich aber durch ſeinen Eifer, es wie irgend möglich wiederherzuſtellen, ſo einzig leiten, daß er es aus den ſogen. griechiſchen Catenen wie neu hervorzaubern zu können meinte. Es iſt bekannt, mit welcher Emſigkeit und nicht ohne Geſchick die ſpäteren Byzantiner die großen Erklärungsbücher der Bibel, welche in den früheren und beſſeren Jahrhunderten von großen Kirchenlehrern geſchrieben waren, in fortlaufende Auszüge zu bringen ſuchten. Da nun in dieſen die Namen der alten Verfaſſer oft

Digitized by Google

angeführt werden, so meinte Mai mit der Hülfe einer ziemlich großen Menge solcher handschriftlichen Catenen das Werk des Kyrillos wiederherstellen zu können, und ließ, was er auf solche Art zusammengestellt hatte, unter dem Namen eines Commentares Kyrill's über das Lukasevangelium drucken. Allein wie unsicher er verfuhr und wie leicht er sich und Andre dadurch in Irrthümer führen ließ, offenbart sich nun aus der syrischen Uebersetzung des wirklichen Kyrillosbuches sehr deutlich. Vieles von dem, was er griechisch hat drucken lassen, gehört allerdings unserm Kyrillos an, Vieles aber davon ist ihm völlig fremd. Aber auch die ganze echte Gestaltung und Einrichtung des Kyrillischen Werkes läßt sich in den von ihm veröffentlichten griechischen Stücken entweder gar nicht, oder höchstens noch in einigen dem weniger aufmerksamen Leser leicht entgehenden Spuren wiederfinden. Das Werk war nämlich in Homilien verfaßt; und Herr Payne Smith hätte sicher besser gethan, es unter diesem seinem eigensten Namen auch wieder herauszugeben, anstatt den nur von Mai erfundenen Namen eines Commentares beizubehalten. Denn daß dieser Name in unsern Zeiten gerne für alle solche Erklärungen der Bibel angewandt wird, darf uns doch nicht verleiten, den ursprünglichen und zum Inhalte selbst ebenso wie zur Einkleidung passenderen Namen von Homilien zurückzuweisen.

Wir bemerken hier vorübergehend, daß, so bewunderungswürdig und alles Lobes werth die gelehrte Thätigkeit und Unternehmungslust des Cardinals Mai war und so sehr er fast als der einzige in unserm Jahrhunderte noch einmal das Bild der alten großen italiänischen Kirchenphilologen erneuerte, sich dennoch beständig in seine großen Werke so

Digitized by Google

vieles der Wissenschaft und nicht wenig auch des bessern Christenthumes Unwürdige einmischte. Man ersieht das auch bei seiner Ausgabe des sehr ausführlichen Werkes, welches er hier den Commentarius Kyrill's über das Lukasevangelium nennt. Statt dieses Werk so richtig und so nützlich als er vermochte einfach nach den Handschriften herauszugeben und an schwierigeren Stellen etwa auch zu erklären, ergreift er begierig jeden Anlaß gegen die haeretici schismatici neoterici ꝛc. zu reden und uns überzeugen zu wollen, daß Kyrill vollkommen und überall mit der heutigen römischen Kirche übereinstimme! Zwar würde selbst, wenn dieses richtig wäre, daraus heute nicht Vieles von wichtiger Bedeutung folgen: allein wie wenig es auch nur an sich richtig sei, könnte er leicht erkannt haben, wenn er den allgemeinen Zustand unsrer heutigen Kirchen tiefer zu erforschen sich bemühet hätte. Aber wie er das Verhältniß der heutigen römischen Kirche zu den Schriftstellern jener alten Jahrhunderte nicht vorurtheilsfrei zu schätzen wußte, ebenso verkannte er gänzlich den geistigen Zustand der heute lebenden Christen, welche er haeretici nennt. Doch erklärt sich auch die besondre Vorliebe, welche er für den alexandrinischen Kyrillos hegte, aus dieser Geistesrichtung leicht.

Denn wohl ist zwischen dem Geiste dieses Kyrillos und dem seines heutigen Lobpreisers noch ein weiter Abstand: man kann aber leicht merken, daß unter allen den bedeutenderen Kirchenvätern des vierten und fünften Jahrhunderts keiner dem Geiste, welcher allmählich in der römischen Kirche zum herrschenden wurde, so nahe steht wie er. Welcher weite Abstand die Kirchenväter des fünften Jahrhunderts von denen des dritten trenne, kann man

Digitized by Google

sogar auch an der so sehr verschiedenen Art ihrer Bibelerklärungen deutlich erkennen. In die Gestalt von Homilien sind diese Erklärungen zwar noch immer in allen diesen Jahrhunderten gerne eingekleidet: aber welche Fülle des mannichfaltigsten und immer lehrreichsten Inhaltes wogt in den Erklärungsschriften eines Origenes auf und ab, und wie ist der Stoff dagegen in denen eines Kyrillos immer einartiger und einseitiger geworden! Ein Origenes geht auf alle die Schwierigkeiten, welche sich einer allseitig genügenden Erklärung entgegenwerfen mit der weitesten Umfassung und der größten Geduld ein, nimmt auf eine Menge auch noch anderer als kanonischer heiliger Bücher Rücksicht, führt lange Stellen aus Apokryphen oder aus heidnischen Büchern an, und sucht von allen Seiten die zuverlässigsten Hülfsmittel zur rechten Erklärung und Schätzung der biblischen Schriftsteller zusammen. Ein Kyrillos, Patriarch von Alexandrien, entfaltet zwar in solchen Homilien alle die Künste und Kräfte der Beredsamkeit, und richtet sein Augenmerk emsig auf alle solche Gedanken, welche die Hörer reizen und festhalten können: aber alle andre Bücher als die biblischen sind für ihn und für seine Gemeinde schon wie nie in der Welt gewesen, und viele Schwierigkeiten, auf welche der genauere Bibelleser stößt, berührt er entweder gar nicht mehr, oder weiß sie geschickt zu umgehen. Während sich sein Gesichtskreis immer enger begrenzt hat, blickt er freilich desto häufiger aus einer biblischen Schrift in die andre und reißt den Hörer aus den Worten der einen desto schneller in die der andern hinein allein dadurch allein wird der echte Sinn der zu erklärenden Worte nicht eben einleuchtender. Und indem die Verhandlung mit den Irrthümern der

Heiden immer mehr aufhört, wird dagegen jede, auch die entfernteste Veranlassung ergriffen über die Irrthümer der Arcianer, Nestorianer und andrer solcher Ketzer oder zu Ketzern zu stempelnden Christen die lautesten Worte zu führen. Solche Neigungen und Sitten mußten immer mehr dahin führen, wo wir die byzantinische und aus besonderen Ursachen dann noch weit mehr die römische Kirche später angelangt finden: Kyrillos bahnt diese Richtung im fünften Jahrhunderte wohl am mächtigsten an, und wir verstehen leicht, wie Mai sich vor so vielen andern großen Schriftstellern jener Zeit besonders zu ihm hingezogen fühlen mochte. Allein wir werden es auch aus guten Ursachen billigen, daß der englische Herausgeber eine so ganz besondre Zuneigung zu Kyrillos nicht eben fühlt, sondern die große Mühe der Veröffentlichung des Werkes vorzüglich nur deswegen übernimmt, um ein Werk des christlichen Alterthumes vor dem Untergange zu retten. Und lehrreich ist es für uns ja auch so wie es ist nach so vielen Seiten hin genug.

Uebrigens ist in diesem Drucke dennoch nicht das ganze einst in der alten Kirche aller drei Erdtheile so hochgeschätzte Werk des Alexandrinischen Kyrillos vollständig erhalten. Dieses Werk zerfiel nämlich in 156 Homilien, welche auch ganz in ihrer ursprünglichen Gestalt ins Syrische übertragen wurden. Allein die syrische Haupthandschrift, welche Hr Payne Smith benutzen konnte, hat sich nicht vollständig genug in das Britische Museum geflüchtet, wie leider so manche der Schätze des Klosters der nitrischen Wüste aus dem Kloster und aus der Reise selbst nur mangelhaft nach London gebracht sind. Aus mehrern andern Handschriften, welche

Digitized by Google

Bruchstücke des Werkes enthalten, hat der Herausgeber dann den Mangel zu ergänzen gesucht, aber dies ist ihm nicht überall gelungen. Wir haben alle Ursache anzunehmen, der Herausgeber habe hier mit Fleiß und Vorsicht seines Amtes gewartet: allein das Ergebniß ist, daß doch nur der größere Theil des ursprünglichen Werkes hier gedruckt vorliegt.

Da sich indessen auch von der griechischen Urschrift Manches erhalten hat, so können wir durch Vergleichung das Verfahren des syrischen Uebersetzers hinreichend erkennen. Der Herausgeber redet darüber in seiner Vorrede nicht: es sei hier also kurz bemerkt, daß die syrische Uebersetzung überaus wörtlich ist, und zwar in solchem Maße, daß man die syrischen Worte oft sich ins Griechische zurückversetzt denken muß, um den Sinn leicht und sicher verstehen zu können. Daß der englische Herausgeber, welcher weder das Griechische, wo es sich zerstreut erhalten hat, noch eine englische oder lateinische Uebersetzung hinzufügt, das Syrische, im Ganzen zuverlässig veröffentlicht, ist nicht zu verkennen: doch finden sich allerdings einzelne Versehen in dem syrischen Drucke, auch außer den in der Vorrede p. XI — XXII bemerkten. Auffallend ist aber die Art, wie der Herausgeber in der Vorrede p. VII—X sich über die syrische Punctation und Rechtschreibung äußert. Denn soferne er hier etwas Richtiges über diese allerdings nicht so leichte Sache sagt, ist es in neueren deutschen Büchern viel vollständiger sowohl als zuverlässiger und deutlicher gesagt; sollte er aber diese neuern Bücher gar nicht kennen, so wäre das doch nur ein schlimmes Zeichen von dem allgemeinen Zustande seiner wissenschaftlichen Vorbereitung. Aber nicht Weniges was er hier sagt, ist

Digitized by Google

dazu auch nicht richtig. Die Punkte Qûshôi und Rûkhôkh werden in den irgend genauen syrischen Handschriften von anderen immer deutlich genug unterschieden, und sollten mit diesen nie verwechselt werden: obwohl allerdings diese Verwechselung allmählich beginnt. H. E.

Bielefeld

bei Velhagen und Klasing, 1859. **Kalidasa's Wolkenbote übersetzt und erläutert von C. Schütz. Nebst H. H. Wilson's englischer Uebersetzung.** VIII u. 112 S. in gr. Octav.

Unter den so mannichfachen Stücken der späteren indischen Lyrik, welche man von der ganz anders ausgebildeten älteren als die Kunstlyrik unterscheiden kann, ist der Mêghadûta sicher eins der ausgezeichnetsten ebenso wie der ältesten und ursprünglichsten. Von ihm besitzt man zwar in neuern europäischen Sprachen bereits einige dichterische Nachbildungen, aber noch keine wortgetreuere Uebersetzung. Man wird daher die oben bemerkte neue Uebersetzung eines gerade in diesen Theilen der Sanskritlitteratur schon seit früheren Zeiten vielbewährten deutschen Gelehrten nicht ungerne aufnehmen und ihrem Zwecke gemäß gebrauchen. Diese Uebersetzung wagt es nicht, die Versmaße der Urschrift auch nur von ferne nachzubilden, gibt aber den Sinn der Worte desto einfacher wieder. Die zahlreichen Anmerkungen würden zwar an sich die vielerlei Stoffe, auf welche das Gedicht anspielt, hinreichend zu erläutern noch Manches vermissen lassen: aber da der Verf. die ganze Arbeit Wilson's, also nicht bloß (wie man nach der Aufschrift erwarten könnte) seine Uebersetzung, sondern auch seine ausführlich erläutern-

Digitized by Google

den Sacherklärungen mit aufgenommen hat, so werden solche Leser, welche ein näheres Verständniß mancher Worte der Uebersetzung suchen, sich durch Beides genug belehrt finden. Der Verf. theilt aber auch manche noch ungedruckte Erläuterung aus indischen Scholiasten mit. Daß der Verf. ferner die bisherigen Ausgaben und Erklärungen sorgsam berücksichtigt, versteht sich bei ihm von selbst: doch bemerken wir nicht, daß ihm die Ausgabe des Mêghadûta in Häberlin's Sanscrit Anthology (Calcutta 1847) bekannt geworden; und wollen daher bei dieser Veranlassung auf das nützliche inhaltreiche Werk wiederholt hinweisen. H. E.

St. Petersburg

Buchdruckerei der Kaiserl. Akad. d. Wissensch. 1859. Ueber Papuas und Alfuren von K. E. v. Baer. 78 S. in Quart.

Aus Baer's Feder ist man immer nur gewohnt, Ausgezeichnetes zu erwarten und daß man bei einer solchen Erwartung im Rechte ist, davon liefert uns die obige Abhandlung einen neuen Beleg. Dieselbe ist ein besonders im Buchhandel (in Commission bei L. Voß in Leipzig) zu habender Abdruck aus dem VIIIten Bande der Mémoires de l'Académie impériale de St. Petersbourg. Es ist ein Commentar zu einer vorhergehenden mit Schädelabbildungen begleiteten Abhandlung desselben Verfassers in lateinischer Sprache: Crania selecta ex thesauris anthropologicis academiae imperialis petropolitanae. Die hier niedergelegten Schädel-Abbildungen betreffen verschiedene Ansichten von Schädeln von Papuas, Alfuren, Kalmücken, Chine-

Digitized by Google

sen, Bewohnern von Unalaschka in Steindruck und sind vorzüglich.

Der Verf. hat seine Studien in den letzten Jahren, nachdem er die früheren Forschungen über Entwickelungsgeschichte, so wie die geographischen über verschiedene Theile des russischen Reichs, abgeschlossen hatte, ganz der Naturgeschichte des Menschen gewidmet. Ref. hat über den hieraus zu hoffenden Gewinn schon in einer früheren Anzeige bei Gelegenheit der Besprechung von Waitz Anthropologie (Stück 33 — 35 der Anzeigen von diesem Jahre) sich ausgesprochen.

In der vorliegenden Abhandlung ist in höchst vollständiger Weise und mit scharfer und geistvoller Kritik Alles wesentliche zusammengestellt, was wir über die so merkwürdigen schwarzen Stämme der Südsee wissen, und es sind die Gesichtspunkte klar bezeichnet, auf die es ankommt, um in diesem Chaos lichte Pfade zu finden. Des Verfs Untersuchungen führen zunächst auf zweierlei Typen, die ihren Ausgangspunkt in Neu-Guinea haben, von denen der erste oder der eigentliche Papuastamm entschiedenere Neger-Aehnlichkeit hat, als der zweite, der sich, besonders im Schädelbau, aber auch im Gesicht, sehr den Neuholländern nähert und von ihnen beinahe nur durch das krause Haar sich auffallend unterscheidet, das man allein in benachbarten und sehr beschränkten Gegenden Neuhollands, wo man Einwanderungen von den Torres-Inseln vermuthet, in gedrehten Troddeln herabhängen sieht. Baer schlägt vor, den zweiten Typus mit dem Namen von Alfuren-Papuas zu bezeichnen, da sie möglicher Weise Mischungsglieder sind zwischen den Papuas und den Neuholländern. Ueber das bekannte Perückenhaar der Papuas äußert sich Baer in folgender Weise:

Digitized by Google

„Der große Quaſtenkopf der Küſten-Papuas beruht darauf, daß dieſes in viele Spiralen gedrehte Haar ausgekämmt wird und daß die einzelnen Locken gelöſt werden. Natürlich gibt dies nun einen ganzen Ballon von Haaren, die ſich gegenſeitig halten. Man kann die Merino-Wolle eben ſo auskämmen."

Der Schluß der Abhandlung, auf deren Detail wir nicht weiter eingehen können, enthält ſehr anziehende ausführliche Betrachtungen über allgemeine, die Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechts betreffende Fragen. Wir heben nur eine kleine Stelle aus, welche klar den Standpunkt des Verfaſſers bezeichnet, in ſo ferne er das Ergebniß ſtreng wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen iſt. Er ſagt: „Ich ſehe mich außer Stande, ſpecifiſche Unterſchiede unter den Menſchen zu erkennen, ſo lange man mir nicht geſchwänzte Menſchen oder ähnliche Unterſchiede nachweiſt und wenn die jetzigen Stämme der Menſchen ſich fruchtbar verbinden, ſo erlaube man mir wenigſtens zu fragen, was denn eigentlich ſelbſtſtändige Art iſt? Ob etwas, das der Naturforſcher nach Gutdünken ſondert, oder eine in der Natur begründete Sonderung und worin dieſe dann beſteht? — Ein Bedürfniß, alle Menſchen von einem Paare abzuleiten, beherrſcht mich durchaus nicht."

Rud. Wagner.

Digitized by Google

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

77. Stück.
Den 14. Mai 1860.

London

Longman, Brown, Green, Longmans and Roberts and Trübner et Co. 1859. An Essay on Classification by Louis Agassiz. VIII u. 381 S. in Octav.

Der Inhalt dieſes im vorigen Jahre in London erſchienenen Bandes iſt ein Abdruck der Einleitung aus dem großen Werke des Verfaſſers: Contributions to the natural history of the united States, deſſen beiden erſten Bände im Jahre 1857 in Boſton erſchienen und eine im Verhältniſſe zu einem ſo koſtbaren (auf 120 Dollars berechneten) Werke beiſpielloſe Verbreitung erlangten, denn daſſelbe hat an 3000 Subſcribenten, von denen nur etwa der 30ſte Theil außerhalb der vereinigten Staaten ſich befindet. Es iſt dies ein trotz des großen Namens des Verfs in beiden Hemiſphären kaum glaubliches Reſultat, das deſſelben eigene höchſte Erwartungen bei weitem übertraf. Niemals hat ein Werk von ähnlichem Umfange gleich bei ſeinem Erſcheinen einen ſolchen Succeß erlangt. Selbſt die 4 Aufla-

Digitized by Google

gen der Recherches sur les Ossemens fossiles von Cuvier bieten kein ähnliches Beispiel dar.

Da diese Einleitung eine Darstellung der allgemeinen Principien der Zoologie als Wissenschaft betrifft, so glaubte der Verf. den Rathschlägen von Freunden folgen zu dürfen, einen Wiederabdruck dieser Einleitung für das englische Publicum zu gestatten, in welcher außer einzelnen Verbesserungen und Nachträgen in Anmerkungen noch ein neues Kapitel über die „Kategorien der Analogie" hinzugefügt ist.

Das Werk führt — allerdings schon auf dem Grunde früher vom Verf. publicirter Aufsätze, von denen es eigentlich eine Sammlung ist, — so eigenthümliche neue Anschauungen in die allgemeine Zoologie ein, daß es ähnlich, wie das eben erschienene Werk von Darwin, eine ausführliche Besprechung auch in Deutschland verdient, um so mehr, als unsres Wissens keine deutsche Uebersetzung davon angekündigt ist und beide Männer, Agassiz und Darwin, ihre Wissenschaft im ganzen Umfange übersehen und doch in vielen Grundanschauungen zu diagonal entgegengesetzten Ergebnissen kommen. Das Werk ist in drei große Kapitel eingetheilt, wovon das erste, weitläuftigste, die Beziehungen der Thiere zu einander und zu der sie umgebenden Welt, als der Basis des natürlichen Classificationsprincips enthält, das zweite eine Darstellung der systematischen Gliederung der leitenden Gruppen, in welche das Thierreich zerfällt, gibt, während das dritte einer geschichtlichen Uebersicht unsrer modernen Systematik gewidmet ist, welche zugleich eine kurze Kritik der einzelnen Systeme versucht. Jedes Kapitel zerfällt in eine Anzahl Abschnitte, von denen jeder ein besondres Moment der Betrachtung entwickelt. Ich

Digitized by Google

gehe hier nur auf den Inhalt der beiden ersten Kapitel ein.

Der Verf. bespricht im Eingange die verschiedenen Ansichten über Classification in der Naturgeschichte überhaupt, welche hier so weit auseinandergehen, als möglich. Bekanntlich stritt man sich lange über die Frage vom künstlichen und natürlichen System. Goethe sagte: „Natürlich System, ein widersprechender Ausdruck.“ Agassiz citirt Buffon, der beim Beginne der Publication seiner großen Naturgeschichte geleugnet habe, daß in der Natur irgend etwas einem Systeme Aehnliches läge, während das Bedürfniß einer möglichst natürlichen Anordnung der Naturkörper doch mehr oder weniger allen Naturforschern vorgeschwebt habe und Buffon selbst diesem Bedürfnisse schließlich bei der Beschreibung der Vögel einigermaßen Rechnung trug. Immer aber wurden die Systeme, mögen sie künstliche oder natürliche genannt worden sein, als der Ausdruck rein menschlicher Auffassung der natürlichen Dinge betrachtet. Nur in einem Punkte stimmten die zahllosen Systeme überein, in der Annahme einer wirklichen Existenz von verschiedenen Arten (Species) mit beharrlichen Eigenthümlichkeiten — wenigstens für einen gewissen Zeitraum; denn auch die Unveränderlichkeit der Arten wurde in Frage gestellt. Bei allen höheren systematischen Gruppen verminderte sich das Vertrauen in ihren Werth als wirklich natürliche Abtheilungen immer mehr; so schon bei den Gattungen (Genera) oder Sippen, mit welch letztrem Namen wir sie mit Oken und Bronn nennen wollen. Die Eintheilungen in Familien, Ordnungen, Klassen betrachtete man ziemlich allgemein als conventionell. Angesichts nun der großen Fortschritte in den letzten Jahren, hält der Verf. die Indifferenz, mit welcher man die Grund-

Digitized by Google

principien der Zoologie zu behandeln pflegt, für ungerechtfertigt. Die Zweifellosigkeit über die wirklich natürliche Begründung der typischen Hauptgruppen des Systems sucht der Verf. an einem Beispiele zu zeigen. Wenn, sagt er, von den Hunderttausend specifischer Formen der natürlichen Gruppe der Gliederthiere auf der ganzen Erde nichts vorhanden sein würde, als der Hummer, so würde derselbe doch in unsrem Systeme als die einzige Species einer Sippe, einer Familie, Ordnung, Klasse ꝛc. neben allen übrigen Klassen, Ordnungen ꝛc. abgesondert hingestellt werden müssen. Hieraus sucht Agassiz den Beweis abzuleiten, daß alle die genannten Abtheilungen dieselbe natürliche Grundlage für die Systematik haben, welche dem Begriffe der Species zukommt, und er knüpft daran die folgenden Fragen und Antworten, die wir mit den eigenen Worten des Verf. aushe-ben, weil sie das Grundthema der Anschauungen des ganzen Werkes bilden:

„Die Eintheilung des Thierreichs nach typischen Hauptabtheilungen, Klassen, Ordnungen, Familien, Sippen und Arten, wodurch wir die Resultate unserer Untersuchungen in Bezug auf die Verwandtschaftsverhältnisse des Thierreichs ausdrücken und welche die erste Frage eines wissenschaftlichen Natursystems bilden, scheint mir die Beachtung aller gedankenvollen Gemüther zu verdienen. Sind diese Eintheilungen künstlich oder natürlich? Sind sie bloße Erfindungen des menschlichen Verstandes zur besseren Uebersicht und zur Erleichterung anderer Untersuchungen, oder sind sie in der göttlichen Intelligenz begründet und als Kategorien von deren Art zu denken, zu betrachten? . . . Meiner Meinung zufolge sind diejenigen Systeme, welche von den großen Führern in unsrer Wissenschaft aufgestellt wurden, in der That nur Uebersetzungen der

Gedanken des Schöpfers in die menschliche Sprache. Und, ist dies der Fall, finden wir nicht in dieser Fähigkeit des menschlichen Verstandes, sich die Thatsachen der Schöpfung anzueignen, wodurch wir instinctiv und unbewußt die Ausleger der Gedanken Gottes werden, die überzeugendsten Beweise unsrer Verwandtschaft mit dem Geiste Gottes? Ist nicht diese intellectuelle Verbindung mit dem allmächtigen Schöpfer unsrer tiefsten Ueberlegung würdig? Wenn irgend eine Wahrheit in dem Glauben liegt, daß der Mensch nach dem Ebenbilde Gottes gemacht ist, so ist es gewiß kein Fehler eines Forschers, mit Hülfe seiner eigenen geistigen Operationen zu versuchen, sich den Werken des göttlichen Verstandes anzunähern, aus der Natur seiner eigenen Seele die Erkenntniß zu schöpfen, um besser die unendliche Intelligenz zu begreifen, von welcher er selbst seinen Ursprung hat. Eine solche Ansicht könnte vielleicht auf den ersten Blick unehrerbietig erscheinen. Aber wer ist der wahre Demüthige? Derjenige, welcher, indem er in die Geheimnisse der Schöpfung eindringt, dieselben in eine Formel bringt, die er stolz „sein eigenes wissenschaftliches System" nennt, oder derjenige, welcher bei derselben Forschung seine glorreiche Verwandtschaft mit dem Schöpfer erkennt und, in tiefster Dankbarkeit für eine so hohe Abstammung, darnach strebt, der gläubige Ausleger des göttlichen Verstandes zu werden, mit dem auf diese Weise in Verbindung zu treten, ihm nach den Gesetzen des Daseins nicht nur erlaubt, sondern im Voraus bestimmt ist. Ich bekenne, daß diese Frage, welche sich auf die Natur und Begründung unsrer wissenschaftlichen Classification bezieht, mir von der größten Wichtigkeit zu sein scheint, ja von einer weit wichtigeren Bedeutung, als man ihr gewöhnlich beilegt. Wenn es bewiesen werden kann, daß der

Digitized by Google

Mensch diese systematische Anordnung in der Natur nicht erfunden, sondern vielmehr nur erforscht hat, daß diese Verwandtschaften und Verhältnisse, welche in der animalischen und vegetabilischen Welt auftreten, in einer geistigen, einer idealen Verbindung mit dem Geiste des Schöpfers stehen; daß dieser Schöpfungsplan, welcher sich unserem höchsten Wissen enthüllt, nicht das Product nothwendiger Wirkungen physischer Kräfte ist, sondern als die freie Conception eines allmächtigen Verstandes erscheint, welche in dessen Gedanken gereift ist, bevor sich dieselbe in greifbaren äußeren Formen offenbarte, kurz, wenn wir eine dem Schöpfungsacte vorhergegangene Ueberlegung nachweisen können, dann haben wir einmal und für immer mit der trostlosen Theorie gebrochen, welche uns stets nur auf die Gesetze der Materie verweist, als welche von allen Wundern der Schöpfung Rechenschaft geben sollen, und die uns, ohne Gott, bloß der einförmigen, unveränderlichen Wirkung der physischen Kräfte überläßt, welche alle Dinge an deren unvermeidliches Verhängniß binden. Ich glaube, daß jetzt unsere Wissenschaft den Grad von Vollendung erreicht hat, mittelst welcher wir eine solche Untersuchung wagen können."

Durch diese Betrachtungen setzt sich der Verf. in Gegensatz, wenn nicht mit allen, doch bei weitem den meisten bisherigen Anschauungen. Er sucht in den Formverschiedenheiten der Thiere und deren gegenseitigen Relationen einen positiven Beweis nicht nur für den Ursprung derselben von einem intelligenten Schöpfer, sondern er erkennt in der Möglichkeit der Erforschung dieser Verhältnisse, in der Entdeckung der natürlichen Systematik, einen strictен Beweis für die innere Verwandtschaft und den Ursprung der menschlichen Intelligenz aus jener göttli-

Digitized by Google

chen, aus welcher allein jene wissenschaftliche Erkenntniß erklärlich wird.

Obwohl man früher allgemein und in neueren Zeiten noch in den Bridgewater-Büchern insbesondre aus der Zweckmäßigkeit der Anordnungen in der Natur ein Hauptargument für die Existenz eines intelligenten Schöpfers der Natur hergenommen habe, so scheint dem Verf. die Teleologie nicht alle Erscheinungen in der organischen Natur zu decken. Es gibt Organe, die aus der Nothwendigkeit der sich auf einander beziehenden Functionen nicht erklärt werden können, also Organe ohne Function, wie z. B. die nicht durchbrechenden Zähne der Wallfische, die Brustwarzen der männlichen Säugethiere (auch die Beckenknochen der männlichen Beutelthiere u. a. m. Refer.). Diese Organe beziehen sich nicht auf gegenseitige Abhängigkeits-Verhältnisse der Functionen, sie haben ganz die Bedeutung gewisser architektonischer Elemente oder Ornamente, die sich ohne allen praktischen Zweck, auf die Symmetrie und Harmonie der Proportion beziehen.

Der Verf. verwahrt sich bei diesen Betrachtungen gegen die angebliche Ungehörigkeit in einem wissenschaftlichen Werke. Bei aller Entfernung von theologischen Controversen bleibe stets die Nothwendigkeit einer philosophischen Betrachtung dieser Art; alle Gedankenbildung, so lange sie nicht als Product bloß physischer Kräfte nachgewiesen werden könne, bezeuge die Existenz eines denkenden Wesens und des Zusammenhangs desselben mit einer höheren Intelligenz. Die specialisirte Durchführung dieser Ansicht ist die Aufgabe der folgenden Abschnitte.

Im zweiten Abschnitte dieses Kapitels zeigt der Verf., daß die verschiedensten Typen von Thieren und Pflanzen unter identischen äußeren Umständen gefunden werden. Mögen diese Gebilde nun unter

Digitized by Google

den engsten räumlichen Verhältnissen oder in sehr weit auseinander liegenden Bezirken entstanden sein, so ist es gleich unverständlich, wie die äußeren physischen Einflüsse auf die Entstehung der typischen Verschiedenheiten haben einwirken können. Eben so unverständlich ist die einfache Thatsache, daß unter wesentlich denselben wirkenden physischen Kräften in den ältesten geologischen Perioden gar keine organischen Wesen erzeugt wurden.

Die Unabhängigkeit der Verschiedenheit der Thier- und Pflanzenformen von äußeren physikalischen Bedingungen wird wieder, wie vom Verf. im 3ten Abschnitt gezeigt wird, dadurch bewiesen, daß ganz identische Typen von organischen Körpern überall auf der Erde unter den verschiedensten äußeren Umständen (kosmischen, physikalischen Einflüssen, Klima ꝛc.) auftreten. So sind die Häringe der arktischen, antarktischen und gemäßigten Zone ganz dieselben. Ueberall, wo physikalische Einflüsse Veränderungen in den äußeren Formverhältnissen der Organismen hervorrufen, sind dieselben niemals tiefgreifend, erstrecken sich auf Farbe, äußere Bedeckungen, auf Größe und Gewichtsverhältnisse, je nach der verschiedenen Nahrung ꝛc. Auf den Grundplan der Organisation sind sie ohne allen Einfluß.

In diesem Grundplane herrscht, wie im 4ten Abschnitt erörtert wird, eine Einheit für jede der großen typischen Abtheilungen des Systems der Thierwelt, so daß dieser Plan unter allen geographischen Verhältnissen der nämliche bleibt. Daher kann derselbe unmöglich eine Wirkung bloß abstracter Kräfte sein, sondern derselbe läßt auf eine höhere allgemeine Conception schließen.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.
Den 17. Mai 1860.

London

Fortsetzung der Anzeige: »An Essay on Classification by Louis Agassiz.«

Diese Verschiedenheiten der Baupläne (die man beispielsweise mit dem byzantinischen oder gothischen Stil vergleichen kann, Ref.) gehen, wie der 5te Abschnitt nachweist, durch die ganze innere Anordnung und Gruppirung der Organe, so daß z. B. die physiologisch analogen Gebilde, wie der Kopf der Wirbelthiere und der Gliederthiere bei jeder dieser beiden Reihen verschieden ist, innerhalb der beiden Reihen aber aus homologen Theilen (— ein Begriff, der weiter unten erläutert ist —) zusammengesetzt wird. Diese eigenthümlichen Verhältnisse können durchaus nicht von physikalischen Einflüssen abgeleitet werden.

Eben so wenig begreiflich und von physischen Ursachen ableitbar, sind die im 6ten Abschnitte erläuterten verschiedenen Grade der Verwandtschaft der einzelnen Thier- und Pflanzenformen, die, ohne allen genealogischen Zusammenhang unter den verschie-

Digitized by Google

denen systematischen Gruppen in den von einander entferntesten Theilen der Erde vorkommen.

Die Unabhängigkeit der in der systematischen Gruppirung sich ausprägenden Grundverschiedenheiten des Organisationsplans der Thierwelt von äußeren Einflüssen, ergibt sich nach dem 7ten Abschnitt daraus, daß, wie die neuesten geologischen Forschungen immer entschiedener zeigen, die vier typischen Hauptgruppen der Thiere, Strahlthiere, Weichthiere, Gliederthiere, Wirbelthiere, in allen Gebirgsformationen vorkommen, in den ältesten, wie den jüngsten, und daß die Behauptung, als hätten sich immer höher und höher organisirte Thierformen im Laufe der auf einander folgenden geologischen Epochen entwickelt, nur in sehr limitirtem Sinne zu verstehen ist. Derselbe Plan, welcher sich in der Thierwelt der Gegenwart zeigt, kommt schon in den Formen der ältesten Fauna des Erdballs vor. Mit der Bildung des Menschen erscheint der Abschluß in der Reihe der Organisationen und seitdem findet keine Entstehung und Vervollkommnung der Organisations-Verhältnisse auf dem Erdball mehr Statt. Alle weitere Entwicklung beschränkt sich seitdem auf die Vervollkommnung der intellectuellen und moralischen Fähigkeiten des Menschen.

Der 9te bis 15te Abschnitt dieses Kapitels ist zur speciellen Ausführung einzelner schon in dem vorigen Abschnitte berührter Punkte bestimmt und geht vorzüglich auf die geographischen Verhältnisse der Faunen einzelner Länder ꝛc. ein. Das Endresultat dieser Untersuchung ist: daß alle Thatsachen dahin führen, daß die Lebensphänomene sich natürlich innerhalb der physikalischen Welt offenbaren, aber nicht von ihr unmittelbar abhängen; daß die organischen Wesen trotz der Einflüsse der unorganischen Welt die ihnen ursprünglich zukommenden Ei-

Digitized by Google

genſchaften bewahren, ja eine ſolche Unabhängigkeit von den letzteren zeigen, daß ein Urſprung der Lebens-Erſcheinungen aus den phyſikaliſchen Kräften ganz unwahrſcheinlich wird.

Eine der wichtigſten Fragen behandelt unſtreitig der 15te Abſchnitt, nämlich die der Permanenz der ſpecifiſchen Eigenſchaften oder der feſtſtehenden Charaktere der Arten (Species). Es knüpft ſich hieran die neuerdings wieder durch Darwin beſonders ſo ſehr angeregte Betrachtung über die Entſtehungsweiſe der Arten. Agaſſiz ſchließt ſich Cuvier's bekannten Nachweiſen am ägyptiſchen Ibis an und betrachtet das Reſultat durch neuere Forſchungen noch weiter geſichert, wonach feſtſteht: „daß ſelbſt die außerordentlichſten Veränderungen in der Lebensweiſe und die äußeren Bedingungen, unter denen die Thiere ſich befinden, ebenſo wenig Einfluß auf die Veränderung ihrer weſentlichen Charaktere haben, als der Zeitverlauf. Hier befindet ſich alſo der Verf. im directen Gegenſatze mit Darwin. Er ſpricht ausdrücklich ſeine Ueberzeugung dahin aus, daß nach ſeiner Kenntniß der paläontologiſchen Verhältniſſe: 1. die Thiere verſchiedener geologiſcher Perioden en masse betrachtet, unter einander ſpecifiſch verſchieden ſind. 2) Daß aber innerhalb einer und derſelben geologiſchen Periode die primordialen Formen, welche die Naturforſcher Species zu nennen pflegen, ſich nicht verändern. 3. Daß die dieſen beiden Punkten entgegengeſetzten Behauptungen weder phyſiologiſch noch geologiſch bewieſen werden können. Ein angebliches, aber noch zweifelhaftes Factum, daß einzelne Species durch zwei auf einander folgende geologiſche Epochen hindurchgehen, würde, wenn es ſich beſtätigen ſollte, gerade zu Gunſten der Tenacität des Species-Charakters ſprechen. In Bezug auf die von den Hausthieren und Cultur-

Digitized by Google

pflanzen hergenommenen Beispiele von Veränderlichkeit der Arten spricht sich der Verf. in einer Weise aus, welche unsre ganze Aufmerksamkeit verdient. Er nimmt an, daß ein Theil unserer Hausthiere, z. B. das Huhn, durch die vollkommene Amalgamation verschiedener Arten entstanden sei. Außerdem könne man von den durch den Einfluß des Menschen hervorgebrachten, durch künstliche Pflege und Nahrung hervorgerufenen Veränderungen bei den Culturrassen der Hausthiere nicht auf ähnliche Umänderungen aus natürlichen Einwirkungen schließen. Die Annahme der Beharrlichkeit der Art wird durch die Erfahrung bestärkt, daß die Unterschiede, welche zwischen den verschiedenen Rassen der Hausthiere und den cultivirten Pflanzenvarietäten, so wie unter den Menschenrassen bestehen, unter den verschiedensten klimatischen Einflüssen doch permanent bleiben. Damit übereinstimmend ist die Thatsache, daß jede Menschenrasse ihre eigenen Arten von Hausthieren und Culturpflanzen besitzt und daß diese um so weniger unter einander variiren, wenn jene Rassen wenig oder keinen Verkehr mit andern Rassen haben, als wenn diese Rassen aus Mischung verschiedener Stämme hervorgegangen sind.

Im 16ten Abschnitte weist der Verf. auf die neueren Forschungen hin, welche gelehrt haben, wie irrig gewisse frühere Annahmen von der Identität zwischen Function und Organ waren, so daß sich gezeigt hat, daß zwischen morphologischer und physiologischer Identität häufig ein großer Unterschied ist. Eins der vielen Beispiele können die Kiemen der Fische und die Lungen der höheren Thiere abgeben, welche zwar die gleiche Function vollziehen, morphologisch aber ganz verschiedene Stellungen einnehmen. Agassiz sucht diese Erfahrungen für seine Meinung zu verwerthen, daß zwischen äußeren phy-

Digitized by Google

fischen Ursachen und typischen Organisationsverhältnissen kein genetischer Zusammenhang bestehe.

In der so verschiedenen Lebensdauer der verschiedenen Thiere und Pflanzen, welche der 19te Abschnitt behandelt, sieht der Verf. einen Hauptbeweis für die Anordnung des Weltganzen durch ein denkendes Wesen, da die hier in Betracht kommenden Verhältnisse eine solche Vorherbestimmung über Zeit- und Raumbedingungen in ihrer gegenseitigen Abhängigkeit voraussetzen, welche blinden Naturkräften nie zugeschrieben werden kann.

Ebenso tritt diese vorausbestimmte Reihe von Erscheinungen in der cyklischen Entwicklung des sogenannten Generationswechsels hervor (20ter Abschnitt), welchen Kreis von Erscheinungen einfache physische Kräfte nicht hervorzubringen im Stande sind.

Der Verf. benutzt den 21sten Abschnitt, um eine Uebersicht über die Organisationsverhältnisse der Pflanzen und Thiere zu geben, welche in den verschiedenen geologischen Perioden auftreten. Während die materiellen Stoffe immer dieselben bleiben, so weit man die Spuren ihrer Erscheinung verfolgen kann, verwandeln die organischen Körper diese Stoffe in neue Formen und bringen sie in neue Combinationen. Kohlensaurer Kalk bleibt in allen geologischen Altersperioden kohlensaurer Kalk; der phosphorsaure Kalk in den paläozoischen Felsarten ist derselbe phosphorsaure Kalk, den heute noch der Mensch künstlich bereitet; aber die Fischstacheln, Schildkrötenschalen, Vogelflügel, Säugethierbeine, welche aus diesen Stoffen gebildet sind, zeigen in den verschiedenen Arten die verschiedensten Structurverhältnisse. Es arbeiten hier also andre Kräfte als bloß physische, wie z. B. Elektricität, welche in allen Zeiträumen die gleichen Naturprocesse hervorrief, gerade wie zu allen Zeiten die Verdampfung des Wassers in der

Digitized by Google

Atmosphäre Wolken bildete, was sich aus den deutlichen Spuren dieser Processe in dem Kohlengebirge und in der Triasformation ergibt. Die Reihe von Combinationen in den Thierformen, welche successive auftraten und an deren Ende der Mensch erscheint, sind ganz unabhängig in ihrer Genesis von den gewöhnlichen physischen Kräften. Diese Combinationen sind ein schlagender Beweis für eine dieselben ins Leben rufende Reihe von Gedanken.

Die Thiere der verschiedenen geologischen Perioden zeigen, wie der 22ste Abschnitt nachweist, ähnliche abgegrenzte geographische Verbreitungsbezirke, wenn auch in weniger engen Herden, wie die jetzt lebenden, — Entdeckungen der neuesten Zeit und zwar, wie die Untersuchungen von Lund über die brasilianische, von Owen über die neuholländische fossile Fauna nachweisen, hatte diese Fauna eine gewisse Uebereinstimmung mit der heutigen, in so ferne z. B. in Brasilien früher colossale Edentaten in Menge, in Neuholland ähnliche jetzt ausgestorbene Beutelthiere vorkamen. Thierformen, welche früher die alte Welt bevölkerten, fehlten in der neuen zum Theil ganz. Zwischen jenen älteren Thiergeschlechtern und den späteren besteht aber demohngeachtet nicht der geringste genealogische Zusammenhang, obwohl die vorweltlichen und jetzt lebenden Thiere denselben oder doch einen ähnlichen Grund und Boden einnehmen. Gerade diese feststehende Thatsache steht im directesten Widerspruch mit jeder Annahme eines Zusammenhangs zwischen dem Ursprung dieser Thiere und den sie umgebenden physikalischen Agentien. Um so weniger kann hier an irgend eine specielle Abhängigkeit von den geographischen Bodenverhältnissen gedacht werden, als die auf solchem Boden localisirten organischen Körper mit andern typischen Gruppen im Zusammenhange stehen, welche eine viel weitere

Digitized by Google

Verbreitung haben, ja, was noch mehr ist, welche zu verschiedenen geologischen Perioden gehören, zwischen deren Entwickelung große physikalische Veränderungen auf dem Erdboden Statt gefunden haben. Sie beweisen daher gerade das Entgegengesetzte von dem, was jene Theorie, welche die Entstehung der organischen Körper aus physikalischen Kräften annimmt, verlangt; denn es findet eine continuirliche Aehnlichkeit der Organismen während der auf einander folgenden geologischen Perioden Statt, ungeachtet der ausgedehnten Veränderungen in den vorwaltenden physikalischen Bedingungen, welche die Oertlichkeiten, die von ihnen bewohnt wurden, in verschiedenen Perioden erlitten. Wie man also auch hier die Theorie vom Ursprung der Thiere und Pflanzen aus gewöhnlichen physikalischen Kräften betrachten mag, sie hält eine strengere Kritik nicht aus. Der Verfasser kommt auch hier wieder auf seine früher dargestellte Grundanschauung zurück und sagt, — um uns seiner eigenen Worte zu bedienen: »Only the deliberate intervention of an Intellect, acting continously, according to one plan, can account for phenomena of this kind.«

Im 23sten Abschnitt zeigt der Verf. kurz und bündig, daß nicht bloß die Species, sondern auch die andern systematischen Gruppen von Thieren und Pflanzen, ebenso wie die Individuen, eine begrenzte Dauer haben. Alle neuen Untersuchungen (von Agassiz, Barrande, Pictet u. a. m.) zeigen, wie die früher für verschiedene Perioden als identisch betrachteten Arten bei sorgfältiger Prüfung immer mehr verschwinden. Dasselbe gilt für die fossilen Arten, welche angeblich identisch sein sollen mit denen der Jetztzeit. Jede neue Monographie begrenzt die Zahl für jede Periode mehr und mehr. Die Thatsachen führen auch nicht zur Annahme eines stufen-

Digitized by Google

weisen Verschwindens einer beschränkten Anzahl von Arten und einer allmählichen Einführung einer begrenzten Zahl neuer Arten, sondern im Gegentheile zur Annahme einer gleichmäßigen Zerstörung ganzer Faunen. Diese Veränderungen in der organischen Welt fallen dann immer zusammen mit großen physikalischen Veränderungen auf unsrem Erdball. Die geographischen Begrenzungen dieser Veränderungen jetzt schon feststellen zu wollen, würde nach des Vfs Meinung zu frühe sein. Derselbe verweist auf das Studium von Elie de Beaumonts Schriften, welcher früher 7, dann 12, später 15 solche große Convulsionen des Erdballs annahm, jetzt aber die Zahl derselben wenigstens auf 60, vielleicht auf 100 bringt. Auch die Paläontologen kommen dahin, immer mehr anzunehmen, daß die Faunen häufiger erneuert worden sind, als bisher angenommen wurde, aber in unermeßlich langen Perioden bis zur jüngsten, in welcher der Mensch erschien. Jede Fauna aber existirte in einer großen Mannichfaltigkeit von Typen, welche durch natürliche Wechselbeziehungen zwischen Thieren und Pflanzen verknüpft waren, — eine Art der Verbindung, welche niemals aus einförmigen physikalischen Kräften ihren Ursprung genommen haben kann, die immer nur in der ihr zukommenden einförmigen Richtung gewirkt haben können. „Auch hier" — sagt der Verf. — „stellt sich die Dazwischenkunft eines Schöpfers auf die schlagendste Weise dar und zwar auf jeder Stufe der Geschichte der Welt."

Im 24sten Abschnitt vergleicht der Verf. die geologische Folge der Thiere und Pflanzen mit deren gegenwärtigem Bestande. In das Detail können wir ihm hier noch weniger folgen. Jedenfalls zeigt sich, daß die Haupttypen zu allen Zeiten repräsentirt waren, daß wenigstens die einzelnen Klassen der

Digitized by Google

Strahlthiere, Weichthiere und Gliederthiere immer zugleich in den einzelnen Perioden auftreten, vielleicht mit einziger Ausnahme der Insecten, deren Existenz wenigstens vor der Kohlenperiode nicht bekannt ist. Mit den Wirbelthieren ist es allerdings anders, denn obwohl die Fische so alt sind, als irgend eine der niedern Thierklassen, so treten doch Reptilien, Vögel und Säugethiere successive je nach ihrem typischen Rang auf. Es erscheinen höhere und niedere Formen, bis zuletzt der Mensch die aufsteigende Reihe krönt. Hier, wie bei den Pflanzen, zeigt sich eine Entwickelung, welche eine bestimmte Ordnung, einen Plan in der Natur voraussetzt.

Derselbe schöpferische, denkende Geist läßt sich auch in den im 25ten Abschnitte erläuterten Thatsachen nachweisen, welche in den merkwürdigen Erscheinungen einer Prophetie, eines vorbildlichen Auftretens späterer Thierformen in embryonischer Gestalt sich beurkunden. Schon früher nämlich wurden Naturforscher überrascht durch die Aehnlichkeit der Jugendzustände gegenwärtig lebender Thiere mit fossilen Repräsentanten derselben Familie in älteren geologischen Perioden. Agassiz glaubt nun, daß die Fortschritte in der Embryologie und Paläontologie eine allgemeine Annahme dieser Ansicht rechtfertigen, und belegt dies mit Beispielen. Das auffallendste Exempel geben die Echinodermen, denn bekanntlich bilden in den älteren Perioden die gestielten Seesterne oder Crinoiden die Hauptmasse. An sie erinnern noch unsre lebenden Comatulen, welche im Alterszustande frei, in der Jugend gestielt sind. Die ältesten fossilen Fische haben gewisse allgemeine Kennzeichen mit den Embryonen der jetzigen Fische gemein. Die ältesten Echiniden sind embryonische Repräsentanten der höheren Familien, die Trilobiten die embryonischen Vorbilder der Entomostraken, die oolithischen

Digitized by Google

Dekapoden die embryonischen Typen unsrer Krebse, der Andrias Scheuchzeri ist ein embryonischer Prototyp unsrer Batrachier, die Zeuglodonten sind Vorläufer unsrer pflanzenfressenden Cetaceen, die Mastodonten embryonisch geartete Elephanten u. s. w.

Ueber die eigentlich prophetischen Typen verbreitet sich der Verf. im 26ten Abschnitte. Diese fallen zwar zum Theil mit den embryonischen Typen des vorigen Abschnitts zusammen, in andrer Hinsicht aber sind sie auch verschieden. Man sieht nämlich in einer früheren Epoche gewisse Combinationen in der Organisation auftreten, welche in einer folgenden oder späteren vollständiger, allgemeiner, unter höherem Rang erscheinen, in dem Verhältnisse, wie die Affen den Menschen voraufgehen, die reptilienähnlichen Fische den Reptilien, die Ichthyosauren den Delphinen, die Pterodaktylen den Vögeln. So besteht also auch hier ein Zusammenhang zwischen den thierischen Schöpfungen verschiedener Perioden; eine ideale Verbindung zwischen den lebenden Organismen tritt klar hervor.

Der 27te Abschnitt enthält eine Art Wiederholung der Thatsachen der beiden vorhergehenden Abschnitte unter dem Gesichtspunkte des Parallelismus zwischen der stufenweisen Vervollkommnung der Formen in der Thierreihe und der embryonalen Entwickelung. Doch darf man nicht so weit gehen, als früher und als es noch in dem bekannten Buche »Vestiges of creation« geschehen ist, wonach alle höheren Thiere auf ihren Entwickelungsstufen die bleibenden Formen niederer Thiere durchlaufen sollen. Alles dies deutet auf den Plan eines intelligenten Schöpfers.

Sind schon in den beiden früheren Abschnitten eine Reihe von Vergleichen, von Analogien ꝛc. aufgestellt, welche bei einem so nüchternen Naturforscher

Digitized by Google

wie Agaſſiz auffallen, einigermaßen an die ſpielenden Vergleiche der naturphiloſophiſchen Schule, z. B. Oken's erinnern, ſo iſt dies noch viel mehr der Fall im 28ten Abſchnitt, wo gewiſſe Erſcheinungen in der geographiſchen Verbreitung abgehandelt werden. Der Verf. ſpricht ſich hier über unſre vielfach ungenügende Kenntniß in der geographiſchen Verbreitung auch im Verhältniſſe zur Geographie der Pflanzen aus. Solche Betrachtungen aber, wie die Vergleiche der Farbenverhältniſſe gewiſſer Thiere mit den auf gleichem Boden lebenden Menſchen, daß z. B. der aſiatiſche Orang gelbroth ſei, wie die Malayen; die Chimpanſes ſchwärzlich ſeien, wie die Neger ꝛc., rechnen wir zu dem eben erwähnten Haſchen nach Analogien, welches in der früheren naturphiloſophiſchen Epoche ſo allgemein war.

Abſchnitt 29. Gegenſeitige Abhängigkeit des Thier- und Pflanzenreichs von einander. Sehr kurz nur weiſt Agaſſiz auf Dumas's, Bouſſingault's, Liebig's Nachweiſungen hin, wie beide Reiche durch Exhalation und Verbrauch von Kohlenſäure auf einander angewieſen ſeien; ebenſo ſpricht er von dem Verhältniß des thieriſchen Düngers zur Pflanzenernährung, von den gegenſeitigen Nahrungsbedingungen bei Fleiſch- und Pflanzenfreſſern. Dies Alles deute auf »a wellregulated order of things, considered in advance.«

Ausführlicher zeigt der Vf. im 30ten Abſchnitt, wie die paraſitiſchen Thiere und Pflanzen, welche Repräſentanten faſt in allen Gliedern des Syſtems haben, hinweiſen auf eine Wechſelbeziehung zwiſchen dem Schmarotzer und ſeinem Wohnſitze, welche nur durch eine vorauserkennende höhere Weisheit regulirt werden konnte.

Der 31te Abſchnitt, als der letzte des erſten Kapitels, gibt am Ende noch eine Recapitulation aller

Digitized by Google

im Vorhergehenden entwickelten Schlüsse, als Resultate der Detailangaben. Alle bisherigen Betrachtungen werden nur als eine Einleitung in das folgende Kapitel bezeichnet. Noch finden zu Anfang einige allgemeine Untersuchungen über die Wechselbeziehungen der auf Zeit- und Raumverhältnisse gegründeten Combinationen in der Thierwelt hier ihre Stelle, zu deren Erörterung früher nicht Gelegenheit war. „Die Phänomene der unorganischen Welt", sagt der Vf. unter anderm, „sind alle einfach im Verhältnisse zu denen der organischen. Jedem der Ueberlegung fähigen Geiste muß die Ueberzeugung entgegentreten, daß die wechselseitigen Beziehungen so vieler Eigenthümlichkeiten in der Structur, in den embryonalen, geologischen und geographischen Verhältnissen des Thierreichs von einem überlegenden Verstande geordnet worden sind. Jeder Naturforscher muß doch einsehen, daß, während die physischen Kräfte, Elektricität, Magnetismus, Wärme, Licht, chemische Affinität vom Anfange der Welt an da waren und wirkten, später und allmählich erst die zusammengesetzteren Kräfte auftraten, welche die organische Welt reguliren, sobald die Pflanzen und Thiere auf dem Erdboden erschienen." Mit wenigen Andeutungen und der speciellen Ausführung einiger Punkte, die sich auf den Blätterfall der Gewächse und die Umdrehungszeit der verschiedenen Planeten beziehen, wohin wir dem Vf. nicht folgen können, geht derselbe auch kurz auf Anordnungen der unorganischen Natur ein, aus deren Erscheinungen und deren Wechselverhältnissen mit der organischen Natur, sich ebenfalls nachweisen läßt, daß alles dies von einem überlegenden Geiste herrührt, welcher alle Raum- und Zeitverhältnisse nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überspannt. »Divine thought is simultaneous« während das ganze Menschengeschlecht tausende von Jahren braucht,

Digitized by Google

um dieſe Gedanken nur theilweiſe zu verſtehen. Es muß einen Urheber der Dinge geben, in welchem alle Gedanken ſich vereinigen. Seine Exiſtenz iſt beweisbar. „Es würde aber nichts deſto weniger höchſt wünſchenswerth ſein, wenn jeder Naturforſcher, der zu ähnlichen Schlüſſen kommt, von neuem an ſolche Betrachtungen ginge, von ſeinem Geſichtspunkte aus und mit beſondrer Beziehung auf das Feld ſeiner Forſchungen. Auf dieſe Weiſe allein kann eine völlige Evidenz zu Stande kommen. Alle unorganiſchen Phänomene — die Geſetze der chemiſchen Verbindung, die Wirkung der phyſiſchen Kräfte, die allgemeine Attraction unter dieſem Geſichtspunkte betrachtet, würden zu ähnlichen Ergebniſſen führen. Selbſt die Geſchichte der menſchlichen Bildung würde ſich von dieſem Standpunkte aus behandeln laſſen. Dies aber müſſe der Vf., wie er ſagt, geſchickteren Händen überlaſſen.

Auf die leitenden Principien der Syſtematik oder die Claſſification der Thiere geht das zweite Kapitel ein.

Sect. 1. Der allgemeine Gebrauch der Ausdrücke: Typus, Klaſſe, Ordnung, Familie, Gattung (Sippe), Species in der Zoologie und Botanik läßt auch ein übereinſtimmendes Verſtändniß und eine Präciſion dieſer Begriffe erwarten, was aber durchaus nicht der Fall iſt. Der Verf. hat ſich nun Jahre lang mit der Frage beſchäftigt, ob dieſen Begriffen eine reale Exiſtenz zu Grunde liegt oder nicht. Endlich glaubt er zu einer klaren Anſicht gekommen zu ſein. Wie überall, ſo hat auch hier die Praxis die Theorie anticipirt, gerade wie die Malerei vor der Theorie der Farben entſtand. Denkende Naturforſcher aller Zeiten haben die allgemeine Claſſification der Thiere in ihren Grundzügen gleichmäßig geahnt, wie denn die Enaima und Anaima des Ari-

Digitized by Google

ſtoteles, Lamarck's Vertebrata und Evertebrata, Oken's Fleiſch- und Darmthiere, Ehrenberg's Myeloneura und Ganglioneura nur verſchiedene Ausdrücke einer und derſelben Grundverſchiedenheit der beiden Hauptgruppen des Thierreichs ſind. Ebenſo könnte man dieſelben nach ihrer grundverſchiedenen embryonalen Entwickelung abtheilen.

Der Verf. ſagt, daß er nicht durch einen glücklichen Zufall, ſondern durch lange Forſchung erſt zu der Ueberzeugung gekommen ſei, daß jene oben genannten, ſeit lange angenommenen Abtheilungen nicht künſtlich, ſondern etwas natürlich Gegebenes ſeien. Die ſcheinbare Willkür und der Mangel der richtigen Erkenntniß liegt nur daran, daß die Naturforſcher nicht alle dieſelben Gruppen mit demſelben Namen und nicht in derſelben Ausdehnung umfaſſen; ſo nennen Einige genera, was Andre subgenera, Einige Familien, was Andre unter genera bezeichnen. Dagegen gibt es Gruppen, z. B. einzelne Klaſſen, in deren Umgrenzung Alle übereinſtimmen. Die Philoſophie der Claſſification machte aber deshalb ſo wenige Fortſchritte, weil man annahm, daß die weiteren und engeren Gruppen nur in der Quantität ihrer übereinſtimmenden Kennzeichen, nicht in deren Qualität abwichen, als wenn die Elemente in der Structur der Thiere alle von gleicher Art wären. Gerade die Differenz in der Kategorie der Kennzeichen iſt das Maaßgebende für die verſchiedenen Gruppen im Syſtem. Es iſt klar, daß, wenn der Species-Unterſchied bloß in der abſoluten Größe der der Gattungen oder Sippen lediglich in der Structur einzelner äußerer Körpertheile, der der Familien in der allgemeinen Form des Körpers, der der Ordnung in der Gleichheit der inneren Structur begründet wäre, ſo würden auch keine verſchiedenen

Meinungen über die zu einer Klasse gehörigen Gruppen bestehen. Aber das Problem gestaltet sich nicht so einfach.

Cuvier's höchste Eintheilung in Embranchements (branch englisch) oder grandes divisions zeigt unwiderleglich, daß dem Thierreiche ein bestimmter, specialisirter Plan der Anordnung zu Grunde liegt, wenn Cuvier auch selbst von dieser Erkenntniß nicht einen durchgreifend consequenten Gebrauch machte, indem er z. B. die Strahlthiere und Würmer zusammenstellte. Aus dieser großartigen Conception Cuviers lassen sich nicht nur die großen Grundverschiedenheiten der natürlichen Verhältnisse im Bauplane nachweisen, sondern auch wieder die wesentlichen Beziehungen der typischen Abtheilungen zu einander.

Sect. 2. Klassen. Nach einer Kritik der mannichfaltigen Ansichten über das Princip der Klassen-Eintheilung spricht sich der Verf. dahin aus: Daß die Klassen sich unterscheiden nach der Art und Weise, in welcher der Plan der entsprechenden großen typischen Abtheilung durchgeführt ist mittelst der Verbindung der Elemente der Structur, d. h. der Combination der verschiedenen Organ-Complexe, welche den Leib ihrer Repräsentanten zusammensetzen. Also alle Individuen einer Abtheilung, deren Formen in besondrer gemeinsamer Art der Structurverhältnisse combinirt sind, bilden eine Klasse.

Sect. 3. Ordnungen. Obwohl in Bezug auf die Ordnungen die Naturforscher noch schwankender sind, als bei den Klassen, so glaubt der Vf. doch hier eine feste wissenschaftliche Grundlage derselben vindiciren zu können, übereinstimmend mit den vorzüglichsten Forschern der Zoologie. Es sind die Ordnungen solche Abtheilungen, welche durch die verschiedenen Grade der Complication ihrer Structur

innerhalb der Grenzen des Klassencharakters sich kennzeichnen. So können die Ordnungen der Crinoiden, Asteroiden, Echinoiden, Holothurien als solche natürliche Ordnungen gelten. Die Ordnungen bilden aber nicht einfache Reihen in jeder Klasse.

Sect. 4. Familien. Auch hier sind es charakteristische Züge der Form, wie bei den Ordnungen, welche den Familiencharakter constituiren, und doch ist nichts schwankender und unbestimmter, als der Begriff „Form". Derselbe läßt sich viel mehr im Allgemeinen beim ersten Blick fassen und aussprechen, als speciell beschreiben. Es handelt sich hier um eine allgemeine Physiognomik, um eine Reihe von Zügen der Structurverhältnisse, welche die Form bestimmen. Wir müssen bekennen, daß es uns unmöglich gewesen ist, hier den Vf. genau zu verstehen, wodurch sich eben die Formverhältnisse als Familien-Charaktere charakterisiren.

Sect. 5. Genera. Auch über den Begriff von Genus (Gattung, Sippe) ist man verschiedener Ansicht. Der Verf. citirt eine Anekdote von Latreille, einem von den Zoologen, welche sich besonders darauf verstanden, gute Genera aufzustellen. Er suchte für seine Sammlungen überall Exemplare zu bekommen: „um ihre einzelnen Theile zu untersuchen." — „Genera sind", sagt Agassiz, „die am engsten verbundenen Thiergruppen, welche weder in der Form, noch in der Complication ihrer Structur, sondern einfach in den letzten Structur-Eigenthümlichkeiten einzelner ihrer Theile abweichen." — Die gewöhnliche Ansicht, daß Genera nichts weiter seien, als eine gewisse Anzahl von Arten, welche in einigen allgemeineren Zügen übereinstimmen, als denen, wodurch sich die einzelnen Arten unterscheiden, verwirft der Verf. ganz.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

80. Stück.
Den 19. Mai 1860.

London

Schluß der Anzeige: »An Essay on Classification by Louis Agassiz.«

Sect. 6. Species. Ein Punkt, worin wir am meiſten von dem Vf. differiren, iſt die Art und Weiſe, wie derſelbe gegen die fruchtbare geſchlechtliche Vermiſchung als Kriterium der Species polemiſirt. Doch wir wollen noch keine Bemerkung hier machen, wir referiren nur. Es ſei dies, meint Agaſſiz, ein völliger Irrthum oder wenigſtens eine petitio principii; dieſe Annahme ſei ein Hinderniß für die Löſung des Problems der Speciesbildung geworden. Jeder neue Fall von Baſtardbildung ſei ein Proteſt gegen dieſe Behauptung. So lange nicht nachgewieſen werden könne, daß alle Hunde-Varietäten, alle Varietäten von Hausthieren und cultivirten Pflanzen von einem gemeinſchaftlichen Stocke abſtammen, eben ſo, wie alle Menſchenraſſen, ſei es nicht folgerichtig, die fruchtbare Vermiſchung für einen evidenten Beweis ſpecifiſcher Identität zu halten. Uebrigens ſolle die Bedeutung der geſchlechtli-

Digitized by Google

chen Verbindung zwischen Individuen derselben Species auch nicht unterschätzt werden, man dürfe nur keinen so hohen Werth darauf legen, als dies gewöhnlich geschehe. Aber während verschiedene Species gegen einander meist steril sind, so seien sie doch in andern Fällen fruchtbar, selbst in einer Ausdehnung, deren Grenze bis jetzt noch nicht gefunden werden konnte. Geschlechtliche Vermischung ist, nach dem Verf., vielmehr ein Ausdruck der innigen Beziehung zwischen Individuen derselben Art und nicht Ursache ihrer Identität in auf einander folgenden Generationen. Einmal geschaffen, paaren sich Thiere derselben Art, weil sie für einander gemacht sind; sie bauen nicht erst die Species durch den Zeugungsact auf, sondern die Species hatte ihre volle Existenz, bevor das erste Individuum durch geschlechtliche Verbindung geboren war. Aber gerade die Bastardzeugung beweise, daß die Species nicht in einzelnen Paaren, sondern in großer Anzahl entstanden.

Zu Gunsten der Unabhängigkeit des Species-Begriffs von der Generationssphäre zeugt, nach dem Verf., auch die Thatsache, daß es zahllose Species mit zahlreichen Individuen gibt, welche sexuell sich niemals entwickeln. Auch der Generationswechsel gibt hiefür Zeugniß. Diese früheren Unterscheidungen und Definitionen seien eingeführt in den Zeiten der Kindheit der Wissenschaft; es sei eine absurde Prätension, dieselben fest zu halten.

Wir müssen also bei der Festsetzung des Artbegriffs immer mehr von der Idee einer genealogischen Verbindung zurückkommen, da es immer wahrscheinlicher wird, daß Individuen derselben Art in von einander unabhängigen und entfernten geographischen Herden aufgetreten sind. Die Entstehung einer jeden Art (Species) von einem einzelnen Paare

Digitized by Google

sei auch bereits von allen Naturforschern beinahe völlig aufgegeben.

Als eine zweite Täuschung in der Lehre von der Species bezeichnet Agassiz die Behauptung von Burmeister (Zoonomische Briefe Bd I. S. 11), daß die Arten etwas Reelleres in der Systematik seien, als die andern systematischen Abtheilungen, die, wenn sie auch eine gewisse natürliche Grundlage hätten, doch mehr idealer Natur seien. Nicht Arten aber, behauptet Agassiz, existiren realiter, sondern nur Individuen. Aber Individuen constituiren nicht die Species, sie repräsentiren dieselbe. Die Art ist ebensowohl bloß ein ideales Ens, wie Sippe, Familie, Ordnung ꝛc. Die Art fährt fort von Generation zu Generation zu existiren, während deren Repräsentanten sterben. Alle diese Abtheilungen sind eine wie die andere ebenso ideal und ebenso real. Nur Individuen existiren in einer verschiedenen Weise; kein Individuum stellt zu irgend einer Zeit alle Merkmale der Art dar, zu welcher sie gehört. Die präcise Charakteristik der Species stellt der Vf. in folgender Weise fest: Die Arten umfassen die Individuen in ihren engsten Beziehungen zu einander, welche in ganz bestimmten Verhältnissen zur umgebenden Welt stehen und die Existenz der Arten ist auf eine bestimmte Periode eingeschränkt.

Die Hauptbeziehungen der Species sind folgende: 1. Die Arten haben einen bestimmten natürlichen geographischen Verbreitungsbezirk, so wie die Fähigkeit, sich in andern Gegenden zu acclimatisiren, wo sie nicht primitiv gefunden werden. 2. Sie stehen in bestimmter Beziehung zu örtlichen Verhältnissen, sie bewohnen Wasser oder Land, Flüsse, Seen, Wüsten, Wälder ꝛc. 3. Sie sind abhängig von gewissen Nahrungsmitteln. 4. Sie haben eine bestimmte Lebensdauer. 5. Sie stehen untereinander in gewis-

Digitized by Google

sen gesellschaftlichen Beziehungen, indem sie in Heerden oder kleinen Gesellschaften oder isolirt leben. 6. Sie stimmen überein in der Periode ihrer Reproduction, 7. ebenso in ihren Wachsthumsverhältnissen und ihren Metamorphosen, 8. in ihrer Verbindung mit andern Wesen, z. B. im Parasitismus, 9. in der Größe, in der Proportion ihrer Theile, ihrer Ornamentation und ihrer Variabilität.

Also Species sind etwas Begrenztes und nur der unersättliche Durst, neue Species zu beschreiben und die unvollkommenen Data zur Begründung derselben, bringt uns so viele zweifelhafte Arten ins System, welche kein reeller Gewinn für die Wissenschaft sind.

Die Lehre von der Variabilität der Species, insbesondere unter Einfluß des Menschen, gehört zur Geschichte der Arten. Speciesbeschreibungen erfordern die sorgfältigsten vergleichenden Betrachtungen und müssen den Charakter von Biographien haben.

Sect. 7. Die Begriffe: Abtheilungen, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen, Arten decken alle Kategorien, so weit sich dieselben auf ihre Structurverhältnisse beziehen. Die weitern Eintheilungen in: Unter-Klassen, Sub-Ordines, Sub-Familien, Sub-Genera, Varietäten, läßt der Vf. als Ausdrücke und weitere anwendbare Abtheilungen zu, ohne denselben aber gleichen Werth, wie den Haupt-Kategorien zuzutheilen; es sei ihm noch nicht gelungen, die natürlichen Grenzen dieser Unter-Abtheilungen wie bei den Haupt-Abtheilungen zu finden. Es sind einzelne Eigenschaften der Organisation, welche als Grundlage für diese weitere Ausführung der Systematik gebraucht werden können. Als Beispiel können hier die beiden Subklassen der Säugethiere, die Marsupialia und Placentalia, gelten.

Sect. 8. Successive Entwickelung der Merkmale. Der Verf. weist hier nach, daß nicht

nur die frühere, bereits oben widerlegte Annahme, wonach die Embryonen der höchsten Formen, wie des Menschen, in ihren Entwickelungsstufen alle niedern Thiere durchlaufen, irrig ist, sondern auch die Annahme, daß die Embryonen einer der großen typischen Gruppen ihre Merkmale successive so entwickelten, daß zuerst die Abtheilungs-Merkmale, dann die Merkmale der Klasse, Ordnung, Familie ꝛc. zeitlich nach einander aufträten, sei gleich irrig.

Sect. 9. Kategorien der Analogie. Noch einmal bezeichnet der Verf. scharf den Unterschied zwischen Homologie und Analogie. Erstere ist die Art der Verwandtschaft, welche sich auf Identität der Structur in verschiedenen Thieren gründet, die zu denselben natürlichen Hauptabtheilungen gehören, während Analogie eine Aehnlichkeit ist, die in der Combination charakteristischer Züge einer natürlichen Gruppe mit einer andern Gruppe besteht. Weniger präcis sei die andre Definition: Homologie ist die Verwandtschaft in der Identität der Structur ohne Beziehung zur physiologischen Function, Analogie gründet sich auf Aehnlichkeit der Function ohne Beziehung zur Structur.

Die Thiere der einzelnen Haupt-Abtheilungen, Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und selbst Arten zeigen immer unter sich Homologien. Es gibt also Abtheilungs-Analogien, Ordnungs-Analogien ꝛc.

Analog, aber nicht homolog sind die Vogel- und Insectenflügel. Sie üben gleiche Functionen aus, sind aber nach zwei ganz verschiedenen Typen gebaut. So wie es nun systematische Homologien, verschiedene Kategorien der Homologie gibt, so gibt es auch verschiedene Kategorien der Analogie nach den Klassen, Ordnungen, Familien ꝛc.

Abtheilungs-Analogien. Selten bestehen

Digitized by Google

Analogien zwiſchen den großen typiſchen Abtheilungen, welche durch eine ganze Klaſſe durchgreifen. So haben unter den Mollusken alle Cephalopoden einige Analogie mit den Strahlthieren in der Stellung der Arme um ihren Mund; ebenſo die Bryozoen unter den Weichthieren mit den Polypen in ihrem Tentakelkranz. Das Hautſkelet der Echinodermen und Articulaten zeigt eine gewiſſe Analogie.

Klaſſen-Analogien. Die Flugwerkzeuge der Fledermäuſe und Vögel ſind ſich analog, aber nicht homolog, während die Vogelflügel alle unter ſich homolog ſind. Weiter verſchieden ſind die Inſectenflügel, ſie ſind nach einem ganz andren Plan gebaut.

Ordnungs-Analogien. Da alle Ordnungen einer Klaſſe nach dem allgemeinen Structur-Charakter der Klaſſen gebaut ſind, ſo kommen nicht leicht Analogien zwiſchen den verſchiedenen Ordnungen einer und derſelben Klaſſe vor, eher zwiſchen einer Ordnung einer Klaſſe und einer ganz andern Klaſſe, ſo z. B. verhält ſich die Ordnung der Cetaceen zur ganzen Klaſſe der Fiſche, die Ordnung der Myriapoden zur Klaſſe der Würmer, die Hydroiden als Ordnung der Akalephen zu den Polypen.

Familien und Gattungs-Analogien. Als Familien-Analogien und Homologien bezeichnet der Verf. eine Reihe von Beiſpielen, die beſonders in Bezug auf die Gattung Limulus durchgeführt ſind. Generiſche Analogien beſtehen auch zwiſchen Thieren weit von einander ſtehender Familien, ſelbſt Ordnungen, Klaſſen, ja der typiſchen Abtheilungen. So exiſtirt z. B. eine deutliche generiſche Analogie zwiſchen der Dentition der Inſectivoren unter den Säugethieren und den Characinen unter den Fiſchen, aber auch unter einigen Gattungen der Familie der Inſectivoren und der Nager.

Digitized by Google

Art-Analogien. Alle im Wasser lebenden Thier-Arten besitzen unter einander eine gewisse Analogie. Auch andre Analogien kommen unter besondern Umständen vor. So hat der Canis Zerda im Innern von Afrika in der Länge seiner Ohren eine Analogie mit den Hasen der Wüste, welche ebenfalls längere Ohren besitzen, als die Hasen der Wälder und Marschen. Es hat dies eine physiologische Ursache und hängt zusammen mit dem Bedürfniß einer feineren Tonwahrnehmung. Hieher gehören auch gewisse Analogien in der Färbung, z. B. die analoge Streifung des Tigers und des Quaggas.

Es folgen noch einige allgemeine Bemerkungen über Homologien und Analogien. So ist z. B. die Chorda dorsalis bei den Wirbelthieren ein durchgreifendes homologes Gebilde, als die longitudinale Axe des Körpers. Zeigt sich in andern Hauptabtheilungen etwas Aehnliches, z. B. der mittlere Längsstreif der frühesten Embryonal-Entwickelung der Crustaceen, so ist dies etwas Analoges, nichts Homologes.

Der 10te Abschnitt, ein allgemeiner Rückblick auf die Principien der Classification, schließt das Kapitel.

Ich habe versucht, hier eine gedrängte, aber vollständige Uebersicht der Haupt-Ansichten Agassiz's zu geben, die in Deutschland nicht so bekannt worden sind, als sie es verdienen. Ein Naturforscher, ein Zoolog ersten Rangs, welcher — wenn auch nicht Specialforscher in der eigentlichen Physiologie und Anatomie — doch im vollsten Besitze zootomischer Bildung ist, der die lebenden und fossilen Thierformen aller Klassen wiederholt studirt hat und hier überall eine Vielseitigkeit der Bildung beurkundet, wie sie in der wissenschaftlichen Zoologie immer seltener wird — verdient die größte Aufmerksamkeit,

Digitized by Google

wenn es sich um allgemeine Fragen vom höchsten Interesse handelt, wie die über die Entstehung und Verbreitung der Geschlechter der Thiere und des Menschen, über die Grundprincipien der Systematik u. s. w. Das Interesse dafür muß sich steigern, wenn wir sehen, daß so bedeutende Naturforscher, wie Darwin, welche gleich Agassiz ein Menschenalter ihrer Wissenschaft gewidmet und ausgedehnte Länderstrecken der Erde bereist haben, in ihren Grund-Anschauungen diagonal von einander abweichen. Denn in der That was kann Abweichenderes gedacht werden, als wenn wir Koryphäen in der Naturgeschichte der organischen Körper (außer den genannten so viele andre lebende) auf der einen Seite finden, welche die Arten (Species) für unveränderliche primitiv entstandene Typen erklären, während andre zu dem Resultate kommen, daß schließlich nicht bloß der Mensch aus dem Affengeschlechte hervorgegangen sei, sondern die Fische sich in Vögel umgebildet, ja finaliter alle Thierformen in einer vor Billionen von Jahren entstandenen einfachen Urzelle ihre gemeinschaftliche Stamm-Mutter gehabt haben. Darwin spricht diese Hypothese als das letzte Endergebniß, als die Consequenz seiner Untersuchungen aus, während Andre, wie Cuvier, Owen, Agassiz ꝛc. die Beharrlichkeit der Species innerhalb eines gewissen Variationskreises für ein Fundamentalgesetz in der organischen Naturlehre erklären. Ein verdienter Zoolog, Leunis, verleiht dieser Ansicht einen significanten Ausdruck, indem er gradezu sagt: „Die Art ist in der Naturgeschichte der letzte zerlegbare Bestandtheil, wie das Element in der Chemie“ *), ein allerdings zu weit gehender Vergleich.

Ebenso abweichend sind die Ansichten über die

*) Leunis, Synopsis der Naturgeschichte des Thierreichs, 2te Aufl. 1860. S. 10.

Grundprincipien der Systematik. Nach Agassiz sind die verschiedenen Abtheilungen des Systems wirklich verkörperte Gedanken Gottes, deren Verständniß dem Menschen nur möglich ist, weil seine eigene Intelligenz eben ein Ausfluß aus einer höheren Intelligenz ist, während andre sehr bedeutende Naturforscher alle Systematik lediglich für eine rein künstliche Auffassungsweise, für ein Fachwerk halten, das sich der Mensch anlegt, um mittelst einzelner Merkmale die zahlreichen Naturkörper besser überschauen zu können. Also die einen sehen in den systematischen Abtheilungen Ideen eines Schöpfers, die andern bloße Repositorien für die Unterbringung der Thierformen. Zwischen beiden Anschauungen gibt es unendliche Modificationen, und Uebergangsglieder.

Bei Agassiz u. a. m. erscheinen die Menschenformen der verschiedenen Welttheile, die Rassen ꝛc. als eben so viele primitiv entstandene Arten, mit gewissen Thieren von bestimmtem Schöpfungs-Centren ausgehend, bei Darwin u. a. m. sind nicht bloß alle Menschenklassen Variirungen einer primitiven Menschenform, sondern diese selbst ist nichts Primitives, sondern aus andern thierischen Urformen Hervorgegangenes.

Nach Agassiz, Elie de Beaumont und der Gruppe von Naturforschern, die zu ihnen stehen, sind in Billionen von Jahren sich auf der Erde Hunderte von Pflanzen und Thierschöpfungen auf einander gefolgt, allemal wieder zu Grunde gegangen, neue erschaffen worden ꝛc., keine Art, Species, greift von einer Epoche in die andre; es gibt keine identischen Species verschiedener Epochen. Nach Darwin, Lyell ꝛc. sind die Thiere und Pflanzen aller Perioden successive aus einander unmittelbar durch Umformungen hervorgegangen.

Auf diese Weise ließen sich nun weiter Hunderte

Digitized by Google

von kleineren Grunddivergenzen zwischen den anerkanntesten Naturforschern der Gegenwart nachweisen, welche, wenn nicht alle, doch meistens in zwei Momenten ihren Grund haben: einmal in der, wie ich fest überzeugt bin, völligen Unzulänglichkeit unsrer wissenschaftlichen Grundlage für solche Fragen, welche der Phantasie nur zu viel Raum läßt, dann aber in vielen Fällen in dem großen Dilemma der Grund-Anschauung, in dem sich die Naturforscher aller Zeiten bewegt haben und das kaum mit so einfachen Schlagwörtern, wie man sich deren zu bedienen pflegt, wie etwa: materialistische und theistische Richtung, mechanistische oder teleologische Weltbetrachtung ꝛc. bezeichnet werden kann.

Seien wir aufrichtig! eine nähere Einsicht in die räthselhaften Vorgänge, welche bei der Entstehung der lebendigen Wesen mitgewirkt haben, gewinnen wir so wenig, ob wir dieselbe von dem unmittelbaren Eingreifen eines intelligenten Schöpfers oder von blinden Naturkräften ableiten. Der Begriff der Schöpfung als Werk eines persönlichen Gottes ist für uns wissenschaftlich nicht klarer, als der einer natura naturans. Nur so viel ist gewiß, und hierin geben wir Agassiz unbedingt Recht, die Annahme einer Entstehung der organischen Körper mittelst der sogenannten physikalischen Kräfte, ohne ein weiteres dabei in Betracht kommendes Moment, widerlegt sich von Tag zu Tage mehr. Die heutige Thier- und Pflanzenphysiologie kennt keine Generatio aequivoca. Um so mehr kann es also Naturforschern erlaubt sein, auch an einer frühern generatio aequivoca s. spontanea zu zweifeln und an eine nach Zwecken wirkende göttliche Intelligenz zu glauben, da dieselbe für Jeden, der eine sittliche Weltordnung anzuerkennen geneigt ist, eine Nothwendigkeit wird. Wie man aber auch die Frage nach den

Digitized by Google

letzten Ursachen der natürlichen Dinge sich zurecht legen möge, es bleiben so viele Detailfragen in diesen Gebieten von hohem allgemeinen Interesse, welche glücklicher Weise von diesen beiden entgegengesetzten Welt-Anschauungen, in die sich die Menschen abtheilen, nicht direct berührt werden.

Zu diesen Fragen rechne ich als eine der wichtigsten, die nach dem Begriff der Species. Darüber meine ich, müßte eine gewisse Abklärung möglich sein; aber auch davon scheinen wir doch noch weit entfernt. Wenn ich nicht sehr irre, so liegt die Wahrheit zwischen der Cuvier-Agassiz'schen Ansicht und der Darwin'schen in der Mitte. Ich glaube, daß sich jetzt schon der Beweis führen ließe, daß neue Species entstehen können, ohne in der gewagten Ableitung so weit zu gehen, wie Darwin. Ein specielleres Eingehen auf die Beweismittel würde hier zu weit führen, aber einen Protest von Seite der Physiologie der Generation, gegen die unbegründeten oder zu weit gehenden Angriffe Agassiz's und Darwin's, welche Beide die fruchtbare Vermischung als Kriterium der Species verwerfen und worüber Agassiz namentlich sehr starke Ausdrücke, die wir oben wiedergegeben haben, braucht, muß ich hier doch ablegen. Die einfachste Ueberlegung muß uns dahin führen, uns zu überzeugen, daß die starken Schranken, welche in der instinctmäßigen Abneigung der verschiedenen Arten zur wechselseitigen Vermischung, in der jedenfalls höchst beschränkten Fruchtbarkeit einer solchen, wenn sie Statt hat, liegen, allein schon diesen physiologischen Thatsachen ein Anrecht auf ernste Beachtung geben. Ich will den Satz nicht so stellen, wie man öfter gethan hat: weil zwei Thiere sich nicht fruchtbar vermischen oder keine dauernd fruchtbare Nachkommenschaft geben, bilden sie verschiedene Arten, sondern umgekehrt: eben weil es

Digitized by Google

verschiedene Thierarten gibt, zeigen sich auch in ihren physiologischen Generationsprocessen gesetzmäßige Schranken, welche es verhindern, daß durch unbeschränkte Vermischung immer neue Mischlingsformen hervorgehen, welche alle Stabilität in dem notorisch Specifischen der Formen vernichten müßte.

Es fehlt mir in dieser Anzeige der Platz, diese und andre Materien weiter zu verfolgen; ich hoffe dies vielleicht in der Folge in den Jahresberichten thun zu können, welche ich für allgemeine Zoologie und Naturgeschichte des Menschengeschlechts in Wiegmann-Troschel's Archiv übernommen habe.

Das, was ich in dem Werke von Agassiz gleichmäßig wie in dem von Darwin freudig begrüße, ist die Thatsache, daß aus denselben wieder ein allgemeineres Interesse an allgemeineren Fragen in der Naturgeschichte hervorkeimt, die über dem bloßen Detailstudium bei uns so lange in den Hintergrund gedrängt waren. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß wir in Deutschland uns an solchen Fragen über natürliche Systematik, über Entstehung der Pflanzen und Thiere, über Kosmogenie ꝛc., in den Perioden unsrer naturphilosophischen Zeit zu Anfang dieses Jahrhunderts so matt und müde gearbeitet hatten, daß die Flucht zur einfachen Erforschung einfacher Thatsachen etwas höchst Natürliches war und gradezu ein Ueberdruß an der Beschäftigung mit anscheinend unlösbaren Problemen eintrat. Wir können gewissermaßen sagen, daß die jetzige Wiederaufnahme dieser Probleme in England und Nordamerika uns an eine bereits durchgemachte Jugendepoche erinnert und darin, daß englische und nordamerikanische Forscher eben sich wieder an solche Fragen wagen, ein Zeugniß sehen, daß diese Völker jene gefährliche Epoche nicht durchlebt haben. Auf der andern Seite aber begrüßen wir diese Erscheinung im-

Digitized by Google

mer als eine bedeutungsvolle und in der Entwickelungsgeschichte der Wissenschaft nothwendige. Niemals wird sich der menschliche Geist eine bloße mikrologische Detailforschung als Ziel setzen dürfen. Immer werden sich wieder die allgemeinsten Fragen, an die sich die großen Räthsel unsres eigenen Daseins, seiner Entstehung und seiner Bedeutung in der Weltordnung knüpfen, in den Vordergrund drängen, wenn sich die naturwissenschaftliche Forschung entweder mit reichem neuen thatsächlichen Material erfüllt hat, oder wenn große Impulse zu einer philosophischen Weltbetrachtung von irgend einer Seite in dem Bereiche des Wissens oder des Geschehens ausgegangen sind, am entschiedensten und bedeutungsvollsten aber dann, wie gegenwärtig bei uns, wenn diese verschiedenen Factoren gemeinsam thätig für die Erzeugung neuer Geistesrichtungen geworden sind.

Aus dem dritten Kapitel will ich noch eine Uebersicht über das neueste vom Verf. adoptirte System des Thierreichs geben, da die übrigen weiteren Abschnitte nur eine historisch-kritische Darstellung der hauptsächlichen Systeme der Gegenwart enthalten.

Agassiz behält die vier Hauptabtheilungen Cuviers bei, ohne die jetzt so allgemein angenommene fünfte Abtheilung der Protozoen anzuerkennen. Er verwirft zunächst die Zusammenstellung der Rhizopoden in eine Klasse mit den Infusorien; er hält nicht einmal deren thierische Natur über allen Zweifel erhaben, wiewohl er früher selbst eine Verwandtschaft derselben mit den niedersten Gasteropoden angenommen habe. A. hält selbst eine Verwandtschaft der Rhizopoden mit den Algen für möglich, seit die Corallinen und Nulliporen als echte Algen erkannt worden sind. Diese Ansicht befestigt sich bei A. in neuester Zeit immer mehr, seitdem sich eine enge Verwandtschaft zwischen Rhizopoden, Thalassicolen und Polycystinen herausstelle.

Digitized by Google

Unter den Infusorien findet A. die heterogensten Wesen zusammengestellt. Die Desmidien und Volvocinen sind bewegliche Algen, wohin überhaupt alle Infusoria anentera Ehrenbergs gehören. Die Enterodela Ehrenberg's sind zwar wahre Thiere, aber von zwei ganz verschiedenen Typen. So bilden die Vorticellen eine eigenthümliche Gruppe, welche jedoch zu den Bryozoen unter die Mollusken gestellt werden müssen, während Paramecium und Opalina, den Planarien uno Distomen verwandt, zu den Würmern gehören. Sie nehmen unter den Infusorien eine ähnliche Stelle ein, wie früher die Cercarien, welche auch bekanntlich Distomenlarven sind. In eine Kritik dieser Ansicht Agassiz's, gegen welche Manches einzuwenden ist, kann ich hier nicht eingehen. Merkwürdig ist, daß A. gar nicht von den Gregarinen spricht, welche ich selbst übrigens auch als niederste Form der Würmer betrachten möchte.

Nach einer kritischen Beleuchtung der ersten oder untersten Hauptgruppe der Thiere, der Radiaten, in welchen sich A. gegen Vogts Stellung der Ctenophoren zu den Mollusken, so wie der Vereinigung der Medusen und Polypen im Sinne Leuckarts zur Gruppe der Coelenteraten ausspricht, theilt er die Strahlthiere in 3 Klassen:

1) Polypen mit den beiden Ordnungen der Actinoiden und Halcyoniden im Sinne Dana's.

2) Akalephen, mit 3 Ordnungen: Hydroiden (worunter Siphonophoren), Scheibenquallen und Rippenquallen.

3) Echinodermen mit den 4 Ordnungen: Crinoiden, Asteroiden, Echinoiden und Holothurien (ohne Sipunkeln).

Die zweite große Gruppe der Weichthiere bildet bei A. drei Klassen:

1) Acephalen, mit 4 Ordnungen: Bryozoen

(worunter die Vorticellen), Brachiopoden, Tunicaten und Lamellibranchien.

2) Gasteropoden, mit drei Ordnungen, Pteropoden, Heteropoden und eigentlichen Gasteropoden.

3) Cephalopoden mit den beiden Ordnungen Tetrabranchiaten und Dibranchiaten.

Die dritte große Gruppe oder die Gliederthiere zerfällt bei A. ebenfalls in 3 Klassen:

1) Würmer mit den 3 Ordnungen: Trematoden (incl. Blasen-Bandwürmer, Planarien und Egel), Nematoiden (incl. Acanthocephalen und Gordiaceen) und Anneliden.

2) Krustenthiere, mit 4 Ordnungen: Räderthiere, Entomostraken (incl. der Cirripedien), Tetradekapoden und Dekapoden.

3) Insecten, mit den 3 Ordnungen Myriapoden, Arachniden und den eigentlichen Insecten.

Während nun diese drei Haupt-Abtheilungen des Thierreichs bei Agassiz eine Vereinfachung in der Systematik gegen die meisten modernen Classificationen erfahren, sowohl was die Zahl der Klassen, als der Ordnungen betrifft, so findet bei den Wirbelthieren, als der vierten Hauptgruppe, eine Erweiterung Statt. An die Stelle der gewöhnlichen 4 oder höchstens 5 Klassen treten durch Spaltung der Fische deren 8 Klassen auf:

1) Myzontes mit den beiden Ordnungen Myxinoiden und Cyklostomen.

2) Eigentliche Fische mit den beiden Ordnungen Ctenoiden und Cycloiden, welche letztre Abtheilung aber nach des Verfs Ansicht noch weiterer Modificationen bedarf.

3) Ganoiden mit den drei Ordnungen: Coelacanthen, Acipenseroiden und Sauroiden und zweifelhaft: den Siluroiden, Plektognathen und Lophobranchiern.

Digitized by Google

4) Selachier, mit den drei Ordnungen: Chimären, Haifischen und Rochen.

5) Amphibien mit den drei Ordnungen: Cäcilien, Ichthyoden und Anuren.

6) Reptilien, mit den 4 Ordnungen: Schlangen, Saurier, Rhizodonten und Schildkröten.

7) Vögel, mit den 4 Ordnungen: Schwimmvögel, Sumpfvögel, Hühner und Nesthocker (Insessores mit den Kletter- und Raubvögeln).

8) Säugethiere, mit 3 Ordnungen: Beutelthiere, Pflanzenfresser und Fleischfresser.

Der mehrfache Wechsel der Ansichten des Vers, sein eigner Zweifel über die mögliche Stellung einzelner Ordnungen und die neuesten Versuche in der Systematik der Fische und Amphibien, z. B. von Joh. Müller und Owen, der aber eben erst wieder Fische und Amphibien in eine Klasse zusammenstellt, zeigen wie wenig feststehend doch am Ende die Principien für Klassen- und Ordnungs-Abtheilungen sind. Wer möchte einen Einwurf erheben können, wenn man z. B. statt 4 Klassen deren 6 aus den Fischen bildete und z. B. die Gattungen Amphioxus und Lepidosiren (dessen Zwitterstellung zwischen Amphibien und Fischen durch Mc Donnel's neue Untersuchung lebender Thiere eben erst bestätigt ist) zu eigenen Klassen erhöbe, obwohl ich glaube, daß eine geringere Klassenzahl der Wirbelthiere, ja die Beibehaltung der vier oder höchstens fünf früheren, mit Auseinanderhaltung der Reptilien und Amphibien, doch noch am meisten für sich hat. Ein näheres Eingehen auf diese Specialitäten würde aber zu weit führen.

Rudolph Wagner.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. Mai 1860.

Wien

aus der K. K. Hof- u. Staatsdruckerei, Verlag von C. Helf, 1860. Ueber den Organismus des persischen Verbums; von H. A. Barb, Professor der persischen Sprache am K. K. polytechnischen Institute in Wien. 96 S. in Octav.

Ebenda 1858. Ueber das Zeichen Hamze und die drei damit verbundenen Buchstaben Elif, Waw und Ja der arabischen Schrift; von H. A. Barb, Professor der persischen Sprache am K. K. polytechnischen Institute in Wien. 100 S. in Octav.

Zwei Abhandlungen eines Verfassers, über welche wir hier schon wegen des Ortes, von welchem sie in die wissenschaftliche Welt ausgegangen sind, etwas ausführlicher reden wollen. Noch vor zehn bis zwanzig Jahren hätten Abhandlungen über solche ganz einzelne und dazu etwas schwierigere Fragen aus den weiten Gebieten morgenländischer Sprachen und Schriften in Wien kaum erscheinen können; H. v. Hammer veröffentlichte zwar wie bekannt genug

Digitized by Google

größere und kleinere Bücher morgenländischen Inhaltes, aber theils war er fast der Einzige seiner Art dort, theils stand die Wissenschaftlichkeit bei ihm beständig in einem so umgekehrten Verhältnisse zu der Fruchtbarkeit, daß die öffentliche Beurtheilung derselben zuletzt ziemlich überflüssig zu werden schien. Es läßt sich aber nicht verkennen, daß dort in den letzten Zeiten allmählich ein ganz andrer Geist in der Behandlung dieser Wissenschaften herrschend werden will: wir müssen uns dessen freuen, und dürfen von ihm weiter das Beste erwarten. Ist es doch unmöglich, daß eine größere Freiheit und ein ernsteres Bestreben des Forschens, welche in dem einen weiten Gebiete menschlicher Wissenschaften erwachen, nicht auch auf andere zurückwirken und so allmählich eine allgemeine Macht ersprießlicher und fruchtbarer Wissenschaft sich für die Dauer gründe. Wir achten gerne (und das sei hier heute offen gesagt) auf die Zeichen einer in Oesterreich sich regenden gründlichen Wissenschaft, und nehmen an ihren Versuchen den lebendigsten Antheil.

Die hier zu beurtheilenden zwei Abhandlungen haben nun das Eigenthümliche, daß jede von ihnen zwar einen Gegenstand behandelt, welcher einer solchen besondern Rücksicht heute nicht unwürdig ist, keiner aber bei allem von dem Verf. angewandten Eifer seinem Gegenstande zu genügen, ihm wirklich genügt. Beide zeigen uns so eine Art von Wissenschaft, welche erst wie in einem Uebergange zur echten Wissenschaft ist, die zwar sehr Vieles nicht ohne einen ehrlichen Aufwand des besten Strebens versucht, das Richtige aber nicht erreicht und zuletzt etwas Unbefriedigendes zurückläßt, welches auch der Verf. selbst wohl dunkel fühlt, aber nicht klar und kräftig von sich weist. Da indessen heute, wie der Zustand dieser Wissenschaften in Deutschland ist,

Digitized by Google

auch noch sehr Viele außer dem Verf. in einem ähnlichen Dunkel sich befinden, so wollen wir hier näher auf beide Fragen eingehen, obgleich die letztere von beiden der Art ist, daß sie schon nach dem, was ich 1830 im ersten Bande der arabischen SL. sagte, größtentheils klar sein könnte. Wir beginnen hier mit dieser.

Wenn man auf den Verf. hört, so wäre die Lehre von dem Zeichen Hamza in der arabischen Schrift eine so überaus schwierige, daß weder die älteren und neuern eingebornen arabischen noch die andern Gelehrten sie bis jetzt richtig aufgefaßt und beschrieben hätten. Dies kann allerdings so scheinen, aber nur so lange man das dabei Wesentlichste noch nicht begriffen hat. Sicher aber ist ein erstes Erforderniß dabei, daß man die Buchstabenschrift wie sie zunächst für sich besteht und für sich schon vollkommen Sinn hat, von den möglicher Weise hinzukommenden Zeichen unterscheide und streng sondere, zu welchen auch das Hamza gehört. Achtet man nun genau auf die reine Buchstabenschrift, so hat sie wie sie sich bei den alten Arabern ausgebildet hatte und im Qorâne sich verewigte, besonders zwei Eigenthümlichkeiten, welche man allerdings vor Allem um so mehr richtig begreifen muß, da sie sich in allen übrigen semitischen Schriftarten nicht in gleicher Weise wiederfinden. Die eine betrifft die Schreibart der Vokale sofern sie zum Anfange einer Sylbe laut werden. Bekanntlich fordert das semitische Schriftgesetz durchaus folgerichtig, daß in diesem Falle zunächst der reine Hauch oder das ا als Merkmal geschrieben werde, daß die Sylbe mit keinem andern stärkeren und bestimmteren Laute beginne; und dieses Gesetz entspricht dem Wesen aller menschlichen Laute und der Grundlage einer Buchstabenschrift so vollkommen, daß es sich auch in sol-

Digitized by Google

chen Schriftarten wiederfindet, welche mit der semitischen in keinem Zusammenhange stehen, und daß wir bedauern können, wie es in unsern heutigen Schriftarten so ganz verloren gegangen sein könne. Aber da der Vokal als solcher im Semitischen entweder gar nicht oder nur unter gewissen Verhältnissen durch einen Buchstaben ausgedrückt wird, so muß in ihm dieser bloße reine Hauch als Buchstabe א grundgesetzlich nicht bloß als Merkmal dienen, daß eine solche Sylbe mit irgend welchem Vokale beginne, sondern es bleibt dem Leser auch überlassen, diesen Vokal, wenn er etwa nicht anderweitig verdeutlicht wird, richtig zu ergänzen. Von diesem Grundgesetze aber weicht die arabische Schrift schon nach einigen Seiten hin stark ab, indem sie sogleich einen der beiden Buchstaben و und ى für *u* und *i* setzt, wo nach jenem vielmehr der bloße Hauch א zu schreiben wäre. Zwar niemals zu Anfange des Wortes, worin sich die arabische Schrift sogar fester erhalten hat als die syrische. Aber in der Mitte des Wortes wird eine mit *i* oder *u* anfangende Sylbe schon beständig durch ى und و, eine nach einem Mitlaute mit *a* anfangende auch ohne א, aber doch gerne mit gedehnterem Grundstriche geschrieben, wie يسـأل, d. i. *jas'alu*. Und wo in der Mitte des Wortes *ua* oder *ia* zusammenstoßen, da wird zwar nicht das *a*, wohl aber der Laut *u* oder *i* schon durch seinen Buchstaben bezeichnet, wie بِير für die Laute *biar*, سوال für *suâl* geschrieben werden muß. Etwas Besonderes ist es dann noch, daß der reine Hauch, auch wo er die Stelle einer der drei Wurzellaute vertritt und deshalb in den übrigen semitischen Schriftarten gerne beibehalten wird, in der arabischen dennoch dem و oder ى weicht, wo er nach einem *u* oder *i* keinen eignen Vokal behält,

Digitized by Google

wie بِئْر *bi'r* = *bîr*. Auf dieſe Art iſt das alte Grundgeſetz der ſemitiſchen Schrift im Arabiſchen ſchon vor Muhammed's Zeit allerdings viel und ſtark durchbrochen, im Ganzen mehr als in einer andern ſemitiſchen Schriftart, aber eben nur durchbrochen, nicht aufgehoben; und es bleibt dennoch in vielen großen Ueberbleibſeln ſogar innerhalb feſter Grenzen unantaſtbar aufrecht. — Von ganz anderer Art iſt die zweite Eigenthümlichkeit dieſer Schrift, welche ſich vielmehr als eine ungewöhnliche Verkürzung bezeichnen läßt. Als wollte ſich dieſe ſemitiſche Buchſtabenſchrift in demſelben Maße, in welchem ſie gegen die frühere Sitte ausführlicher und breiter wird, nach andern Seiten hin umgekehrt deſto mehr einſchränken und zur Sparſamkeit ſtimmen, liebte ſie jeden der drei auch zur Vokalbezeichnung dienſtbaren Buchſtaben ا و ى nur einmal zu ſetzen, wo er folgerichtig zweimal nach einander geſchrieben werden könnte. Dazu kommen noch von einer ganz andern Seite her die beſondern Geſetze, an welche die arabiſche Schriftart ſeit den älteſten Zeiten da wir ſie kennen, ſich hinſichtlich der Endlaute der Wörter gebunden hat: durch ſie treten auch noch mancherlei Fälle von einer Schriftverkürzung ein, welche nur in dieſer beſondern arabiſchen Schriftart Anwendung finden. Alles aber, was ſich auf dieſe Schreibart des Ausganges arabiſcher Wörter bezieht, iſt, ſo lange man es nicht richtig begriffen hat, von einer ſolchen Unerklärlichkeit und Dunkelheit, daß ich ſchon im J. 1847 eine beſondre Abhandlung in der Zeitſchrift der DMG. jenes Jahres S. 335 ff. veröffentlichte, worauf ich hier nur deswegen verweiſe, weil ich ſonſt nach dem Zuſammenhange der Auseinanderſetzung hier weiter davon reden müßte, könnte es nicht ſchon als hinreichend erklärt vorausgeſetzt werden.

Digitized by Google

Hat man nun aber auf solche Art die arabische Buchstabenschrift nach diesen ihren beiden großen Eigenthümlichkeiten richtig verstanden, so ist es leicht genug, den Gebrauch des Zeichens Hamza sicher zu begreifen. Dieses zu der Buchstabenschrift hinzutretende Zeichen, welches wie alle solche Zeichen oder Punkte zur Verdeutlichung der auch außer ihm wenigstens für verständige nachdenkende Leser hinreichend klaren Schrift gebraucht werden kann, ist nämlich nichts als ein Wink für den Leser, daß an der Stelle, wo es wegen einer der beiden oben erklärten Eigenthümlichkeiten der arabischen Schrift steht, streng genommen der reinste Hauchlaut vor oder nach dem Vokale zu sprechen sei, welcher an dieser Stelle (wie man sonst wissen muß) der richtige ist. Es verdeutlicht also die drei Buchstaben ا و ى überall, wo einer von ihnen an einer solchen Stelle wirklich geschrieben ist, muß aber auch an vielen Stellen gebraucht werden, wo keiner von ihnen angewandt ist. Alle die im Einzelnen so überaus vielen und sehr verschiedenen Fälle, wo es gesetzt wird und wo es danach allerdings für den Leser seinen guten Nutzen hat, sind hienach vollkommen deutlich. Auch die Gestalt und Wahl dieses Zeichen selbst erklärt sich daraus. Das kleine Zeichen über dem Grundstriche ـٔ oder unter ihm ـٕ oder auch mitten in oder an ihm ist unstreitig nichts als der verkleinerte und zum bloßen Nebenzeichen herabgedrückte Buchstabe ء, also selbst ein Hauchbuchstab: nur ist statt des reinen Hauchbuchstabens ا, arabisch ا lieber der etwas stärkere gewählt, weil dieser, welcher ursprünglich den reinen Hauch darzustellen am nächsten diente, in der arabischen Schrift überwiegend schon um das lange *â* zu bezeichnen angewandt wird und seinen ursprünglichen Dienst nur noch im Anfange der

Digitized by Google

Wörter und ſonſt an den nach Obigem unvermeidlichen Stellen verſieht. Uebrigens konnte auch irgend ein anderes Zeichen für denſelben Zweck dienen, und diente wirklich dafür in den noch einfacheren Zuſtänden der Schrift: ſo wie in den kufiſchen Qorânen bekanntlich ein bloßer Stich von beſonderer Geſtalt und Farbe dafür dient. Aber aus dem ſo eigenthümlichen Weſen der arabiſchen Schrift wie es oben beſchrieben iſt, erklärt ſich auch leicht, daß gerade dieſes Zeichen am früheſten nothwendig ſchien und unter allen andern nicht nur am früheſten, ſondern auch am beſtändigſten angewandt wurde, wo man überhaupt über die reine Buchſtabenſchrift hinausging. Die Menge der die Buchſtabenſchrift erläuternden Zeichen wurde allmählich ſo groß: aber unter allen ragt ſtets dieſes hervor. Außerdem darf man indeſſen hier nicht vergeſſen, daß die Zahl und die Art ebenſo wie die Anwendung dieſer vielerlei Zeichen ſich erſt allmählich ausbildete, wie wir geſchichtlich noch nachweiſen können, und daß ſich manche daher gar nicht leicht mit einander vertragen. Nur in ihrer geſchichtlichen Entſtehung nach einander, nicht in ihrem bloß neben einander Beſtehen ertragen ſie ein Verſtändniß und können von uns richtig geſchätzt werden.

Aber unſer Verf. hat über dieſes Alles keine irgendwie klare und genügende Vorſtellung. Er tadelt mit Recht die Art wie de Sacy in ſeiner arabiſchen Sprachlehre Alles betrachte und abhandle, kommt aber ſelbſt zu keiner beſſeren Einſicht, und ſtützt das Neue was er aufſtellt nur auf neue Irrthümer. Statt vor Allem die bloße Buchſtabenſchrift von dem Zeichen Hamza ſtreng zu unterſcheiden und jene als etwas auch in ſich Klares und wenigſtens nothdürftig Hinreichendes richtig zu verſtehen, geht er ſtets nur vom Hamza aus und hält dieſes ſogar

Digitized by Google

selbst nicht für ein bloß hinzukommendes Nebenzeichen, sondern für einen wirklichen Buchstaben. Aber er stellt auch sogar über die Gestalt und den Ursprung des Zeichens eine sehr irrthümliche Ansicht auf, indem er es nicht für aus dem Buchstaben ع (ع) abgekürzt, sondern für aus dem Buchstaben ى entstanden halten will. Dies widerspricht schon der Gestalt, und paßt dazu in keiner Weise zu der Sache selbst, da das Hamza dann einen Laut wie *i* oder wie *j* haben müßte, was es nie thut. Zwar führt der Verf. S. 97 f. zur Unterstützung dieser seiner Ansicht mehrere Gründe an, allein keiner von ihnen bewährt sich bei näherer Betrachtung. Wir wollen davon nur den hier etwas näher berücksichtigen, welcher noch den meisten Schein für sich hat. Er beruft sich nämlich darauf, daß man das Hamza doch im Persischen in Fällen wie خانهٔ oder گرفتهٔ anwende und solche Wörter wie *khâne-i*, *girifte-i* aussprechen müsse, als ob das Hamza hier wirklich *i* bezeichnete. Allein schon daß diese Schreibart nur im Persischen angewendet ist, muß uns bedenklich machen, weil das Neupersische in seiner Schrift nichts Ursprüngliches hat: und die Sache selbst verhält sich ja im Persischen vielmehr auf folgende Art. In echt persischen Wörtern hat das Hamza bekanntlich im Allgemeinen gar keine Anwendung, ebenso wenig wie in echt Türkischen: denn der Bau der Wörter dieser Sprachen ist völlig verschieden. Nur in einem ganz einzelnen aber zufällig sehr häufig vorkommenden Falle findet Hamza auch im Persischen eine Anwendung, nämlich wenn an ein auf *-e* ausgehendes und daher in der Schrift mit ـه zu schließendes Wort sich ein *i* anhängt.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

82. 83. Stück.
Den 24. Mai 1860.

Wien

Schluß der Anzeigen: »Ueber den Organismus des persischen Verbums; Ueber das Zeichen Hamze und die drei damit verbundenen Buchstaben Elif, Waw und Ja von H. A. Barb.«

Da dieſer Fall wegen des Baues der neuperſiſchen Sprache ſo überaus häufig iſt, ſo hat ſich die perſiſche Schrift gewöhnt, die Anweſenheit eines Vokales nach dem ـه durch ein ـ hinter dieſem zu bezeichnen, und läßt dieſes ohne Vokalzeichen, weil der Vokal hier doch beſtändig nur *i* lautet. Dieſe an ſich allerdings höchſt auffallende Schreibart mit bloßem Hamza ſchien den Perſern auch deswegen ſo leicht, weil dann das ـه welches als Vokalzeichen *-e* beſtändig nur am Ende des Wortes anwendbar iſt, unverändert an ſeiner Stelle bleiben kann. Und ſo folgt daraus nicht im mindeſten, daß Hamza als ſolches unſer *i* bezeichnen könne.

Es iſt kein gutes Zeichen unſrer Zeit, daß unſer Verf. viel gethan zu haben meint, wenn er nachweiſt,

Digitized by Google

daß man bei de Sacy nicht stehen bleiben dürfe. Soweit hätte man schon seit dem Erscheinen der hiesigen arabischen Sl. vom Jahre 1831 sein sollen: aber man hat gesehen, wie sehr gewissen Leuten daran lag, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen. Die schlimmen Früchte solcher unwissenschaftlicher Bestrebungen sind seitdem mannichfach gereift, und im weiteren Umfange gehört auch unsre hier beurtheilte Schrift dahin. Wir merken jedoch gerne zum Schlusse an, daß diese kleine Schrift insofern ein besonderes Verdienst hat, als sie S. 58—65 die Abhandlung eines altarabischen Gelehrten über das Hamza nach zwei Wiener Handschriften mittheilt. Wissenschaftlicher Geist in irgend einem höheren Wortsinne ist zwar in dieser wie in allen ähnlichen Abhandlungen der altarabischen Sprach- und Schriftgelehrten nicht: aber sie geben vielen guten Stoff, und wir müssen sie jedenfalls vollständig kennen lernen.

— Die zuletzt erschienene Schrift des Vfs führt uns in ein ganz anderes Gebiet, da sie den Bau (denn wozu setzt der Verf. statt dieses Wortes ganz unnöthiger Weise das fremde Organismus?) des persischen Verbums erklären will; und es versteht sich leicht, daß darunter hier nur das Neupersische gemeint ist. Der Verf. führt zunächst die Ansichten einiger der neuesten Verfasser neupersischer Sprachlehren, Vullers, Geitlin, Chodzko (grammaire persane zu Paris 1852) über diesen Bau an: wir wundern uns nicht, daß er sie nicht billigt, da sie von solchen ganz unhaltbaren Annahmen ausgehen, wie daß vom Imperative oder vom Infinitive alle Zeitbildungen ausgehen könnten, was wie gegen die Geschichte aller Sprachen so gegen die Möglichkeit der Sache selbst ist. Aber indem der Vf. alsdann mit großer Anstrengung eine eigne neue Ansicht auf-

Digitized by Google

ſtellen und durchführen will, geräth er in Irrthümer, welche ebenſo ſchwer ſind wie jene bei ſeiner vorigen Abhandlung. Wir ſtellen aber auch hier am kürzeſten zuvor das Richtige her, da wir ſonſt auch dieſe Irrthümer des Vfs nicht ebenſo kurz als deutlich beſchreiben könnten.

Das Neuperſiſche bewährt uns in dem Baue des Thatwortes nur dieſelbe große Wahrheit, welche wir an den Sprachen aller Zeiten und Völker wiedererkennen können, daß alle, auch die mannichfaltigſten und reichſten Bildungen deſſelben urſprünglich nur von dem Gegenſatze zweier Zeitbegriffe ausgehen, welcher überall am nächſten vorliegt und am nothwendigſten ausgedrückt werden muß. Dieſe zwei Zeitbildungen kann man hier wie ſonſt paſſend mit den Namen Perfectum und Imperfectum ausdrücken; und ſie treten im Neuperſiſchen noch leichter erkennbar hervor als im Altperſiſchen und den übrigen mit dieſem zunächſt verwandten alten Sprachen, weil in ihm nach dem großen Verluſte, den es an den alten Wortbildungen erlitten hat, überhaupt Alles viel einfacher geworden iſt. Die eine der beiden Grundzeiten nun, das Imperfectum, welches in ihm auch beſtimmter entweder zum Präſens oder zum Futurum ausgebildet werden kann, entſpricht ſeinem Urſprunge nach im Weſentlichen ſo völlig dem alten Präſens, daß, wer die mannichfache Bildung von dieſem in den altmittelländiſchen Sprachen verſteht, auch bei dem Neuperſiſchen ſich leicht zurechtfinden kann; doch berühren wir unten zum Schluſſe wohl paſſend ein beſonders wichtiges Beiſpiel davon. Dagegen drückt das Neuperſiſche ſein wirkliches Perfectum ſchon ganz nach Art unſerer neueren europäiſchen Sprachen durch eine neue Bildung (oder wie man gewöhnlich wenig treffend ſagt, durch Umſchreibung) aus, داده ام ich habe gegeben;

Digitized by Google

und in dieser ist es nur das alte Mittelwort der leidenden Vergangenheit, welches den Begriff der Vergangenheit gibt. Diese selbe Bildung kehrt in allen neueren europäischen Sprachen wieder, nur daß diese dabei zugleich den Unterschied des mehr oder weniger Thätigen (d. i. des alten Activum und Medium) durch den Wechsel von ich habe .... und ich bin .... ausdrücken, während das Persische diesen feineren Unterschied aufgebend überall nur das ich bin dem alten Mittelworte der Vergangenheit hinzufügt, hierin wie in so vielem anderen dem Armenischen ähnlich; denn in diesem wird das wirkliche Perfectum ganz ebenso beständig durch Bildungen wie մուծեալ եմ ausgedrückt, so verschieden übrigens in ihm das Mittelwort der Vergangenheit seiner Entstehung nach schon ist. Es gibt in den mittelländischen Sprachen keine Wortbildung, welche älter, einfacher und von ihrem Ursprunge an durchgängiger wäre als dies Mittelwort der zuständlichen Vergangenheit, bezeichnet durch ein hinten an die Wurzel tretendes *-ta*, welches, wie kurzklingend auch dem Laute nach, doch noch stets eine sehr scharfe Endung ist und ursprünglich gewiß weit bestimmter und stärker lautete: sie ist daher auch die Mutter sehr vieler anderer sich wiederum weit verzweigender Wortbildungen geworden, erweist aber ihre ursprünglichste Kraft am meisten auch darin, daß sie abgelöst von ihrem nächsten Boden und in einen neuen Zusammenhang gebracht auch schlechthin nur noch den Begriff der Vollendung oder der Vergangenheit eines Ereignisses gibt und so zur reinen Zeitbildung dient.

Nun aber läßt sich, sobald man auf dieser Bahn weiter geht, bei einigem Nachdenken nicht verkennen, daß die neupersische Bezeichnung des Erzählungswortes (oder, nach der sehr untreffenden griechischen Be-

Digitized by Google

zeichnung, des Aoriſts) داد er gab, دادم ich gab nichts weiter iſt als dieſes ſelbe uralte Mittelwort zu einer ganz einfachen und kurzen Verbalbildung umgewandelt. Das Grundwort, welches den Begriff der Vergangenheit einmal trägt, hat ſich hier in ein Wort verwandelt, welches ſo kurz als möglich das Vergangene bloß erzählt und an einen gewiſſen Augenblick der Vergangenheit anknüpft. Auf ſolche Art aber bildet ſich überall auch in den allerverſchiedenſten Sprachen und Sprachſtämmen das Erzählungswort erſt aus einem früheren für den Begriff irgendwie geeigneten Worte durch größere Verkürzung aus; es iſt nirgends eine urſprüngliche und ſelbſtändige, ſondern überall nur eine abgeleitete und bezügliche Zeitbezeichnung und Zeitbildung. Im Neuperſiſchen nun iſt, weil es überhaupt zu einer wie urſprünglich ſcheinenden großen Einfachheit und Gleichmäßigkeit zurückgebracht iſt, dieſer Zuſammenhang zwiſchen dem Erzählungsworte und jenem Mittelworte der Vergangenheit ganz klar; und die Einfachheit iſt hier ſo groß, daß es nur wie eine Bildung jenes Mittelwortes ſo des aus ihm entſpringenden Erzählungswortes gibt und beide ſich auch in den Lauten und Lautzuſammenhängen völlig entſprechen. Aber wir haben wohl ein Recht, hier ſogleich einen bedeutenden Schritt weiter zu gehen. Denn iſt die Entſtehung einer einfachen Wortbildung für die entweder ſchlechthin geſetzte oder kürzer bloß erzählte Vergangenheit ſo klar, ſo können wir mit Recht annehmen, daß alle die Perfecta und (wo ſie beſonders ausgebildet ſind, denn im Lateiniſchen und Deutſchen fehlen ſie ganz) Aoriſte ähnlich aus jenem urälteſten Mittelworte der Vergangenheit ausgegangen ſind, und zwar die Erzählungswörter immer erſt ſpäter als die Zeitwörter der reinen Vergangenheit. In der That waltet zwar bei den Perfecten und

Digitized by Google

Aoriſten im Sanſkrit, im Altperſiſchen, Griechiſchen und übrigen mittelländiſchen Sprachen (auch abgeſehen davon, daß manche, wie das Lateiniſche, den Aoriſt noch nicht haben, andre wie das Armeniſche das alte Perfectum verloren und nur noch den Aoriſt haben) äußerlich eine ſo ungemein große Verſchiedenheit und Mannichfaltigkeit der einzelnen Bildungen, daß man ſcheinbar ſie unmöglich auf einen Urſprung und ein Grundwort zurückführen kann; auch haben wir wenigſtens hier nicht Raum, auf dieſe Einzelnheiten einzugehen. Allein wir ſind überzeugt, daß dieſe ganze bunte Mannichfaltigkeit von Endungen *-t* (*d*), *-s* (wie im Lateiniſchen ſo oft, und im ſanſkritiſch-griechiſchen Aoriſte), *-k* (im Griechiſchen), *-g* im Armeniſchen, in gewiſſen Fällen ſogar bloß noch *-v*, auf dieſe urſprüngliche Einheit zurückgeht; ſowie daß alle ſogenannte zweite Perfecta oder Aoriſte durch reine weitere Verkürzung gebildet ſind. Und da jenes Mittelwort, welches der letzte Grund aller dieſer bunteſten Menge von Bildungen iſt, zu dem älteſten Grunde aller dieſer Sprachen gehört, ja noch über dieſen ganzen weiten Sprachſtamm hinaus nachweisbar iſt: ſo können wir auch aus dem Türkiſchen das دى- als Bezeichnung derſelben Zeitbildung dahin zurückführen.

Durch die bloße Menge und ſo bunte ja ſcheinbar unvereinbare Mannichfaltigkeit von Bildungen derſelben Grundbedeutung darf man ſich nirgends abhalten laſſen, den echten Urſprung der Wortbildungen aufzuſuchen und, wo er ſich als richtig ergibt, ihn feſtzuhalten. Als ein nächſtes weiteres Beiſpiel liegt uns hier die Bildung des Präſens vor. So ungemein verſchieden dieſe ſogar innerhalb einer und derſelben mittelländiſchen Sprache iſt, ebenſo ſicher iſt es, daß alle dieſe Bildungen zuletzt

Digitized by Google

nur auf eine Grundlage zurückgehen, nämlich auf eine Endung -an, welche verwandt mit der gewöhnlichen Endung -*ant* des Mittelwortes der Gegenwart recht eigentlich durch ſich die Gegenwart oder die Dauer anzeigt, und welche ſich dann in der geſchichtlichen Ausbildung dieſer Sprachen wie ſie uns entgegentreten, ſchon auf die mannichfaltigſte Art mit der reinen Wurzel verſchmolzen hat. Wie aber eine einzelne in dem weiten Kreiſe der verwandten Sprachen etwas einzelnes Urſprüngliches treuer erhalten haben kann, ſo iſt es hier vorzüglich nur das Armeniſche, in welchem ſich das -an oder -n als Endung zur Bezeichnung der Gegenwart am häufigſten und am klarſten erhalten hat, während man in andern, z. B. gerade im Neuperſiſchen, kaum noch viele Spuren dieſer Endung findet. Doch hat dieſes allerdings auch von ihm noch manche Ueberbleibſel: wie ſich das بينم *binem* ich ſehe nur aus einem urſprünglichen vidnem erklärt. Aber dieſes iſt im Neuperſiſchen ſeinerſeits wiederum als Thatwort nur für die Gegenwart geblieben, indem ſich für den Begriff der Vergangenheit von einer ganz verſchiedenen Wurzel aus دید (vgl. εἶδ, ϑεᾶσϑαι) feſtſetzte. Und indem ſich bei dieſem wie noch ſonſt bei manchem Thatworte in den mittelländiſchen Sprachen eine ganz andre Wurzel für die Gegenwart als für die Vergangenheit behauptete, kehrte der Sprachgeiſt wie am Ende ſeiner ganzen Bewegung noch einmal auf die urſprünglichſte Doppelheit aller Verbalbildung zurück. Die einfachen großen Gegenſätze, in welche alle Grundbegriffe wie alle Wortbildung urſprünglich zerfallen und welche wie der nothwendige Lebensathem hier von vorne an Alles bewegt, kehren bei aller ſcheinbar unendlichen Mannichfaltigkeit, in welche ſie im weitern ſich Fortbewegen und

Digitized by Google

sich Ausbilden zerfallen, dennoch auch zuletzt in unabsehbaren Aeußerungen wieder: und wie der Grundgegensatz des Nominativs zu allen abhängigen Casus sich in den verschiedensten Sprachen und Sprachstämmen beim Fürworte als dem leichtesten und gefügigsten auch dadurch festsetzt, daß für jenen eine wirklich oder scheinbar ganz andre Wurzel gebräuchlich wird als für alle diese, ebenso kann sich noch zuletzt der ursprüngliche Gegensatz aller Zeitbildung dadurch ausdrücken, daß für die Vergangenheit mit allen etwa von ihr abhängigen Bildungen eine ganz andre Wurzel gebräuchlich wird als für die Gegenwart und ihre weitern Entwickelungen.

Doch nun können wir, nachdem das Richtige in diesen Grundzügen angedeutet ist, das Verfahren unsers Verf. leicht beurtheilen. Er hat von allen den eben angedeuteten Wahrheiten einer echten Sprachwissenschaft (welche ich, um dieses hier beiläufig zu sagen, von jeher bei jeder Veranlassung mündlich und schriftlich gelehrt habe) keine Begriffe: so wundern wir uns nicht über die vielen Mißgriffe. Vom Präsens und dessen Grundlage handelt er gar nicht: das Erzählungswort aber will er zwar nicht vom gewöhnlichen Infinitive auf *-ten*, aber wohl von einem andern auf *-t* ableiten. Jeder Infinitiv aber ist einer der unlebendigsten, spätesten, abgekürztesten und blassesten Redetheile, von welchem nirgends viele neue Wörter ausgehen können und am wenigsten ein Wort für die Vergangenheit; wir wüßten in der That nur ein Wort, welches im Neupersischen unmittelbar von ihm aufsprosset, nämlich das Adjectiv der Nothwendigkeit wie كردنى der (das) zu Thuende, völlig entsprechend der armenischen Bildung *երեւելի* sichtbar, und wie ich längst auch öffentlich zeigte, daß ebenso im Sanskrit alle solche

Adjective von Infinitiven ausgehen. Dazu kommt, daß der neupersische Infinitiv auf *-t* (*d*) selbst wiederum erst aus dem mit vollerer Endung auf *-ten* (*den*) abgekürzt ist, in gewissen Fällen nämlich des Satzbaues, wo diese Verkürzung der Sprache ganz passend scheinen konnte. Aber der Verf. fehlt ebenso stark von Seiten der Laute, indem er nicht das *-t*, sondern ein *-d* für den ursprünglichen Laut bei allen diesen Bildungen halten und daraus die den Lauten nach bekannte große Mannichfaltigkeit der einzelnen Bildungen erklären will: daß dies ein Irrthum sei, ist heute am leichtesten zu sehen. Und alle solche Irrthümer des Verf. münden endlich in seine ganz unklare Vorstellung von der Wurzel eines Thatwortes aus, als ob diese Wurzel für sich etwas, sei es an Bedeutung oder an Laut wäre, was in allen mittelländischen ebenso wie in allen semitischen Sprachen völlig undenkbar ist. Denn in dem so weiten Sprachstamme ist die Wurzel durch die unendlich feine weitere Ausbildung des Wortes so völlig in die wirklichen Wörter mit verschiedenen Lauten aufgegangen, daß sie durchaus nichts mehr für sich dem Sinne nach ist und nach ihren ursprünglichen Lauten sehr schwer darstellbar bleibt. Lautet die Wurzel von ساختن etwa wirklich ساخ? aber ihr Schlußlaut خ ist in dieser so bestimmten Haltung rein durch den folgenden Laut *t* bedingt; oder lautet sie (wie man noch leichter meinen könnte) etwa ساز? aber helle Zischlaute wie ز finden sich nur in gewissen Sprachen, z. B. im Persischen, Armenischen, Semitischen, und können im Mittelländischen nicht als ursprüngliche gelten. In viele seiner Irrthümer wäre der Verf. auch wohl nicht gefallen, wenn er von der einen Seite eine bessere Lautlehre sich angeeignet, von der andern alle ver-

Digitized by Google

wandten Sprachen besser verstanden hätte. Nun aber verfällt er auch im Einzelnen auf solche beinahe lächerliche Irrthümer, wie wenn er S. 57 f. lehren will, jenes oben erwähnte بين *bin* sei die Wurzel für sehen, daraus habe sich ein Erzählungswort بيد oder mit Wiederholung des د (wie er es nennt, in Afterbildung) ein بيديد entwickelt, und indem von diesem vorne *bi* abgefallen (wir wissen nicht wie) sei daraus jenes ebenfalls oben erläuterte ديد er sah entstanden. Wir kehren daher zum Schlusse, unter freier Anerkennung der redlichen Mühen, welche sich der Verf. gegeben, zu der sogleich vorne ausgesprochenen Hoffnung zurück, daß solche Werke in Oesterreich nur wie die ersten Vorläufer einer künftigen bessern Wissenschaft sein mögen; und wir ahnen gerne, daß wir uns in dieser Hoffnung nicht täuschen. An Aufforderungen, die morgenländischen Wissenschaften recht gründlich zu betreiben, fehlt es keinem deutschen Lande weniger als Oesterreich; und welchen guten Willen die dortige Herrschaft in dieser Richtung habe, erhellet ja schon daraus, daß nach ihrer Stiftung (wie die Aufschrift unserer Schrift zeigt) morgenländische Sprachen sogar noch über den Kreis von Universitäten hinaus öffentlich gelehrt werden. H. E.

London

J. Churchill 1860. Lectures on the development of the gravid uterus. By Will. O. Priestley, M. D. VIII u. 110 S. in Octav.

Diese Vorlesungen, acht an Zahl, erschienen zuerst in der »Medical Times and Gazette, 1859«. Sie enthalten hauptsächlich eine Geschichte der Un-

Digitized by Google

terſuchungen über die Entwicklung der ſogenannten Fruchtanhänge und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil derſelben iſt der Entwicklung und den Metamorphoſen des ſchwangern Uterus ſelbſt gewidmet, auf welche doch der Titel zunächſt hinweiſt. Eigene Unterſuchungen des Verf. ſind hin und wieder eingeſtreut, ſie ſind aber im Ganzen ſehr ſparſam und tragen nicht viel zur Aufklärung der dunkelen Punkte, deren es in den bezeichneten Gebieten ſo viele gibt, bei. — Seit dem Erſcheinen von William Hunter's berühmtem Werke über die ſchwangere Gebärmutter ſind alle weiteren betreffenden Unterſuchungen nur mit dem Mikroſkope gemacht, und demgemäß beſchäftigt ſich auch vorliegendes Buch faſt allein mit der hiſtologiſchen Seite des Gegenſtandes. Mit der Schilderung der feineren Structur der Eianhänge und des Uterus iſt die Sache aber lange nicht abgethan, und nur die Hiſtogeneſe kann zu klarem Verſtändniß und zu wiſſenſchaftlicher Anſchauung führen, um ſo mehr, als wir es hier mit temporären Bildungen zu thun haben. In dieſer Hinſicht bietet das Buch wenig. Immerhin aber wird es von Nutzen ſein, wenn es nur zu einer gründlichen Kenntniß der bis jetzt erzielten Reſultate führt; daß es dieſes kann, glaube ich beſtimmt verſichern zu können, da die Schilderungen des Verfs im Allgemeinen ſehr klar ſind und derſelbe faſt alle neueren Leiſtungen, ſowohl die engliſchen, als die des Auslands, zu ihnen herbeigezogen hat; nur Deutſchlands Autoren ſind zu wenig von ihm berückſichtigt. — Die in den Text eingeſtreuten Abbildungen rühren zum kleinſten Theile vom Verf. her; die meiſten ſind anderen, allerdings wenig zugänglichen Werken entnommen.

Die Darſtellung beginnt mit der Schilderung des Baues und der Entwicklung der Decidua. Die

Digitized by Google

neueren Untersuchungen derselben haben zur Genüge bewiesen, daß Will. Hunter's, des ersten Beschreibers Ansicht, die Decidua sei die hypertrophirte Uterusschleimhaut, richtig ist. Die fertige Decidua stellt demgemäß einen förmlichen Abguß der Gebärmutterhöhle vor, und man findet in ihr alle Elemente der normalen Mucosa; die Rauhigkeiten und Fetzen, welche ihrer äußeren Fläche anhängen, sind zum Theil Utriculardrüsen, zum Theil abgerissene Partien ihrer aus langen Faserzellen bestehenden tieferen Schichten; die Drüsen sind erweitert und öffnen sich mit einer verengten Mündung auf der Innenfläche, wodurch diese ein siebförmig durchlöchertes Aussehen erhält. Nach ihrem Ursprunge zeigt die Decidua alle Elemente der Uterusschleimhaut, und man trifft unter dem (in der Schwangerschaft platten) Epithel derselben freie Kerne, runde Zellen, welche, je tiefer man gegen die Uteruswand vordringt, desto länger und schmäler werden. Verf. nimmt (S. 15) an, daß diese Faserzellen unmerklich in die Muskelzellen der Gebärmutter übergehen: für einen solchen Zusammenhang zwischen Bindegewebs- und Muskelzellen spricht aber Nichts; jene langen Faserzellen sind nur Bindegewebselemente und zwar die älteren Bildungen, aus denen durch Wucherung die mehr oberflächlich gelegenen runden Zellen und Kerne, die jüngeren Bildungen, hervorgehen. Man kann diese Uebergänge an jeder Gebärmutter aus der Menstruationszeit, während welcher die Mucosa ja auch eine, freilich viel geringere Hypertrophie, als während der Schwangerschaft eingeht, beobachten.

Einer der am schwersten mit Sicherheit zu entscheidenden Punkte in der Lehre von der Deciduabildung ist die Bestimmung der Entstehung der Decidua ovuli (D. reflexa) und ihres genetischen Verhältnisses zur Decidua uteri (D. vera), um so

Digitized by Google

ſchwieriger zu entſcheiden, als wir die Hülfe der vergleichenden Anatomie hier nicht herbeirufen können. Nach dem Verf. iſt die D. ovuli die primäre Uternsſchleimhaut. Sie entſteht dadurch, daß letztere ſich mit Ausnahme ihrer tiefen Schichten bis auf ein Drittel ihres Umfangs von der Uteruswand abhebt, um die Höhle zu bilden, welche das Ei aufnehmen ſoll. Iſt dies geſchehen, ſo wuchert die noch der Gebärmutter anhaftende Partie ihrer Schleimhaut weiter und bildet die D. uteri; der Theil der Mucoſa, welcher ſich nicht abtrennte, ſtellt die ſogenannte D. serotina dar (S. 21—22). Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß die anfängliche Kleinheit der den Embryo bergenden Höhle nicht gegen Berfs Annahme, dieſe Höhle ſei von der abgehobenen Mucoſa gebildet, ſpricht (die Uterushöhle iſt ja im leeren Zuſtande außerordentlich klein und ihre Wandungen liegen bei nur etwas gewucherter Schleimhaut dicht an einander) — ſo iſt es mir doch ganz unverſtändlich, warum bei der Ankunft des Eies im Uterus deſſen Schleimhaut wie auf einen Wink ſich abheben ſoll, um jenes einzuhüllen. Viel wahrſcheinlicher iſt es, daß das aus dem Eileiter anlangende Ovum von Falten der gewucherten Schleimhaut aufgehalten, in ſie eingebettet und von ihnen überwuchert wird und daß ſo die D. ovuli entſteht. Dieſe Annahme gibt auch die Erklärung, warum auf der Außenfläche der letzteren, dieſelben von den Uterindrüſen herrührenden Oeffnungen, wie auf der Innenfläche der D. uteri, gefunden werden. Es bleibt aber noch eine dritte Möglichkeit, die nämlich, daß das in die Gebärmutter kommende Ei in die Oeffnung einer Uterindrüſe gelangt und bei ſeinem weiteren Wachſen letztere mit dem benachbarten Schleimhautgewebe mit ſich zieht und ſo die D. ovuli bildet; dieſe Anſicht wird weſentlich dadurch geſtützt,

Digitized by Google

daß Bischoff beim Meerschweinchen in einem Falle wirklich das Ei im Grunde einer Utriculardrüse auffand. Jedenfalls hat von allen diesen Annahmen die des Verfs, welche aus den von Weber und Goodsir mitgetheilten Untersuchungen hergeleitet zu sein scheint, die geringste Wahrscheinlichkeit für sich.

Hinsichtlich der Art, wie sich die Chorionzotten mit der Decidua verbinden, gibt Verf. an, bei der Untersuchung junger menschlicher Eier in Uebereinstimmung mit Schröder v. d. Kolk nie ein Hineinwachsen jener in Uterindrüsen beobachtet zu haben. Die Enden der Zotten erschienen ihm immer im Parenchym der hinfälligen Haut eingebettet zu liegen, umgeben von einem Hofe heller Zellen. Da er aber nicht nachgewiesen, woher diese Zellen stammen, so liegt es sehr nahe, sie für die Epithelien der erweiterten Drüsenkanäle zu halten, wozu Verf. auch selbst geneigt scheint; es sprechen demnach seine eigenen Beobachtungen für das Eindringen von Zotten in die Drüsen, welches bei vielen Säugethieren bekanntlich erwiesen ist.

Die Abschnitte über die Entwicklung des Chorion, des Amnion, der Allantois, der Nabelblase schildern fast nur Bekanntes. Es ist nur Folgendes zu bemerken: das Chorion entsteht nicht aus der Zona pellucida und der Allantois, wie S. 31 erzählt wird, sondern aus der Zona und dem peripherischen Theile des animalen Blattes der Keimblase. — Die Chorionzotten schwinden nicht immer mit der Bildung der Placenta vollständig; Verf. fand sie, wie vor ihm schon J. Müller, noch am Ende der Schwangerschaft bisweilen an Stellen, welche von der Placenta sehr weit entfernt waren (S. 32). — Die Cystenentartung der Zotten (Blasenmole) entwickelt sich immer in den ersten Schwangerschaftswochen, vor Bildung der Placenta (S. 37);

Digitized by Google

„sie findet sich nur nach Statt gehabter Conception; dieses kann man aber nicht für unumstößlich richtig ansehen, so lange noch einzelne Beobachter anderer Ansicht sind“ (S. 38). Das ist aber gewiß kein Grund gegen die allgemeine Gültigkeit obiger Annahme; gibt es denn irgend einen Punkt in der Medicin, über welchen nicht der Eine oder Andere einmal, und wäre es auch nur aus Eigensinn, seine eigene, von der aller Uebrigen abweichende Meinung hätte! — „Die Quellen der amniotischen Flüssigkeit sind die das Amnion auskleidenden Zellen; ihre Thätigkeit hört in den letzten Monaten der Gravidität, in welchen die Masse des Fruchtwassers abnimmt, auf und jene Zellen gehen eine retrograde Metamorphose, die fettige ein“ (S. 41).

Die Schilderung der Structur und Entwicklung der Placenta (S. 46—70) entbehrt der Klarheit, welche die übrige Darstellung im Allgemeinen auszeichnet. Verf. führt die hauptsächlichsten bezüglichen Arbeiten an, und indem er von verschiedenen Forschern je einzelne, oft einander widersprechende, Ansichten adoptirt, läßt er den Leser im Unklaren, wofür er selbst sich denn schließlich entscheidet. Virchow's Untersuchungen („Gesammelte Abhandlungen“ S. 779) scheinen zu wenig Berücksichtigung erfahren zu haben; sie hätten dem Verf. über manche Bedenken hinweg helfen können. Mit Schröder v. d. Kolk wird vom Verf. außer den in jeder Endzotte der Placenta enthaltenen Capillarschlingen noch ein sehr feines auf der Außenfläche jener sich verbreitendes enges Gefäßnetz angenommen; er glaubt, daß dasselbe aus Lymphgefäßchen bestehe und zur Absorption der Nahrung für den Fötus diene, während die in den Zotten enthaltenen Capillarschlingen der fötalen Respiration vorstehen (?). Dasselbe Gefäßnetz hat in jüngster Zeit auch Farre (»The Cyc-

Digitized by Google

lop. of Anatomy and Physiology« Part 49. 50) beschrieben, und, wie Verf. mittheilt, ist es Retzius ebenfalls gelungen, dasselbe zu injiciren; nach Farre schwindet es übrigens in der zweiten Schwangerschaftshälfte. — Was nach eigenen Untersuchungen vom Verf. über eine eigenthümliche Gefäßanordnung in einer sich entwickelnden Placenta angeführt wird, scheint mir nicht so auffällig zu sein. Er sah nämlich in einem wohl erhaltenen menschlichen Ei aus dem 2. Schwangerschaftsmonate im Umfange der Placentarstelle die Chorionzotten im Gewebe der Decidua tief eingebettet und eine jede derselben von einer mütterlichen Capillargefäßschlinge eng umgeben; die einzelnen Schlingen waren mit einander verbunden und bildeten so ein Netz, dessen Maschen von je einer Zotte eingenommen waren; zwischen letzteren und den Gefäßen befand sich ein heller, von durchsichtigen Zellen erfüllter Raum, und es konnten die Gefäße zum Theil von den Zotten leicht abgestreift werden. Ich glaube nicht, daß diese Beobachtung über die wesentlichen Punkte in der Bildung der Placenta viel Licht verbreiten kann, da sie nur über das Verhalten der Gefäße und Zotten in der Decidua Aufschluß gibt und etwas schildert, was durchaus nicht so unbekannt ist, wie Verf. anzunehmen scheint.

Ein eigenes Kapitel ist dem Nabelstrange gewidmet. Daß das Chorion mit dem Amnion die Scheide des letzteren bildet (S. 72), ist ein Irrthum; nur das Amnion ist hierbei betheiligt.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.
Den 26. Mai 1860.

London

Schluß der Anzeige: »Lectures on the development of the gravid uterus. By Will. O. Priestley.«

Den Beschluß der Vorlesungen macht die Darstellung der Entwicklung und der Involution des puerperalen Uterus selbst. Hier war dem Verf. ein weites Feld zur Forschung gegeben, wenn er sich nicht bloß auf die Schilderung der Entwicklung der Muskelzellen beschränken, sondern seine Untersuchungen auf die, in den feineren Vorgängen noch unbekannten Metamorphosen der übrigen Elemente der Uterussubstanz, besonders der Gefäße, ausdehnen wollte. Das hat er nun nicht gethan, und so finde ich in diesen Abschnitten nur Bekanntes. Doch darf nicht unerwähnt bleiben, daß das Verhalten der Gebärmutterschleimhaut nach der Geburt einer genaueren Prüfung unterworfen ist. Es geht aus Verfs Untersuchungen hervor, daß M. Duncan, Chisholm, Robin, F. M. Kilian im Rechte sind, wenn sie gegenüber den Behauptungen Cru-

Digitized by Google

veilhier's, Simpson's und Heschl's erklären, daß die Muskelschicht nach Entfernung der Eianhänge nicht völlig bloßgelegt ist, daß vielmehr ein Theil der Decidua zurückbleibt, und während dieser allmählich durch Fettmetamorphose zu Grunde geht, unter ihm sich die neue Schleimhaut entwickelt, deren Bildung schon in den letzten Monaten der Gravidität begonnen hat. Die von Cruveilhier, Simpson u. A. hervorgehobene Aehnlichkeit der inneren Fläche des puerperalen Uterus mit einer Amputationsfläche ist demnach nur insoweit zutreffend, als beide freiliegende geöffnete Gefäßlumina in reicher Anzahl besitzen. — Uebrigens will ich hier noch erwähnen, daß schon Virchow im Jahre 1847 an einem puerperalen Uterus den Proceß, welchen die innere Oberfläche der Gebärmutter im Wochenbette durchzumachen hat, in seinen wesentlichsten Punkten vollständig erläutert und besonders auch gezeigt hat, daß nicht die ganze Uterusschleimhaut mit der Geburt verloren geht, sondern die tiefere Schicht derselben, d. h. Bindegewebe mit Gefäßen und die Utriculardrüsen, zurückbleibt (vgl. Verhandl. der Ges. für Geburtshülfe in Berlin III. Jahrgang 1848. p. XVII).

O. Spiegelberg.

Paris

bei Furne et Cie 1860. **Vie et correspondance de Merlin de Thionville. Publié par Jean Reynaud.** VIII u. 567 S. in Octav.

Man kann das vorliegende Werk in der Hauptsache nach zwei größeren Abtheilungen sondern, von denen die erste die Biographie Merlins von Thionville und eine Entgegnung auf die wider ihn erhobenen Anklagen, die zweite dagegen die, wenn auch spärlichen Grundlagen zur Zeichnung der Genann-

Digitized by Google

ten, nämlich ſeine correspondance particulière et officielle und das auf wenige Seiten untergebrachte Bruchſtück ſeiner ſelbſt geſchriebenen Memoiren enthält.

Zur Bezeichnung der Richtung, welche der Verf. in dieſem Werke verfolgt, wird die Bemerkung ausreichen, daß er ſich mit Merlin auf denſelben politiſchen Standpunkt ſtellt, für deſſen Auffaſſung von nationaler Freiheit ſchwärmt, Ludwig XVI. kurzweg den meineidigen Tyrannen beizählt und ſeinen Jubel nicht zurückhält, daß Frankreich durch alle Stürme der Trübſal ſchließlich doch in den Hafen der Volksſouverainetät eingelaufen ſei, da es die Geſtaltung ſeiner Regierung nach dem Ergebniß der Volksabſtimmung errungen habe. Wahrlich es iſt, will man nicht ärgeren Vorausſetzungen eine Berechtigung einräumen, eine Begabung eigenthümlicher Art erforderlich, um dieſer ſeligen Ueberzeugung gewiß zu werden! Indem der Verf. den Grundſatz Merlin's, daß jede wahre Regierung nur aus der Willensmeinung der Majorität der geſammten Bevölkerung erwachſen könne, als ſeiner innerſten Ueberzeugung entſprechend hinſtellt, fügt er in Bezug auf den verſtorbenen Freund hinzu: »avec quelle satisfaction, s'il lui avait été donné de vivre jusqu'à nos jours, n'aurait-il pas ajouté à cette suite de leçons celle de l'héritier de l'empire, renonçant de lui-même à son droit de famille pour s'incliner devant la souveraineté du peuple, et tirant du fait même de cette investiture tout le nerf et toute la validité de son pouvoir!« Die Frage, wie die Principien der franzöſiſchen Revolution mit denen, welche der augenblicklichen Regierung in Frankreich als Baſis dienen, in Uebereinſtimmung zu bringen ſeien, wird als überflüſſig ganz außer Acht gelaſſen.

Digitized by Google

Es kann nicht anders sein, heißt es in der Vorrede, als daß die Schilderung eines Merlin de Thionville, seinem Charakter wie seinen Bestrebungen nach, fast ohne Ausnahme höchst ungünstig ausfallen mußte, weil sie auf den Erzählungen und Niederzeichnungen seiner politischen Gegner beruht. Ein Mann, welcher in der Legislative und im Convent das alte Regime und darauf mit derselben Schonungslosigkeit den Anhang von Robespierre bekämpfte, mußte nothwendig für beide Parteien, Monarchisten und Republikaner, den Gegenstand des Hasses und der Verläumdung abgeben. Er selbst hatte geraume Zeit hindurch die gegen seine Person gerichteten Angriffe keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und erst als er sich überzeugte, daß der von ihm eingenommenen Stellung zwischen der äußersten Rechten und Linken von keinem Historiker die gebührende Anerkennung zu Theil werde, sich zur Abfassung von Memoiren entschlossen. Aber kaum daß er mit dieser Arbeit begonnen hatte, als er vom Tode dahingerafft wurde und die einst von ihm verfolgten Pläne für die politische Neugestaltung seines Vaterlandes als Geheimniß mit sich ins Grab nahm. So mußte sich der Verf. mit der Aufgabe begnügen, die Skizze einer Biographie des Genannten nach dessen mündlichen Mittheilungen und hinterlassenen Aufzeichnungen und Briefschaften, verbunden mit den Berichten des Moniteur, zu entwerfen.

Christoph Merlin war der Sohn eines wegen seines Charakters und seiner Liebe zum Vaterlande allgemein geachteten Procurator zu Thionville. Dem Wunsche des Vaters, sich dem geistlichen Stande zu widmen, weil dieser zur Zeit die meisten Aussichten biete, folgte er nicht ohne heftiges Widerstreben, besuchte demnach die gelehrte Schule seiner Vaterstadt, setzte darauf seine Studien bei den Lazaristen in

Digitized by Google

Metz fort und gewann endlich von der Hochschule zu Nancy die Magisterwürde. Unmittelbar darauf faßte ihn der Widerwille gegen die ihm vorgezeichnete Lebensbahn mit solcher Gewalt, daß er, um sich dem Zorn des Vaters zu entziehen, heimlich nach Paris ging, wo er als Lehrer der lateinischen Sprache an einer militairischen Erziehungsanstalt sein Unterkommen fand. Doch war hier seines Bleibens nur kurze Zeit. Wegen ungebührlicher Aeußerungen über den Hof mit der Bastille bedroht, verließ er Paris, erreichte die Aussöhnung mit dem Vater, warf sich von nun an mit Liebe auf das Studium der Jurisprudenz und gewann bald als Anwalt des Parlaments zu Metz in seiner Vaterstadt eine seinen Wünschen entsprechende Stellung.

Als Merlin nach Paris kam, um als Deputirter von Thionville einen Sitz in der Legislative einzunehmen, brachte er die feste Ueberzeugung mit, daß die von der ersten Nationalversammlung eingeschlagene politische Richtung den gerechten Erwartungen Frankreichs auf keine Weise entsprechen könne. Adel, Geistlichkeit, Königthum hatten allerdings einen Theil ihrer bisherigen Macht eingebüßt, aber keineswegs der Art, daß ihnen nicht die Wiedereroberung des Verlorenen hätte in Aussicht bleiben sollen. Daß man der Priesterschaft den Eid auf die Verfassung auferlegt, daß man ihr die bisherigen materiellen Hülfsquellen verschloß, war in seinen Augen von geringem Belang, so lange man sie nicht der letzten Mittel beraubte, die mit ihren Lehren genährten Seelen in fortwährender Dienstbarkeit zu erhalten und nach wie vor das Dogma und den Cultus Rom's als einziges Heil zu predigen. Alle gegen die neue Verfassung gerichteten Bewegungen schrieb er ausschließlich den Umtrieben einer in ihrem Hasse unversöhnlichen Geistlichkeit zu und der von ihm

Digitized by Google

(April 1792) gestellte Antrag, die Refractairs ohne Weiteres nach dem Lande jenseits des Oceans zu deportiren, konnte damals nur durch eine feine Wendung Vergniaud's beseitigt werden. Doch kam man bekanntlich schon vier Monate später auf Merlin's Vorschlag, wenn schon mit einigen Modificationen, zurück. Wäre man, bemerkt der Verf., bei dieser Gelegenheit, gleich anfangs dem Wunsche Merlin's gefolgt, so würde man für die Folgezeit viel Blutvergießen, viele Verfolgungen, viele Kosten haben sparen können.

Merlin ging dabei von der Ansicht aus, daß gegen die Austreibung von einigen Tausend schlechter Bürger, die, ohne allen eigentlichen Verband mit dem Volke, nur an Rom gekettet seien, ein stichhaltiges Bedenken nicht aufkommen könne; er nahm als ausgemacht an, daß, sobald man die Verführer ausgestoßen habe, das Volk, gleich ihm, den alten Aberglauben abstreifen und seine Religion lediglich in der Vernunft und Philosophie begründen werde. »Il se plaisait à ne jamais nommer que le Créateur des étoiles fixes. Des prédicateurs de morale lui suffisaient, et il aurait aimé à leur faire immédiatement table rase.« Eine solche tabula rasa, aber im weiteren Sinne, war bekanntlich ein Lieblingsgegenstand der einflußreichsten Fraction in der Legislative, und wenn Spittler der Meinung ist, daß sich ein großes Werk, zu dem viele Millionen Menschen mitwirken sollen, ohne eine stattliche mixtura dementiae nicht ausführen lasse, so hatte Frankreich an letzterer nicht eben über Mangel zu klagen. Aber Merlin beklagte sich, nach der Angabe des Verf., auch noch in seinem Alter, daß man nicht gleichzeitig mit dem priesterlichen Gewande auch alle durch ihre Architektur an die Barbarei des Mittelalters erinnernden Kirchen beseitigt

Digitized by Google

und ſomit einem freien und aufgeklärten Volke die ſchmachvolle Erinnerung an die Zeit römiſcher Abhängigkeit genommen habe.

Den Adel anbelangend, ſo ſchien Vielen die ihn betreffende Frage in der Emigration factiſch ihre Erledigung gefunden zu haben. So dachte Merlin nicht. Er zuerſt wies auf die Gefahren hin, welche dem Lande durch die unverholene Feindſeligkeit der Ausgewanderten drohten und als es ſich hart nach dem Ausbruche des Krieges um eine neue Emiſſion von Aſſignaten zum Belauf von 300 Millionen handelte, ging von ihm der Antrag auf unverweilte Confiscation der Güter aller Emigranten aus. Auch dieſes Mal ſtürmte er ſeinen politiſchen Freunden weit voraus, und erſt drei Monate ſpäter konnte der von ihm ausgegangene Vorſchlag zum Beſchluß erhoben werden. Nun ging er weiter und um die für ihn verhaßte Kaſte für immer zu brechen, verlangte er, daß jeder Adlige als ſolcher für unfähig erklärt werden möge, unter dem Banner Frankreichs zu dienen. Später freilich, als er Gelegenheit fand, ſich von der Hingebung und dem Muth zu überzeugen, mit welchem ein Theil des Adels für die nationale Sache kämpfte, zeigte er ſo viel Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, daß er ſein Votum zurücknahm.

Gleich den meiſten ſeiner Zeitgenoſſen beſchäftigte ſich Merlin mehr mit der Neugeſtaltung der Regierung als der bürgerlichen Zuſtände. Für letztere glaubte er durch die Vernichtung der beiden privilegirten Stände und durch die völlige Gleichſtellung aller Bürger vor dem Geſetz die Aufgabe gelöst. Ueber Alles galt ihm der Grundſatz von der Souverainetät des Volks. Ob Directorium, ob Conſulat oder Präſidentſchaft, ob ein Kaiſer oder König den Staat in ſeiner Spitze vertrete, es war in ſei-

Digitized by Google

nen Augen gleichgültig, wenn nur das gouvernement électif unangetaſtet blieb.

Denſelben Haß, welchen Merlin gegen das Königthum nährte, übertrug er auch auf den augenblicklichen Träger deſſen Verfahren, wie der Verf. bemerkt, mit dem der verabſcheuungswürdigſten Tyrannen übereinſtimmte, indem er mit dem Auslande gegen ſein eigenes Volk conſpirirte, ſich als leidiges Werkzeug der Prieſter bewährte und bei allen Verſchwörungen gegen die Verfaſſung ſeine Hand im Spiel hatte. Dieſen Feind der Nation zu entlarven und das Volk im Sturm gegen ihn zu führen, betrachtete Merlin als heilige Pflicht. Er ſah in dem Königthum nur die Spitze eines Syſtems, das von Adel und Geiſtlichkeit getragen werde und ohne deſſen Beſeitigung auf wahre Freiheit nicht zu rechnen ſei. Auf dieſen Punkt wandte er in der Nationalverſammlung, bei den Jacobinern, in der Preſſe ſeine nicht zu ermüdende Thätigkeit. Und nun wird der Leſer mit der naiven Auseinanderſetzung beſchenkt, daß der arme, in den Tuilerien bewachte König über reiche Geldmittel und eine höchſt beträchtliche bewaffnete Macht (une force armée considerable) zu verfügen gehabt habe, während die Nationalverſammlung kraft- und rathlos ihm gegenüber geſtanden, daß es ſonach keine andere Rettung als die durch den Volksſturm gegeben. Man weiß, daß Merlin vorzugsweiſe thätig war, um den Angriff auf die Tuilerien zu organiſiren, daß durch ſeine Vorſtellungen zunächſt Roederer beſtimmt wurde, den König zum Verlaſſen des Schloſſes zu bewegen, daß er ſchließlich ſich allerdings befliſſen zeigte, »dans cette grande journée« wie die Emphaſe des Verfs dieſe Bezeichnung beliebt, dem Morden der Wehrloſen Einhalt zu thun. Daß man Merlin's Namen unter den régicides nicht begegnet, hat einfach ſeinen

Digitized by Google

Grund darin, daß er sich zur Zeit der Abstimmung an der Grenze aufhielt. So gewiß er Ludwig XVI. für schuldig hielt, so gewiß würde er auf die Bestrafung der Schuld gedrungen haben.

Während der Zeit vom December 1792 bis zum November 1793 befand sich Merlin als Bevollmächtigter des Convents beim Heere. Die hartnäckige Vertheidigung von Mainz war nicht zum kleinsten Theile sein Verdienst; von der Theilnahme an den gewagtesten Ausfällen, welche Kleber gewöhnlich in Person leitete, schloß er sich nur selten aus. Als die Stadt nicht länger behauptet werden konnte, bestand er darauf, sich mit Gewalt einen Weg durch das Heer der Belagerer zu bahnen; in die Capitulation aber willigte er erst dann, als den republikanisch gesinnten Bürgern von Mainz eine unbedingte Straflosigkeit zugesichert war. Schmerzlicher als das Unterliegen vor dem Feinde mußte dem Heere die verächtliche Behandlung sein, die seiner bei der Rückkehr nach Frankreich wartete und erst durch das energische Auftreten Merlins im Convent beseitigt wurde. Darauf trat er mit denselben Regimentern, an deren Seite er am Rhein gekämpft hatte, die Heerfahrt gegen die unglückliche Vendée an.

Als Merlin nach fast einjähriger Abwesenheit seinen Sitz im Convent wieder einnahm, fand er sich wie ein Fremder unter den ehemaligen Genossen. Ansichten, Bestrebungen, Leidenschaften hatten Färbungen angenommen, mit denen er sich nicht zu befreunden vermochte. Die Gironde war vernichtet und die Spaltung unter den Jacobinern trat mit jedem Tage sichtbarer hervor. Im Wohlfahrtsausschusse saß Keiner, dem er sich hätte anschließen mögen, und namentlich gab Robespierre, welchen er wegen seiner Bosheit und einschmeichelnden Lüge mit einer wilden Katze verglich, für ihn den Gegenstand

Digitized by Google

des Abscheues ab. Er fühlte sich aufs heftigste empört, daß der ganze Convent sich von diesem einzigen Menschen einschüchtern ließ und seiner innersten Natur mußte er sich sofort auf die Seite der Gegner stellen. Nach dem Sturze des Dictators gab er den thatkräftigsten Widersacher der Jacobiner ab. Er wollte eine starke Regierung, keine Herrschaft von Parteien, die mehr oder minder das gemeine Wohl den eigenen Interessen zum Opfer brachten. Ob Chouans, ob Terroristen, er erkannte in ihnen nicht weniger die Feinde der Republik, als in den Männern vom Thermidor, die, mit Hintansetzung des Volks, einen neuen Staat auf Grundlage der Bourgeoisie gestalten wollten. Als er mit diesen Bestrebungen nicht durchzudringen vermochte, verließ er zum zweiten Male den Convent, um beim Rheinheere eine seinen Wünschen mehr entsprechende Thätigkeit zu finden. Sonach trat die neue Constitution ins Leben, ohne daß er an ihren Berathungen Theil genommen hätte. Durch sie sah er die Aufgabe seines Lebens, Begründung einer aus dem Volke erwachsenen Regierung, vereitelt und unmuthig über die Reaction trat er von der Debatte zurück. Seitdem lebte er, abgeschieden von den Umgestaltungen des öffentlichen Lebens in Frankreich, auf seinem bei Chauny erstandenen Landsitze, bis 1814 das Nahen der Verbündeten ihn aus seiner Ruhe aufschreckte. Er kannte den Umschwung der Zeiten nicht, als er damals auf eine begeisterte Schilderhebung seines Volks rechnete. Er hatte den größeren Theil seines Vermögens der Bildung eines Freicorps zum Opfer gebracht. Verarmt und alternd, aus seinem Departement verwiesen, lebte er seitdem in der Vorstadt von Paris. Dort starb er 1832, siebzig Jahr alt.

An diese Lebensskizze knüpft der Verf. eine Ré-

Digitized by Google

ponse aux inculpations, in welcher auch das oben angedeutete Bruchstück der Autobiographie, das übrigens nur die Jugendzeit bis zur Rückkehr ins väterliche Haus begreift, ein Unterkommen gefunden hat. Die hier übernommene Vertheidigung Merlins betrifft zunächst dessen gegen Robespierre gerichtetes, wohl nicht mit Recht von Louis Blanc als Libell bezeichnetes Pamphlet, sodann die unstreitig völlig ungegründete Beschuldigung, daß er, vom Feinde bestochen, die Uebergabe von Mainz betrieben habe, endlich die Anklage, daß er während seiner militairischen Missionen auf Kosten des Staats der Verschwendung gefröhnt und nebenbei ein beträchtliches Vermögen erworben habe.

Den angehängten Briefwechsel anbelangend, welchen der Herausgeber unter die Categorien von lettres officielles, lettres particulières und correspondance avec Thionville gebracht hat, so kann er den Erwartungen, in ihm allen Elementen zur gründlichen Kenntniß des Charakters und der politischen Bestrebungen von Merlin zu begegnen, schon deshalb nicht genügend entsprechen, weil, mit verhältnißmäßig geringer Ausnahme, die hier mitgetheilten Schreiben nicht von Merlin verfaßt, sondern an ihn gerichtet sind.

Kopenhagen

bei P. G. Philipsen, und Leipzig bei Hinrichs 1859. Die Verhältnisse der Sklaven bei den alten Hebräern, nach biblischen und talmudischen Quellen dargestellt. Ein Beitrag zur hebräisch-jüdischen Alterthumskunde von Dr. Al. Mielziner. 68 S. in Octav.

Welcher Art die Verhältnisse der Sclaven bei den alten Hebräern waren, scheint heute bloß eine Frage

Digitized by Google

der Alterthumskunde zu sein, welche wie jede ähnliche Frage auf diesem Felde ihren Werth und ihre Berechtigung für sich hat. Uns aber und unsern heutigen Zuständen scheint die Sclavenfrage selbst so ferne zu liegen, daß man meinen könnte, die Theilnahme an der richtigen Beantwortung jener Alterthumsfrage sei am besten den Alterthumsforschern allein zu überlassen, und es sei nicht der Mühe werth, etwa besondre ausführliche Abhandlungen über sie zur Belehrung für Jedermann zu veröffentlichen. Allein in Amerika betrachtet man dieses heute schon wieder ganz anders, da die Sclavenfreunde, d. i. die Sclavenhalter, weil sie doch öffentlich vor aller Art das Christenthum nicht verleugnen wollen, sich die größte Mühe geben, die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des Kaufens und Haltens und Behandelns der Sclaven aus der Bibel zu beweisen und dort sogar nicht wenige christliche Geistliche allen Ernstes die Unantastbarkeit, ja die Heiligkeit einer solchen öffentlichen Einrichtung durch biblisch-christliche Gründe zu stützen versuchen. Und mit welcher verführerischen Gewalt diese amerikanische Richtung jetzt auch wieder nach Europa zurückströmen wolle, ist nicht mehr zweifelhaft.

Eine besondre Schrift, welche dem Gegenstande genügte, wäre also heute gewiß nicht ohne Nutzen. Sie müßte mit aller irgendwie wünschenswerthen Ausführlichkeit und Klarheit den Gegenstand nach allen seinen Seiten hin abhandeln, und die richtigen Einsichten darüber, welche in unsern deutschen wissenschaftlichen Kreisen jetzt schon hinlänglich sicher gegeben sind, in treffender Weise zur allgemeineren Kenntniß bringen. Sie könnte immerhin deutsch verfaßt werden, wie ja auch diese Kopenhagener Abhandlung aus guten Gründen deutsch geschrieben ist: aber sie müßte ihrem letzten Zwecke nach nicht so-

Digitized by Google

wohl für Deutsche bestimmt sein, da die Deutschen in der gegenwärtigen Weltlage am wenigsten der richtigen Belehrung über die Geschichte der Sclaverei und ihre Bedeutung in der Bibel bedürfen, die wenigen einzelnen Deutschen aber, welche sich am Sclavenhandel betheiligen (denn leider gibt es im Dunkel der Verborgenheit noch immer solche, wie man wohl weiß) wenigstens die Scham haben müssen, es unter dem Namen fremder Völker zu thun. Vielmehr müßte sie der Art sein, daß sie sogleich mit Vergnügen für Amerikaner Spanier und Franzosen übersetzt werden könnte.

Die oben bemerkte Abhandlung aber können wir nicht als eine dem Gegenstande genügende loben. Sie erfüllt dazu schon die erste Bedingung nicht, welche man heute an eine solche Schrift stellen muß, sofern sie die sehr mancherlei und theilweise sich scheinbar widersprechenden Aussprüche über die Sclaven, welche die biblischen Bücher enthalten, weder geschichtlich klar aufzufassen noch richtig zu vereinigen weiß. Der Pentateuch, welcher hier das Hauptbuch ist, enthält so viele, aber auch auf den ersten Blick so unvereinbare Gesetze über die Sclaven, daß man hier keinen Schritt sicher zurücklegen kann, ohne sich genau über die verschiedenen Bestandtheile zu unterrichten, aus welchen das große Buch erwachsen ist. Unser Verf. aber hat gar keine Vorstellung darüber, welches die echten Urschriften des Pentateuches seien, wann sie geschrieben und wie sie sich wirklich zu einander verhalten. Wenn z. B. in dem wichtigen und für sich vollkommen klaren Gesetze Ex. 21, 2 ff. vorgeschrieben wird, der Sclave hebräischen Blutes solle im siebenten Jahre freigelassen werden: hatte dieses selbe Gesetz das ganz verschiedenartige von der Freilassung desselben im 50sten oder im Jubeljahre Lev. 25, 7 ff. im Auge? und

Digitized by Google

wie verhält sich das eine dieser beiden Gesetze zum andern? Der Verf. hat über alle solche Fragen, welche sich bei jeder näheren Betrachtung unweigerlich aufdrängen, keine rechte Uebersicht; und dazu kommt, daß er auch das Hebräische selbst, wo es etwas schwieriger wird, nicht mit der heute wünschenswerthen Sicherheit zu erklären weiß, wie der Unterz. schon bei einer andern Veranlassung zeigte. Ein zweiter allgemeiner Mangel der Abhandlung ist sodann der, daß sie das Verhältniß der biblischen und der talmudischen Gesetze über die Sclaven nicht richtig auffaßt. Nur wie die Sclaven während der tausend Jahre, wo ein hebräisches Reich mit seiner eigenthümlichen Religion und seinen diesen entsprechenden Gesetzen bestand, wirklich waren und gesetzlich lebten, hat für uns die wichtigste Bedeutung, ja die einzige wegen welcher wir die Untersuchung über diese Zustände für so nothwendig halten: ein treues Bild davon können wir aber nur aus der Bibel entwerfen, und genau besehen reichen dazu die alttestamentlichen Stellen hin. Der Talmûd dagegen hat von diesem echten geschichtlichen Zustande der Dinge vor der ersten Tempelzerstörung überhaupt keine klare Vorstellung mehr, und kann die pentateuchischen Stellen nicht mehr sicher verstehen: wohl aber hat er die späteren Zustände im Auge, als persische, griechische und römische Gesetze in die alte echt mosaische Gesetzgebung eingegriffen und diese gänzlich verändert hatten. Dies Alles muß also wohl unterschieden werden, während der Verf. nirgends die Gesetze nach den Zeiten im Großen und Ganzen genau unterscheidet.

Uebrigens findet sich im babylonischen Talmude nicht einmal eine besondre Abhandlung über die Sclaven, sondern die Gesetze über sie sind dort nur beiläufig an verschiedenen Orten berührt. Dage-

Digitized by Google

gen ist jetzt die besondre Jerusalemische מַסֶּכֶת עֲבָדִים oder rechtliche Abhandlung über die Sclaven in den שבע מסכתות קטנות ירושלמיות von Rafael Kirchheim zu Frankfurt a. M. 1851 aufs neue veröffentlicht und leicht zugänglich gemacht: wollte der Verf. sich nun überhaupt mit den talmudischen Bestimmungen über die Sclaverei beschäftigen, so hätten wir erwartet, er würde diese noch wenig bekannte Abhandlung übersetzt und im Zusammenhange erklärt haben; dieses wäre an sich verdienstlich gewesen, zumal wenn der Verf. damit die sonst im Talmude vorkommenden ähnlichen Rechtsaussprüche genau verglichen und sie von den althebräischen wohl unterschieden hätte. Außerdem wünschte man doch eine solche Abhandlung, wie sie heute erscheint, gerne mit einer Rücksicht auf die neutestamentlichen Stellen über die Sclaverei beschlossen, damit das Ganze einen guten Abschluß gewinne und die heutigen Christen über alle diese Dinge nicht im Dunkeln bleiben. H. E.

Frankfurt a. M.

J. D. Sauerländer's Verlag 1859. Soden und seine Heilmittel. Für Aerzte dargestellt von Dr. O. Thilenius, Herzoglich Nassauischem Ober-Medicinalrath und Brunnenarzt in Soden. Mit einer Ansicht von Soden. VIII u. 87 S. in Octav.

Nachdem der Vf. früher durch die Schrift „Sodens Heilquellen" dem Bedürfnisse der Kurgäste zu entsprechen versuchte, ist diese den Aerzten bestimmt, um sie in den Stand zu setzen, genaue Indicationen für die Wahl dieses Kurorts zu bilden.

Die Luft in dem Thale, worin das Dorf Soden liegt, wird als rein, weich, mild, gleichmäßig warm

Digitized by Google

und feucht, und die Zeit der eigentlichen Saison von Mitte April bis Mitte October angegeben.

Die Temperatur der vorhandenen 24 Quellen ist verschieden; einige haben nur 9 bis 12° R., die meisten 15 bis 19° R. Durch glücklich ausgeführte Bohrversuche erhielt man einen Soolsprudel (freilich nicht so mächtig und von so hoher Temperatur wie in Nauheim und Rehme) von 25° R. und nahe an 2 Proc. Kochsalzgehalt, mit Entwicklung von viel Schwefelwasserstoffgas. Es können davon in einer Stunde 30 Bäder gespeist werden.

In diesem kohlensäurehaltigen Soolbade machen sich als Heilagentien bemerklich das Chlornatrium, die Kohlensäure, kohlensaurer Kalk und eine geringe Menge kohlensaures Eisenoxydul. Erleichterung und Hülfe vermögen daselbst zu finden Individuen mit reizbarer, florider Constitution, großer Reizbarkeit der Respirationsorgane, mit katarrhalischen Beschwerden, Herzerethismus, Anschwellung der Lymphdrüsen. Beim chronischen Bronchialkatarrh werden die wohlthätigen Folgen des Sodener Wassers denen von Kissingen gleichgestellt.

Die Sprache ist, wie leider so häufig in medicinischen Schriften, nicht correct. Als Bezeichnungen kommen wiederholt vor: hochgradige Symptome, hochgradige Fälle, hochgradiger Torpor, hochgradige Schwächlichkeit, hochgradige Reizung, hochgradiges Emphysem, hochgradige Fettleber, hochgradige Herzkrankheiten, chronische Folliculäre, marantische Formen, skizzirte Störungen, Wähligkeit des Magens, die Blutungen in Rede, der Kurgebrauch in Rede ꝛc. Die kleine Schrift hat ein angehängtes Verzeichniß der Druckfehler. Als solche sind nicht aufgeführt: errutren (S. 21), Blenorrhoe (S. 51. 70. 73. 81), Zwergfell (S. 72), Foecalmasse (S. 75).

Digitized by Google

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

85. Stück.
Den 28. Mai 1860.

Halle

Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes 1859. Das Chronicon Montis Sereni kritisch erläutert von Julius Otto Opel. IV u. 147 S. in Oct.

Die kritiſche Behandlung deutſcher Geſchichtsquellen des Mittelalters wird zwar immer, wie das in der Natur der Sache liegt, vorzugsweis das Geſchäft derjenigen ſein, welche mit den Arbeiten für die Monumenta Germaniae historica betraut ſind, doch iſt es gewiß nur zu billigen, wenn auch Andre, durch die Richtung ihrer Studien dazu veranlaßt, ſich derartigen Aufgaben unterziehn. Wenn ſie dabei etwas Tüchtiges zu Tage fördern, kommt es ja der Wiſſenſchaft im Allgemeinen und jenem großen Quellenwerke insbeſondre zu Gute. Es verdienen ſolche Forſchungen um ſo mehr Anerkennung, als ſie erſtens ſehr mühſam und unerquicklich ſind, zweitens aber weder mit Benutzung ſo reichen Apparates, noch mit der, nur durch viele Uebung zu erlangenden, Sicherheit unternommen werden können wie dieſe den Herausgebern der Mon. Germ. meiſtens zu

Digitized by Google

Gebote stehn. Deshalb wird man auch die etwaigen Mängel einer solchen Arbeit, welche aus den eben erwähnten Ursachen hervorgehn, nachsichtiger beurtheilen. Diese Bemerkungen, welche ihre volle Anwendung auf die hier zu erörternde Schrift *) finden, habe ich vorausgeschickt, damit es nicht den Anschein habe, als wollte ich das Verdienst des Vfs schmälern, wenn ich bei Besprechung seines Buches besonders die Irrthümer hervorhebe, die ich darin gefunden und sie nach Kräften zu berichtigen suche.

In dem Augustinerkloster, welches 1124 Graf Dedo und in den folgenden Jahren dessen Bruder Graf Konrad von Wettin auf dem Lauterberge bei Halle (mons serenus, in den Pöhlder Ann. 1156: mons ethereus genannt), dem jetzigen Petersberge, gründeten, hat die Chronik, um die es sich hier handelt, ihren Ursprung und trägt davon den Namen der Lauterberger Chronik **) [Chronicon montis sereni]. Ueber das Kloster ist ziemlich viel geschrieben worden, wovon das Beste ein kleiner Aufsatz von Eckstein in der Encyklopädie von Ersch und Gruber ist (s. v. Petersberg). Der Verf. desselben hat auch die neuste und bis jetzt sorgfältigste Ausgabe der Chronik besorgt zuerst in Hallischen Gymnasialprogrammen 1844 ff., dann in einem besondern Druck 1856. Außerdem ist sie noch dreimal vollständig herausgegeben worden. Endlich hat G. Köhler 1857 der Festschrift, die er zur Einweihungsfeier der restaurirten Lauterberger Klosterkirche verfaßte, einen Abdruck derjenigen Stellen unsrer Chronik hinzugefügt, welche das Kloster auf dem Lauter-

*) Einen kurzen Bericht über dieselbe habe ich bereits in v. Sybels Hist. Zeitschr. Jahrg. II, Heft 1, S. 214—15 erstattet.

**) Der Kürze halber werde ich sie im Folgenden nur mit den Anfangsbuchstaben LC. bezeichnen.

Digitized by Google

berge und die Familie seiner Stifter betreffen, aber auch diese nicht einmal vollständig. Wenn diese letztere Ausgabe auch eine bisher unbenutzte Handschrift zu Grunde legte, so ist doch damit, da uns nur Bruchstücke geboten werden, nicht viel erreicht. Ueberhaupt trägt die Wissenschaft von dem Köhler'schen Buche wenig Gewinn und ist die glänzende Ausstattung wohl das Beste daran. Entweder hätte man eine vollständige Ausgabe der Chronik veranstalten oder da eine solche doch in nicht zu langer Zeit in den Mon. Germ. zu erwarten war, eine Sammlung lauterberger Urkunden veröffentlichen sollen: so aber ist von Beidem etwas und von Keinem etwas Befriedigendes geschehn. — Obwohl nun mehrere Ausgaben der LC. vorhanden sind und dieselbe als Geschichtsquelle fast seit 200 Jahren benutzt wird, so ist doch für die Kritik derselben als eines Ganzen bisher fast nichts gethan worden. Trotzdem wird man das nicht so auffallend finden, wie Hr Opel, wenn man daran denkt, daß derartige Untersuchungen überhaupt erst seit den Arbeiten für die Mon. Germ., seit Ranke's Kritik neuerer Geschichtschreiber und Stenzels fränk. Kaisern unternommen werden, und wenn man außerdem die oben erwähnten Schwierigkeiten veranschlagt. Die vorliegende erste kritische Arbeit über die LC. soll es „mit dem Verfasser, der Zeit der Abfassung, der Quellenforschung des Verfassers und dem historischen Werthe des Werkes zu thun haben". Gleich bei den ersten Fragen, die sich da ergeben und vorzugsweis bei diesen zeigt sich das Mißliche des Unternehmens. Soviel bis jetzt bekannt ist, besitzen wir weder die Original- noch überhaupt eine Handschrift der LC., die vor dem 15. Jahrh. gefertigt wäre, und ich brauche nicht erst zu erörtern, wie sehr die einschlagenden Untersuchungen dadurch erschwert wer-

Digitized by Google

den. Aber auch von den bekannten Handschriften ist ihr Verhältniß zu einander und zu dem Original keineswegs ganz festgestellt. Köhler in dem angeführten Buche (S. 44 u. 46) behauptet mit großer Entschiedenheit, daß die Dresdner Handschrift den ältesten vorhandnen Text enthalte: bewiesen hat er es durchaus nicht, aus seiner Ausgabe folgt es auch nicht, denn die Lesarten sind bald in ihr, bald in der Eckſteins besser, und der Umstand, daß in jener die Urkunden (1127 Sp. 6) und auch andre Stellen (wie z. B. Sp. 26 zum J. 1200 das: **Henricus tertius cillenensis ecclesiae praepositus obiit, cui successit Wilhelmus sereni montis canonicus**, was man schwerlich für eine Interpolation halten wird, da besagter Probst von Zschillen nachher noch oft in der Chronik vorkommt) fehlen, dürfte eher gegen als für Köhlers Behauptung sprechen. Doch ich muß das auf sich beruhen lassen und gehe daher zu den Ergebnissen der Opel'schen Untersuchung über.

In Bezug auf den Verf. der Chronik zeigt Herr Opel (Abschn. I), daß jener wissenschaftliche Bildung zu schätzen gewußt, daß er Kenntnisse in der römischen Geschichte gehabt, vielleicht auch griechisch verstanden habe. Er erweise sich als ein verständiger Mann und seine Wahrheitsliebe sei groß genug, um sagenhafte Berichte als solche zu bezeichnen, auch sei er so vorsichtig, daß er in zweifelhaften Fällen sein Urtheil zurückhalte. Für die politischen Parteiungen der Zeit habe er wenig Sinn gehabt, und wenn man ausnehme, daß er dem Markgrafen Diterich dem Bedrängten nicht eben gewogen gewesen, so werde man ihn auch unparteilich nennen müssen. Daß der Verf. den Schulunterricht im Kloster ertheilt, folgt aus dem darüber Beigebrachten nicht gerade nothwendig, ebenso wenig, daß

Digitized by Google

er niederer Herkunft gewesen sei; denn da er sich nicht nennt, woher können wir wissen, ob er mit einem der adligen Geschlechter der meißnischen Lande in Verwandtschaft stand? Nicht zu bezweifeln ist, daß er Mönch im Peterskloster gewesen sei. Sein Name wird allerdings in der Chronik selbst nicht genannt, doch möchte ich die Angabe, welche die Hs. vom J. 1478 enthält, nicht so unbedingt von der Hand weisen wie dies Eckstein und Opel gethan, wenn ich sie auch nicht ohne Weiteres annehmen kann wie Köhler. Die schon erwähnte Hdschr. von 1478 nennt die Chronik Conradi presbyteri chronicon montis sereni. Wenn nun, was sehr leicht möglich, in der Urschrift bloß: Conradi pr. stand, so könnte es auch heißen: Conradi prioris. Ein »Conradus ecclesiae nostrae prior« findet sich aber als Zeuge der lauterberger Urkd. vom 4. Aug. 1229 (Köhler S. 64), also grade zu der Zeit, in welche man (s. das Fgde) ungefähr die Abfassung der Chronik wird setzen müssen. Ich will nun durchaus nicht darauf hin behaupten, den Urheber derselben gefunden zu haben, sondern nur andeuten, daß die Frage noch nicht erledigt ist und vielleicht durch die noch ungedruckten Urkunden des Klosters Licht erhalten kann. Sie dienen auch vielleicht dazu, die Zeit, in welcher die LC. abgefaßt ist, genauer zu bestimmen, als es bis jetzt möglich ist. Als zuverlässig kann man wohl annehmen, daß die letztere unter Friderich II. geschrieben wurde*) und als sehr wahrscheinlich, daß dies nicht nach 1230 geschah. Insoweit stimme ich demjenigen, was Herr Opel

*) Die Erzählung über den Abt Sigfrid von Pegau (1223 S. 133 ff.) ist wohl nicht nach dem Juli 1226 geschrieben, da um diese Zeit der dort mehrfach erwähnte Mönch Thiemo von Colditz Abt von Pegau wurde (Libell. de benefact. etc. Menken Scr. 2, 107).

Digitized by Google

(Abſchn. II. S. 17) ſagt, bei. Wenn derſelbe aber meint, die Abfaſſung des letzten Stückes der Chronik von den Worten (S. 181) »Majori vero« an noch über 1230 oder 1231 hinausrücken zu müſſen, ſo ſcheint mir dazu kein genügender Anlaß zu ſein. Die ſehr kurz gehaltene Erzählung nöthigt zu einer ſolchen Annahme ebenſo wenig als der Umſtand, daß der Ciſterzienſer Gottfrid eine dort erwähnte Thatſache »postmodum testatus est«. Das beſagt doch nur, daß Gottfrid dies nach dem erzählten Ereigniſſe, d. h. nach 1125 Novb. 22 gethan hat. Hr Opel will aus den Worten: »Majori vero, quam nostris temporibus visa fuerit, diligentia in ecclesia sereni montis religio servari coepit« folgern, daß ihr Urheber, als er ſie ſchrieb, nicht mehr im Kloſter war. Sollten die angeführten Worte nicht vielmehr bloß ausdrücken: „die Disciplin wurde ſtrenger gehandhabt, als man in unſrer Zeit geſehn“? weil eben damals (wie wir unten ſehn werden) allenthalben die ſchlechte Wirthſchaft in den Klöſtern an der Tagesordnung war, eine ordentliche zu den Ausnahmen gehörte. Dagegen ſcheint ein von ihm nicht beachteter Umſtand für die Vermuthung des Hrn Opel, daß der Chroniſt einen Theil ſeines Buches außerhalb des Kloſters auf dem Lauterberge verfaßt habe, zu ſprechen; denn nur unter ſolcher Vorausſetzung wird man zugeben können, daß die Schmähungen gegen den Probſt Diterich (LC. 1223—24) bei deſſen Lebzeiten geſchrieben ſeien: wäre es denkbar, daß dies Jemand, der dem Kloſter angehörte, gewagt haben ſollte?— Der 3. Abſchnitt (S. 18—66) handelt von den Quellen, deren ſich der Verf. der LC. bedient hat. Hr Opel ſcheidet dieſelben in Quellen für die Kloſtergeſchichte und für die übrigen Begebenheiten. Zunächſt nennt er die Quellen, die der Chroniſt

selbst angibt: 1) Berichte ältrer Mönche, 2) Urkunden, 3) Breviarien, d. h. „kurze annalistische Aufzeichnungen, die vorzugsweise die Todestage der wettinischen Fürstenfamilie, ja vielleicht nur die der lausitzer Markgrafenfamilie angaben und ihre etwaigen Schenkungen an das Kloster des mons serenus enthielten“ (S. 19). Als eine aus solchen Breviarien, die dem Chronisten als Quelle gedient haben, entstandne Arbeit wird nun die kleine Schrift aufgeführt, die von den Herausgebern der Chronik derselben als »appendix«, von Eckstein aber unter dem Namen »Incerti scriptoris de gente comitum weltinensium libellus« beigefügt ist. Herr Opel weist nun überzeugend die Uebereinstimmung zwischen diesem libellus*) und der Chronik nach. Mit Hülfe dieser Thatsache gelingt es ihm, den Irrthum der LC. in Bezug auf Diterich von Weißenfels (1196

*) Der Verfasser der meißnischen Fürstenchronik, die bisher irrig mit dem Namen der altzellischen Annalen bezeichnet zu werden pflegte, benutzte diesen libellus zu Anfang des 15. Jh. und bezeichnet ihn als Chronica montis sereni. Ich bemerke hier beiläufig, daß Hr Opel an mehreren Stellen seines Buches eine von ihm besorgte Ausgabe dieser sogenannten Annales veterocellenses citirt. Von mir deshalb angefragt, weil eine solche Ausgabe im Buchhandel bis jetzt nicht erschienen ist, theilte mir Hr Opel gefälligst mit, daß er besagte Ausgabe bereits im Herbst 1857 zur Aufnahme in die Mittheil. der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländ. Sprache und Alterthümer in Leipzig (Heft 1) eingeliefert und daß Ende 1858 das Ganze bis auf ein Weniges gedruckt gewesen sei. Trotz allen Drängens habe ich der Herausgeber der gedachten Mittheilungen aber bis jetzt nicht bewogen gefunden, das 2te Heft derselben fertig machen und so sei auch der Separatabdruck der An. vet. noch nicht erschienen, auf den aber gleichwohl in dem Buche hier die LC. Bezug genommen wurde, weil nicht zu erwarten war, daß er nach Ausgabe desselben noch nicht beendet sein würde.

Digitized by Google

und 1197), den schon Abel erörtert hat, aufzuklären. Auch die Vermuthung (S. 25) dünkt mich wahrscheinlich, daß der Sage von Diterichs Gefährdung durch Kaiser Heinrich VI. eine historische Thatsache zu Grunde lag, die nur von Markgraf Albrecht auf den jüngern Bruder übertragen sei, doch wird man nicht an den Zug von 1191, sondern an den zweiten von 1194 denken müssen, wo Albrecht nach Italien ging »ut demeritam imperii gratiam consequi mereretur« (Reinhardsbr. Ann. S. 67—8), von dort aber, als ihm das mißlang und er sein Leben bedroht sah, schnell zurückkehrte (LC. 61). Aus der Benutzung, und zwar einer ungeschickten, des libellus, erklärt sich auch die falsche Angabe der LC. vom Tode Markgraf Heinrich des Jüngern von Eilenburg, der dort 1127 angesetzt wird, während fast alle Quellen das Jahr 1123 nennen (nur die altzell. Ann. Mon. Germ. 16, 42 haben 1124). Im libellus heißt es nämlich: »Post mortem autem Heinrici captivitate solutus anno MCXXVII liberalitate Luderi imperatoris marchiam misnensem suscepit etc.« Der Chronist bezog das a. 1127 auf den Tod Heinrichs, während es doch nur zu dem Nachfolgenden gehören kann; und zwar muß es sich auf die Befreiung aus der Gefangenschaft beziehn, denn die Mark Meißen erhielt Conrad 1130 (Pegauer Ann. M. G. 16, 256). Im Folgenden (S. 27 — 35) versucht der Verf. die Quellen des »libellus« nachzuweisen. Man ist erstaunt, nachdem vorher gesagt worden ist, daß der libellus aus jenen Breviarien zusammengeschrieben sei, hier den sächsischen Annalisten und Thietmar von Merseburg als Quellen genannt zu sehen.

(Fortsetzung folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 31. Mai 1860.

Halle

Fortsetzung der Anzeige: »Das Chronicon Montis Sereni kritisch erläutert von J. O. Opel.«

In der That scheint mir die erste Angabe den Vorzug zu verdienen. Denn von den angeführten genealogischen Notizen finden wir einige freilich auch beim sächsischen Annalisten, ebenso viele fehlen aber dort auch, und wenn man namentlich die Berichte beider über die Nachkommen des Markgrafen Dedo vergleicht, so findet man zwar nicht, wie Hr Opel S. 29 ohne Grund behauptet, daß Angaben des Annalisten denen des libellus entgegenstehn — wohl aber, daß die des letzteren reichhaltiger sind. Man wird daher annehmen müssen, daß beide aus einer gemeinsamen Quelle, eben einer Art von breviarium geschöpft haben. Aus einer ähnlichen Quelle, die auch dem Magdeburger Annalisten vorlag (vielleicht derselben, die noch umfassender Albert von Stade M. G. 16, 318 benutzte) ist die Notiz über Otto's von Nordheim Tochter Ida. Hierbei theilt Hr Opel den Irrthum des Magdeb. Ann., indem

Digitized by Google

er die Markgräfin Oda, deren Tod der Ann. bei 1110 meldet, für Ida von Nordheim hält, während die Gemahlin des Markgrafen Udo von der Nordmark gemeint ist; vgl. Jaffé's Bemerkung zu den Ann. rosenv. 1110 M. G. 16, 103.— Noch weit weniger wahrscheinlich als die Benutzung des sächsischen Annalisten durch den Verf. des libellus ist mir die des Thietmar. Das Wörtchen „post" in der angeführten Stelle (Thietm. VII, 35. lib. p. 183), das beiden gemeinsam ist, dürfte kaum zu einer solchen Annahme zwingen. Die weitern genealogischen Angaben des libellus unterlasse ich hier zu erörtern, da eine Darstellung der Geschlechtsverbindungen des wettinischen Hauses die hier einzuhaltende Grenze überschreiten würde; ich hoffe zur Aufklärung dieser in manchen Punkten noch sehr dunkeln Verhältnisse bei einer andern Gelegenheit Einiges beizutragen.— Zu den Quellen für die äußere Geschichte übergehend, nennt Hr Opel zuerst wieder den sächsischen Annalisten. Er fügt allerdings die Bemerkung hinzu (S. 36): „Es könnte freilich bisweilen zweifelhaft erscheinen, ob der Verf. in der That Annalista Saxo oder Chronographus Saxo benutzte, der ja bekanntlich auch aus dem erstern geschöpft hat, allein aus einigen Stellen geht es doch ganz unzweifelhaft hervor." Ich gestehe, daß es mir auch jetzt noch zweifelhaft ist, da von dem, was Hr Opel anführt, nur der Umstand erheblich ist, daß die LC. den Tod des Bischofs Berthold von Hildesheim (1130) und die Wahl seines Nachfolgers berichtet, welche sich bei dem sächsischen, aber nicht bei dem Magdeburger Annalisten findet. Wie dem nun auch sei, sicher glaube ich das wenigstens in Abrede stellen zu müssen, was der Verf. gleich darauf (S. 37) über die Benutzung des sächs. Ann. vorbringt: „In andrer Weise hat er diese Quelle jedoch da zur Vorlage

Digitized by Google

ſeiner Erzählung genommen, wo dieſelbe einzelne zerſtreute, den Verf. des Chron. M. S. intereſſirende Nachrichten unter verſchiednen Jahren gibt: dieſe wurden nämlich dann von ihm zu einer zuſammenhängenden Erzählung verarbeitet. So gibt er unter dem Jahre 1171 eine Geſchichte der Abtei Nienburg an der Saale von ihrer Gründung an ꝛc." Eine Vergleichung dieſer Nachrichten über Nienburg in der LC. mit den bezüglichen Stellen des ſächſ. Annaliſten macht es aber im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß an beiden Orten eine gemeinſame Quelle, jedenfalls eine Gründungsgeſchichte von Nienburg, zu Grunde gelegt wurde, worauf, ſoweit es den ſächſiſchen und magdeb. Annaliſten angeht, ſchon Hr Prof. Waitz in den Mon. G. 8, 545 hingewieſen hat. Daß der lauterberger Chroniſt nicht bei dem ſächſ. Annaliſten ſeine Kenntniß geholt, ſchließe ich keineswegs aus der Umwandlung des »castellum Nigenburch. . . . in pago Northuringa situm« in ein »castrum Northringe, quod nunc Nienburg dicitur« — das wird wohl nur auf Rechnung eines ſpäten, unwiſſenden Abſchreibers zu ſetzen ſein, ebenſo wie die Verſchiedenheiten des libellus und calendarium pegav. deren der Vf. auf S. 34 gedenkt — ſondern weil der Bericht der LC. reichhaltiger iſt, alſo z. B. angibt, daß die Wittwe des Grafen Sigfrid, Hedwig, Aebtiſſin von Gernrode wurde, daß Hidda den Markgrafen Chriſtian ehelichte, daß der erſte Abt Hageno hieß und ein Verwandter des Kaiſers war ꝛc. Hierzu bemerkt Herr Opel: „hätten dem Verf. ſchriftl. Notizen aus dem Kloſter Nienburg vorgelegen, ſo hätte er ſie doch wohl mit den Angaben aus An. Saxo verglichen." „Sicherlich könnten ihm wenigſtens nicht dieſelben Mittheilungen aus Nienburg vorgelegen haben, welche Ann. Saxo benutzt zu haben ſcheint." Warum

Digitized by Google

nicht? Es ist auch nicht der mindeste Grund da, der einer solchen Annahme widerstrebte; denn daß der Verf. der LC. sich nicht an den kürzern Bericht des sächsischen Ann. hielt (vorausgesetzt, daß er denselben überhaupt vor sich hatte), während ihm die ausführliche Erzählung aus Nienburg zu Gebote stand, kann doch nicht befremden. Die Sage von der Markgräfin Hidda kann dabei immer noch jüngeren Ursprunges sein. Die folgenden Angaben der LC. über die Schenkungen der Kaiser Otto III., Heinrich II., Conrad II. und Heinrich III. werden durch Urkunden bestätigt, welche der Chronist vielleicht selbst einsah, wenn die Worte »privilegiis, sicut hodie videri potest« auf ihn zu beziehen sind. Für das Folgende muß ein Bericht aus der Zeit Wichmanns von Magdeburg zu Grunde liegen, wie die Erzählung von dem Besuch dieses Erzbischofs im Kloster am Palmsonntag (1166) zeigt. Da Wichmann die Leistung, von der hier die Rede ist und die den Berichterstatter so in Feuer und Flammen setzt, im Jahre 1185 dem Kloster wieder erließ (s. Schultes Direct. dipl. 2, 141 u. 315), so wird man den Nienburger Bericht wohl in die Zeit zwischen 1166 und 1185 setzen dürfen. (Einige Zeit, nachdem ich das Vorstehende geschrieben hatte, kam mir das sehr interessante „Nienburger Bruchstück zur Gesch. der Lausitz" herausg. von Kindscher (im Anz. f. Kunde d. dtsch. Vorz. Oct. 1859. Sp. 361—64) und die Erläuterungen dazu von v. Ledebur (ebend. 1860, Jan. Sp. 1—5, Febr. 41—44) zu Gesicht. Merkwürdigerweise setzt der Herausg. jenes Bruchstück, freilich ohne Angabe eines Grundes, genau in dieselbe Zeit, welche ich für die der LC. hier zu Grunde liegende Nienburger Quelle ermittelte. v. Ledebur dagegen meint, das Bruchstück müsse vor 1166 verfaßt sein, weil »Niemze« schon

Digitized by Google

damals dem Kloſter verloren gegangen ſei: dies folgt aber aus der von Worbs (Inventar. dipl. Lusat. inſer. I, 44 Anm.) cit. Stelle der LC. keineswegs. Noch weniger begründet ſcheint mir die Vermuthung v. Ledebur's, daß der ſächſ. Annaliſt Verf. des Bruchſtücks und ſomit Mönch in Nienburg geweſen ſei. Mit demſelben Rechte könnte man dann behaupten, daß die LC. in Nienburg geſchrieben ſei. — In welchem Verhältniſſe die von mir erwähnte Nienburger Quelle zu dem neuentdeckten Bruchſtücke geſtanden, vermag ich nicht anzugeben: möglich, daß ſie beide zu ein und demſelben Werke gehört haben). Die nothwendig nach Wichmanns Tode (1192 Aug. 25) geſchriebne Schlußbemerkung, das Unrecht, welches er am Kloſter Nienburg begangen, werde jetzt ſeiner Seele ſchaden, dürfte vom Verf. der LC. hinzugefügt ſein. In den ſich daran anſchließenden genealogiſchen Nachrichten heißt es unter andern: »Odonis marchionis meminit scriptura passionis beati Adalberti, ubi dicitur: Odo pugnax marchio laceris vexillis terga vertit.« Mit der hier erwähnten Scriptura iſt Brunos Leben des heiligen Adalbert gemeint, in welchem (Mon. Germ. 6, 598) ſich die angeführte Stelle findet. Wenn der ganze Satz von »Odonis« bis »vertit« nicht etwa eine ſpätere Gloſſe iſt, ſo wird man die Schrift Brunos zu den Quellen der LC. rechnen müſſen, da im Magdeb. Annaliſten, welcher die vita Adalberti auch benutzte, dieſe Notiz nicht ſteht, ſie alſo auch nicht etwa von hier aus in die LC. übergegangen ſein kann, übrigens findet in der letztern eine Verwechslung Statt zwiſchen Odo, dem Enkel des Markgrafen Gero († 1031) und jenem ältern Odo, welcher in der Zeit Kaiſer Otto III ſtarb (Thietmar 4, 38. vgl. Raumer Hiſt. Charten u. Stammtaf. zu den Reg. hist. brand. Taf. I).

Digitized by Google

Ganz unzweifelhaft ist die von Hn Opel behauptete und (S. 39—61) im Einzelnen erörterte Benutzung der Magdeburger und Pegauer Annalen durch den Verf. der LC. Da in dem Magdeburg. Ann., wie er jetzt vorliegt, bekanntlich bei den Ereignissen von 1148—59 die Jahrszahl irrigerweise immer um eins zu hoch, in der LC. aber richtig angegeben ist, so folgerte Hr Opel, daß dem Verfasser der letzteren eine Magdeburger Hs. vorgelegen haben müsse, die jenen Fehler noch nicht enthalten habe. Dieser Schluß ist falsch; denn angenommen, daß eine solche Hs. existirt hat, so könnte sie doch nicht über 1176 hinausgegangen sein; nun aber finden wir, daß die Magdeb. Ann. nicht nur bis 1178, wie Hr Opel angibt, sondern auch noch für die Jahre 1186—88 (LC. S. 49—50. Udo v. Zeitz †. Widerstand der Bischöfe gegen Friderich. Aussöhnung des Kaisers mit Urban III. Einnahme von Jerusalem. Reichstag zu Mainz. Brand von Magdeburg) von dem Chronisten auf dem Lauterberge ausgeschrieben wurden. Man wird daher annehmen müssen, daß derselbe den Fehler der Magdeb. Hs. mit Vorbedacht vermieden habe, was ihm nicht sehr schwer werden konnte, da er in den Pegauer Annalen die richtigen Zahlen fand. Auch von dem Bf. dieser letzten (d. h. des hier uns angehenden Theiles derselben) möchte ich stark bezweifeln, daß er, wie kürzlich behauptet worden ist, eine ältere Hs. der Magdeb. Ann. benutzte. Hr Geh. Rath Pertz nämlich, welcher die neueste Ausgabe jener beiden annalistischen Geschichtsquellen veranstaltet hat, nimmt an (M. G. 16, 105, vgl. diese Blätter 1860, S. 456—58), daß 1) die Magdeburger Annalen unter Abt Arnold ums Jahr 1164 abgefaßt seien, diese Urschrift aber verloren sei, 2) daß die Hannoversche Hs. (die einzige jetzt vorhandne) eine Abschrift da-

Digitized by Google

von sei, deren Anfertigung Abt Sigfrid von Bergen im J. 1176 anordnete oder doch geschehn ließ, worauf man sie bis 1188 fortgesetzt habe, 3) (a. a. O. 232) daß endlich von dem bis 1176 reichenden Theile der Magd. Ann. eine ältere Abschrift existirt habe als die jetzt erhaltne, und daß erstre von dem Peg. Annalisten benutzt worden, für uns aber ebenso wie die Urschrift verloren sei. Was nun diese dritte, jetzt verlorne Handschrift angeht, die der Zeit nach unmittelbar vor der zweiten gefertigt sein müßte, so veranlaßte die Annahme einer solchen der Umstand, daß die Peg. Ann. an einigen Stellen bessere Lesarten bieten. Es ist dies dreimal der Fall: 1) In den P. A. ist — wie ich kurz vorher bemerkt habe — die unrichtige Datirung der Ereignisse von 1148—1159 verbessert. Da diese Verbesserung aber im J. 1180, also noch von einem Zeitgenossen vorgenommen wurde, so konnte sie — was wohl keines Beweises bedarf — auch dann Statt finden, wenn die Quelle, aus der er schöpfte, unrichtige Jahresangaben hatte. 2) Am 26. October 1147 war eine Sonnenfinsterniß, welche der Magdeb. Ann. irrig auf den 28. verlegt, während der Peg. Ann. den richtigen Tag gibt. Diese Stelle beweist aber nichts; denn die angegebne Notiz hat der Peg. Ann. den Erfurter Ann. entlehnt, deren Benutzung erst mit 1149, wo sie geendet haben werden, aufhört (vgl. meine Schrift über die Peg. Ann. S. 25 u. 28. Zu der dort ausgesprochnen Ansicht, welche auch Wattenbach Deutschlands Geschichtsquellen S. 382 angenommen hat, stimmt sehr gut, was in Mon. 16, 15 über die Pommersfelder Hs. der Erf. Ann. mitgetheilt ist). 3) So bleibt denn nur eine einzige Stelle übrig. Im Sommer 1150 war ein schreckliches Unwetter, Ueberschwemmung und Hungersnoth: »fulmina terribilia, tempestates horribiles,

Digitized by Google

ymbrium, nimia inundatio aquarum etc.« berichtet der Magdeb. Annaliſt. So gibt das keinen Sinn: offenbar iſt hier durch Nachläſſigkeit vor ymbrium ein Wort ausgelaſſen worden. In den Peg. Ann. nun ſteht »imbrium« (ed. Pertz S. 258), wofür dann die ſpäter geſchriebnen Boſauer Ann. »vis imbrium« ſetzten. Es liegt doch wohl die Vermuthung, daß der Peg. Annaliſt zuerſt aus ſeiner Quelle das »imbrium« entlehnte, dann aber wahrnehmend, daß hier etwas ausgelaſſen ſei, das »vi« darüber ſchrieb, näher als die Annahme, daß vis in der Magd. Hſ. ſtand und nur von dem Vf. der Peg. Ann. zuerſt ausgelaſſen worden ſei. Wenn ſomit jeder Anlaß, die Benutzung der uns erhaltnen Magdeb. Hſ. durch den Pegauer Annaliſten zu bezweifeln, wegfällt, ſo iſt auch kein Grund vorhanden, die Vorausſetzung jener angeblich verlornen dritten Handſchrift feſtzuhalten. Da drängt ſich denn unwillkürlich die Frage auf: wie ſteht es um die erſte der drei oben erwähnten Annahmen, nach welcher die Urſchrift der Magdeb. Ann. bereits unter Abt Arnold verfaßt worden und ſpäter verloren gegangen ſei? Die innern Gründe, auf welche ſich dieſe Annahme ſtützt, ſind: 1) Beim Jahr 1145 wird erzählt, wie Peter Wlaſt einen großen Theil der Reſte des heil. Vincenz vom Erzbiſchof von Magdeburg erhalten habe, und hinzugeſetzt: »quod autem ipse sanctus hanc sui translationem adamavit illic (d. h. in Breslau) crebris miraculis usque ad praesens innotescit.« Das muß alſo einige Zeit nach 1145 geſchrieben ſein. 2) die Magd. Ann. ſind nur bis 1164 von den Pöhlder Ann. abhängig. 3) die Pöhlder Ann., welche die Quelle für die Magdeb. Ann. waren, und die Pegauer Ann., welche wieder aus dieſen abgeleitet ſind, haben beſſere Lesarten; daraus wird auf eine ältere

Digitized by Google

Magdeburger Hs. geschlossen, welche der uns erhaltnen »vera lectione praestitisse.« — Darauf läßt sich Folgendes erwidern: Wenn die Pöhlder Ann. in den Magdeb. nur bis 1164 benutzt sind, so wird dadurch wahrscheinlich, daß sie nicht weiter gereicht haben werden, zu der Zeit als man sie in Magdeburg ausschrieb: dies kann so gut 1176 als 1164 geschehn sein. Wenn ferner der Text in den Pöhlder Ann. besser ist als in den aus ihnen geschöpften Magdeb. Ann. (die Peg. Verbesserungen können, wie ich oben gezeigt, nicht in Betracht kommen), so zeigt es eben nur, daß der Magdeb. Annalist nachlässig schrieb; warum sollte das bei ihm nicht so gut der Fall sein dürfen, wie bei dem sächsischen Annalisten, den sein noch erhaltnes Autographon dessen überführt (M. G. 8, 548 u. 551)? Wenn endlich der heilige Vincenz sich seiner Uebertragung nach Breslau so gefreut hat, daß er noch nach 20 Jahren darum Wunder wirkte, so darf man vermuthen, daß er auch noch ein Jahrzehent später dem wundersüchtigen Volke seine Kraft dargethan haben wird. Die innern Gründe für die Annahme eines uns verlornen Originals sind also durchaus nicht zwingend. Dagegen fällt ein äußerer Umstand sehr ins Gewicht. Die Annalen sind, obwohl bis nach der Mitte des 12. Jahrh. nur Compilation, doch von mehreren lagenweis wechselnden Händen geschrieben. Man könnte nun vermuthen, daß der Verf. des Werks den größern Theil desselben dictirt habe, doch die Thatsache, daß an zwei Stellen, wo mitten im Satze (fol. 65, ed. p. 147 l. 40 mit »supra memorati« und fol. 105, ed. p. 175 l. 65 mit »in quo«) eine neue Lage beginnt, auch die Hand wechselt, scheint einer solchen Vermuthung zu widerstreben und zur Annahme einer jetzt fehlenden Urschrift zu nöthigen. Anders verhält es sich mit der Be-

Digitized by Google

hauptung, daß jene erste Abfassung der Magdeb. Ann. noch zur Zeit des Abtes Arnold (er regierte von 1120 bis zum 9. Jan. 1166) Statt gefunden habe. Für diesen Fall nämlich müßte man als wahrscheinlich annehmen, daß Arnold sie selbst geschrieben, für gewiß aber das wenigstens, daß er sich darum bekümmert, Stoff dazu gegeben, sie gelesen ꝛc. Denn besagter Arnold hat selbst ein Geschichtswerk über seine Zeit verfaßt; darauf weisen, wenn auch nur verblümt, die Worte »clarum sui reliquid memoriale« (Magdeb. Ann. 1166, vgl. Ducange »memoriale«), aufs bestimmteste aber wird es erwiesen durch die Magdeburger Schöffenchronik, deren Verf. (bei Abel König Philipp 262) seine Erzählung an einer Stelle mit der Aeußerung schließt: »dat reyt abbet Arnoldus van Berge.« Welchen Umfang das hier angezogne Werk Arnolds (vermuthlich eine Geschichte der Magdeb. Erzbischöfe seiner Zeit) gehabt, läßt sich nur ungefähr dadurch bestimmen, daß Berichte über Vorfälle der Jahre 1126 und 1152 sich darauf zurückführen lassen. Diese Berichte, die uns theils in der Magdeb. Schöffenchronik und in der jüngern Magdeb. Chronik (Meibom Scr. 2, 328), theils aber auch in der Lauterberger Chron. (1134, 1152, vgl. Opel S. 68) erhalten sind, wurden in den Magd. Ann. gar nicht benutzt. Würde das geschehn sein, wenn sie von Arnold oder unter seiner Aufsicht geschrieben wären? Man wird vielleicht entgegnen: aus welchem Grunde sollte Arnolds Nachfolger, wenn er ein Geschichtswerk anlegte, eine brauchbare Arbeit, die er vorfand, dabei unbenutzt gelassen haben? Das ist nicht schwer zu sagen. Werfen wir nämlich einen Blick auf die Bruchstücke von Arnolds Werk, so ersehn wir, daß derselbe der strengsten kirchlichen Richtung angehörte. Als Erzbischof Rudger von Magdeburg 1125 starb

und die allgemeine Wahl auf Conrad von Querfurt, den Verwandten König Lothars fiel, da war es Abt Arnold, der allein mit dem Domprobst Friderich Widerstand leistete und denselben nicht eher aufgab, bis er die Wahl Norberts durchgesetzt hatte. Daß König Friderich I. aber den Erzbischof Wichmann, dessen Wahl vom Pabst Eugen III. bekanntlich verworfen ward, belehnte, sieht Arnold gradezu als eine Gewaltthat an. Ein Geistlicher dieser Richtung konnte unmöglich, als der große Kampf zwischen Kaiserthum und Pabstthum 1159 aufs neue ausbrach, ein Anhänger Friderichs und Victors gewesen sein; ein Mann von so entschiednem Charakter, der nicht, wie so viele Andre, mit dem Strome schwamm, würde nicht zugegeben haben, daß man in seinem Kloster einen schismatischen Pabst anerkenne und diese Anerkennung sogar schriftlich fixire. Ganz anders verhielt es sich mit seinem Nachfolger Sigfrid. Dieser war von Erzbischof Wichmann eingesetzt (die LC. sagt sogar: intrusus), also schon deshalb gewiß mit ihm einverstanden, ein treuer Anhänger des Kaisers; dafür wurde er 1180 zum Abt von Hersfeld befördert und erhielt sich auch in der Gunst des Kaisers, welcher ihn unter seine »dilectos« zählt (Wenck Hess. Landesg. II. Urkb. S. 115) und 1187 nebst den Bischöfen von Bamberg und Wirzburg mit einer Gesandtschaft an die päpstliche Curie betraute. Bei Sigfrid versteht es sich also von selbst, daß er in Victor den rechtmäßigen Pabst sieht, und es kann uns nicht befremden, daß er von den Berichten seines streng kirchlichen Vorgängers keinen Gebrauch macht und z. B. also nicht erzählen läßt, wie sein Gönner Wichmann zum Erzbisthum gekommen. Daher wird man wohl auch die erste Abfassung unsrer Annalen in die Zeit Abt Sigfrids setzen, wenn man nicht grade — was al-

Digitized by Google

lerdings auch möglich wäre — annehmen will, sie seien ursprünglich unter Abt Arnold in streng kirchlichem Sinne abgefaßt und dann unter seinem kaiserlich gesinnten Nachfolger die anstößigen Stellen umgeändert worden: die Absicht einer solchen Umänderung könnte dann auch der äußere Anlaß dafür gewesen sein, daß man so bald schon eine Abschrift des Werkes für das eigne Kloster anfertigte.

Ich wende mich nach dieser Abschweifung wieder zu den Untersuchungen des Hn Opel und füge noch Einiges über den 3. Abschn. derselben bei. Auf S. 43 macht derselbe mit Recht auf eine eigenthümliche (übrigens durch die Pöhld. Ann. jetzt bestätigte) Nachricht der LC. aufmerksam, worin ein Motiv für den Zug des Erzbischof Philipp von Köln gegen Heinrich den Löwen von 1178 angegeben wird. Da Erzbischof Philipp durch seine Schwester Mathilde, die Gemahlin des Grafen Dedo von Rochlitz, mit dem Hause Wettin verschwägert war, so konnte der Chronist seine Angabe wohl aus mündlicher Ueberlieferung schöpfen, vielleicht aber auch aus der »scriptura«, die er (S. 54) erwähnt. S. 45 behauptet der Verf. irrigerweise, indem er sich auf mich beruft, daß die Magdeb. Ann. bis 1180 von dem Verf. der Peg. Ann. benutzt seien, während ich doch (a. a. O. S. 33 u. 38) nachgewiesen habe, daß dies nur bis 1176 geschehn sei: das folgende Stück der Magdeb. Ann. bis 1180 enthält grade umgekehrt Auszüge aus den Peg. Ann. Die bei einer Vergleichung beider sich ergebende Wahrnehmung, daß die letztern reichhaltiger sind, macht das von mir angegebne Resultat unzweifelhaft. — Die Abweichungen der LC. von ihrer Quelle gibt der Verf. (S. 46 ff.) *) richtig an, übersehn hat er

*) Der Einfall der Slaven in Jüterbock, dessen der Vf. S. 44 gedenkt, wird ganz ähnlich in der reygow. Chron. (ed. Schoene 72) erzählt.

Digitized by Google

eine eigenthümliche Nachricht, daß der Bischof Ulrich von Halberstadt seine Befreiung durch die Abtretung vieler Lehen erkaufte. Die Vermuthung, die Herr Opel (S. 47) in Bezug auf LC. S. 43 Anfg. ausgesprochen, wird er jetzt in Rücksicht auf die Lesart in Mon. G. 16, 263 als unrichtig erkennen. S. 48 bespricht derselbe „zwei durchaus falsche Mittheilungen" der LC., die den Peg. Ann. 1180 entlehnt sind. Bei genauer Prüfung jedoch ergab sich mir, daß die eine derselben, der Tod Herzog Casimirs von Pommern, als durchaus richtig, die andre aber, der Bericht über die Belagerung und Uebergabe von Segeberg, nur in einem Nebenumstande als nicht zutreffend zu bezeichnen sei, doch muß ich den Beweis dafür, weil er zu viel Raum einnehmen würde, einstweilen schuldig bleiben. Die Zusammenstellung der in den Magdeb. Ann., Peg. Ann. und in der LC. enthaltnen Angaben über die Ereignisse der Jahre 1179 und 1180 (S. 49—59) scheint mir zwecklos: wenigstens hätten genaue Zeitangaben hinzugefügt werden müssen; auch können die bezüglichen Angaben nur dann richtig gewürdigt werden, wenn man alle übrigen noch erhaltnen Quellen dazusetzt. Wenn der Verf. (S. 60) die Mittheilungen der LC. über die Eroberung von Neuhaldensleben und die Zwietracht zwischen Markgraf Otto von Meißen und seinem Sohne Albrecht als selbständige ansieht, so wird man ihm nur beistimmen können. Die letzten hätte der Verf. wohl schon zu den „Originalmittheilungen des Chronisten" rechnen können, unter welcher Rubrik er zuerst den Bericht über Friderich I. Kreuzfahrt nennt. Auf die doch nicht bedeutende Uebereinstimmung desselben mit Tageno möchte ich kein Gewicht legen; eine der S. 62 N. 1 angeführten Stelle ganz ähnliche findet sich beim chronogr. weingt. (Hess Mon. guelf. 67). In

Digitized by Google

der Zeitangabe für die Ueberfahrt nach Asien (22. —28. März 1190 stimmt die LC. 51 allerdings mit Tageno (Freher Scr. ed. Struve 1, 411). Im Vorhergehenden stimmen sie aber nicht: die LC. erzählt den Friedensschluß Friderichs mit dem griechischen Kaiser und den Empfang der Geiseln in einem Satz und gibt dafür als Tag die »dominica Invocavit« (18. Febr.), Tageno dagegen erzählt, daß die Friedensboten am 14. und die Geiseln am 27. Febr. kamen. Sehr genau sind die Angaben der LC. also nicht, auch läßt sie z. B. das Heer Friderichs am 15. Juli 1189 über die Donau gehn, während dies schon vor dem 28. Juni geschah (Wilken G. d. Kreuzz. 4, 59). Die vom Verf. S. 62 ausgesprochne Vermuthung, wonach der Erzählung vom Einfall der Sarazenen in Herzog Friderichs Lager ein deutsches Lied zu Grunde gelegen hätte, hat viel für sich und auch das Endergebniß ist wohl gerechtfertigt: „man wird die Nachrichten unseres Chronisten über den Kreuzzug Friderichs sonach als einen Niederschlag der Erzählungen ansehn müssen, welche von den Theilnehmern aus der meißnischen Mark, die mit dem Bischofe Martin von Meißen ausgezogen sein mochten, nach der Rückkehr verbreitet wurden", aber ein großes Gewicht kann ich ihnen deshalb nicht beilegen. — Für die Begebenheiten der Reichsgeschichte von 1193 bis 1205 bietet die LC. mancherlei selbständige, nicht eben zu reichhaltige Nachrichten, von da ab gibt ihr Verf. fast nur Schilderungen der Klosterverhältnisse, und er übergeht selbst solche Dinge, die ganz in seiner Nähe vorfielen. — Hr Opel schließt diesen Abschn. seines Buches, indem er einige Schriften erwähnt, in denen die LC. als Quelle gedient hat, ich füge noch hinzu: das Leben der heiligen Hedwig, in welchem der tractatus genealogiae, zum Theil wenig-

Digitized by Google

stens auf unsrer Chronik zu beruhen scheint (vergl. Stenzels Bemerkung in den Scr. rer. siles. 2, 109).

Der 4te und letzte Abschnitt der Opelschen Schrift, welcher von dem historischen Werth der CC. handelt, nimmt zwar ebenso viel Raum ein, als die vorhergehenden drei Abschnitte, gleichwohl kann ich mich bei seiner Erörterung bedeutend kürzer fassen, da ich mit der Darstellung des Vfs fast durchgängig einverstanden bin. Derselbe zieht hier das Ergebniß seiner Untersuchungen, das man in folgenden Sätzen zusammenfassen kann: 1) Die CC. bietet sehr wenig für die Kenntniß der allgemeinen politischen Gesch. des 12. u. 13. Jahrh., 2) sie würdigt die Ereignisse der deutschen Reichsgeschichte in der angegebnen Zeit nicht gebührend und erzählt sie, wo dies geschieht, meist auf Grund andrer Quellen, oder nur oberflächlich, 3) sie ist nicht unwichtig für die Gesch. des wettinischen Hauses, obgleich von Anfang an bis in die achtziger Jahre des 12. Jahrh. die Nachrichten auch hierüber zum Theil aus andern noch nachweisbaren Quellen entlehnt sind und von den politisch interessanten Wettinern, wie z. B. Markgraf Conrad von der Lausitz und Diterich dem Bedrängten doch nur wenig mitgetheilt wird, 4) sie erzählt nicht nur die Gesch. des Lauterberger Klosters gründlich, unerschrocken und von richtigem Gesichtspunkt aus, sondern gibt auch über viele Kirchen und Klöster der Magdeburger Diöcese zuverlässige Nachrichten und ist deshalb für die Geschichte der Gegenden zwischen Saale und Elbe von einzigem Werthe, 5) liefert sie durch die bis ins einzelnste gehende Schilderung der Klosterverhältnisse und Klostergeistlichkeit im Anfang des 13. Jahrh. einen ganz unschätzbaren Beitrag für die Sittengeschichte der damaligen Zeit. — Dem Beweise für die zuletzt ausgesprochne Behauptung hat nun der

Digitized by Google

Vf. die zweite Hälfte seines Buches (von S. 70 ff. an) gewidmet und uns dabei selbst einen dankenswerthen Beitrag zur mittelalterlichen Sittengeschichte gegeben. Um nämlich zu zeigen, daß den Sittenschilderungen der LC. Wahrheit beiwohne, hat er zahlreiche gleichzeitige Zeugnisse gesammelt. Er theilt zuerst Urtheile von Laien (deutschen Dichtern) und Geistlichen über den Clerus des 12. und 13. Jhd. mit: von geistlicher Seite ist besonders das Urtheil der Päbste wichtig, sie „bestätigen ebenfalls die allgemeine Ausartung des geistlichen Standes und zwar um so mehr, je tiefer sie von der reformatorischen Idee der Kirche durchdrungen sind" (S. 77). Der Verf. führt besonders Innocenz III. an. Auch seine Vorgänger sprechen sich ähnlich aus. Gregor VIII. erließ 1187 Verordnungen zur Verbesserung der Sitten von Laien und Clerus besonders »de superfluitate vestium et choreis et aliis vanitatibus vitandis (Burkard von Ursperg S. 230, vgl. Rob. altissiod. bei Bouquet Scr. 18, 254). Unter seinem Nachfolger verfaßte der päpstliche Legat für Deutschland, Bischof Heinrich von Albano, das äußerst merkwürdige, die Sitten der deutschen Geistlichkeit in grellen Farben schildernde Schreiben, von dem ein schlechter Abdruck bei Ludewig Rel. manusc. 2, 437 steht. In der Mitte des Jahrhunderts steht die Sache nicht besser. So ermahnt Eugen III. Fürsten und Volk, Bischöfe und Geistlichkeit in Böhmen und Mähren »ad comprimendam clericorum incontinentiam« (Jaffé Reg. pontif. 5248). In einem andern Schreiben desselben Pabstes wird sogar eines Geistlichen gedacht, welcher der Bigamie angeklagt ist (ebend. 6496).

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Juni 1860.

Halle

Schluß der Anzeige: „Das Chronicon Montis Sereni kritisch erläutert von J. O. Opel.«

Im J. 1148 ward ein Concil zu Rheims gehalten, wo u. A. festgesetzt wurde, daß Bischöfe und Geistliche von niederm Grade keinen Kleiderluxus treiben, keine Concubinen halten, von angetrauten Frauen sich scheiden lassen, und daß Nonnen und Canonissinnen ihr Leben bessern sollen (ebend. S. 631). Ich führte grade diese Beispiele an, weil sie mir eben zur Hand waren; überhaupt aber hätte Hr Opel gut gethan, die Jaffé'sche Sammlung, dieses rühmliche Denkmal deutschen Fleißes, für seinen Zweck zu benutzen und grade von dorther zahlreiche Zeugnisse zu holen; denn eigne Aussprüche der Päbste vermag selbst die Klasse von Geschichtsforschern nicht anzuzweifeln, welche in der Periode der Kreuzzüge das goldne Zeitalter unserer Geschichte und z. B. in Konrad von Marburg einen edlen Märtyrer erblickt. — Die Bemühungen Innocenz III. den Clerus zu heben, waren umsonst, es „fällt ge-

Digitized by Google

rade der Anfang der tiefsten Erniedrigung der mittelalterlichen Geistlichkeit unter sein und seines Nachfolgers Pontifikat". Zum Beweise hiefür beruft sich der Verf. auf Cäsarius von Heisterbach, aus dessen „geistlicher Novellensammlung" (d. h. dem Werke von den berühmten Wundern und merkwürdigen Geschichten) er (S. 77—85) uns eine Reihe von einzelnen charakteristischen Zügen vorführt. Sie zeigen, daß „der Klerus derselben grobsinnlichen Neigung, der der ideale Glanz des Ritterthums, wenn auch vielleicht noch etwas später, Platz machen mußte, seinerseits ebenfalls anheimgefallen sei." Hierauf reproducirt nun der Verf. (S. 86—120) den culturgeschichtlichen Inhalt des Chron. Montis Sereni, indem er, sich genau an seine Quelle haltend, die innere Geschichte des Klosters auf dem Lauterberg von 1193 bis 1225, wo die Chronik abbricht, erzählt und auch (120—129) von den verwandten Zuständen in andern Klöstern der Magdeb. Kirchenprovinzen spricht. Des Contrasts wegen zeichnet er aber auch (120—25) an der Hand der LC. in Sigfrid von Pegau das Bild eines Abtes „von altem Schrot und Korn." Hierbei hätte er übrigens einige Irrthümer und Ungenauigkeiten, welche der Chronist verschuldete, indem er 20—30 Jahre vorher geschehene Ereignisse aus dem Gedächtnisse herzählt, vermeiden können, da ich sie in der früher angeführten Schrift berichtigt habe. Auch hätte der Verf. den Stoff ein wenig besser anordnen können, da nicht abzusehn ist, warum die Schilderungen nach Cäsarius nicht mit der hier folgenden „kleinen Rundschau über den deutschen Klerus dieser Zeit" verknüpft worden sind. Klein ist diese Rundschau allerdings, da sie außer Schwaben fast nur das nordwestliche Deutschland berührt, doch sie ist wohl ausreichend, um die sittlichen Zustände des Klerus

Digitized by Google

zu kennzeichnen und die „officielle kirchliche Kritik“ zu rechtfertigen, welche dieſelbe durch die deutſchen Concilien des 13. Jahrh. erhielt. Man würde jedoch Unrecht thun, wenn man den Verf. für einſeitig und parteiiſch gegen die Geiſtlichkeit halten wollte, weil er mit ſolchem Eifer die ſittlichen Schäden des Klerus jener Zeit erörtert. Er iſt vielmehr unbefangen genug, um in den allgemeinen Betrachtungen, die ſeine Arbeit ſchließen und in denen ſeine, auch ſonſt nicht ungewandte, Darſtellung wahrhaft ſchwungvoll wird, anzuerkennen, daß die moraliſche Niederlage des deutſchen Klerus aus dem äußern Siege des Pabſtthums über das Kaiſerthum unmittelbar folgte und zugleich ein Reſultat der ganzen ſocialen Stellung der Geiſtlichkeit war, wie ſie ſich allmählich ſeit dem 12. Jahrh. herausgebildet hatte. Wenn man aber dabei bedenkt, daß auch das Leben des Adels und der Fürſten jener Zeit nach vielen Seiten hin ein unſittliches war, ſo wird uns die „Verkommenheit und Verſunkenheit des Klerus, der dem Adel ja vorzugsweis nahe ſtand, nicht zu befremdlich“ vorkommen, und wir werden „den Perſonen als ſolchen nicht anrechnen, was als unausbleibliche Folge der Inſtitutionen anzuſehn iſt.“

Adolf Cohn.

Paris

Librairie Académique Didier et Cie. Libraires-Éditeurs 1860. Le Bouddha et sa religion par J. Barthélemy Saint-Hilaire Membre de l'Institut (Académie des sciences morales et politiques). [Les Origines du Bouddhisme (543 Ans avant J. Ch.). Le Bouddhisme dans l'Inde au VIIe Siècle de notre Ère. Le Bouddhisme actuel de Ceylan 1858]. XXIV und 441 Seiten in Octav.

Digitized by Google

Das vorliegende Werk beruht nicht auf eigner Quellenforschung, sondern ist wesentlich Relation über einige Werke, welche für die Geschichte des Buddhismus von Wichtigkeit sind. Wenn gleich es aber demgemäß keine neue Data für die Kenntniß dieser Religion darbietet, so ersetzt es doch diesen Mangel durch eine Fülle von Betrachtungen, welche, wenn sie auch keineswegs allsammt unsre Beistimmung finden können, doch unsre ganze Aufmerksamkeit verdienen und — durch eine höchst anziehende Darstellung getragen — auch zu fesseln wissen. Allein grade dieser Reiz der Darstellung macht es zur Pflicht, auf der Hut zu sein, damit man durch ihn und die mehrfach entschieden Beistimmung verdienende Kritik der einzelnen Stadien des Buddhismus, welche Hr B. de St. H. seiner Betrachtung unterworfen hat, sich nicht ohne Weiteres gefangen nehmen lasse und insbesondre das Gesammturtheil über den Buddhismus, welches in diesem Werk hervortritt, sich nicht ohne sorgfältige Prüfung aneigne. So wenig ein Urtheil über die Bedeutung des Christenthums gerecht wäre, welches sich nur auf seine Anfänge, seinen Zustand im 12ten Jahrhundert in Europa und den heutigen der griechischen Kirche in Rußland stützte, ebenso wenig kann ein Urtheil über den Buddhismus gerecht sein, welches, wie das in dem vorliegenden Werk, nur dessen Anfänge, seinen Zustand in Indien im siebenten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung und den heutigen in Ceylon in Betracht zieht. Mag es auch noch nicht möglich sein, alle für die Bildung eines richtigen Gesammturtheils zu erwägenden Phasen desselben zu übersehen, so kann man doch aus den bis jetzt publicirten Materialien die entschiedene Ueberzeugung entnehmen, daß jene drei Stadien, welche alle nur den speciell indischen Buddhismus betreffen, nicht genügen, um sich

Digitized by Google

ein klares und vollständiges Bild seines Wesens zu verschaffen. Gewiß würde der Herr Verf. schon Manches anders angesehen haben, wenn er das Wassiljew'sche Werk hätte benutzen können. Aus diesem so wie auch aus schon älteren Veröffentlichungen geht hervor, daß die Consequenzen, welche der Hr Verf. S. 139. 140 aus seiner Betrachtung des Ziels des Buddhisten — des Nirvâna „der Aufgehung in das Nichts" — zieht, — mit den Worten: Oui, je l'avoue: quand on pense que le Bouddhisme compte aujourd'hui sur la surface du globe tant de sectateurs, et qu'il est la croyance du tiers de l'humanité, expliquer le Nirvâna comme je le fais, c'est dire que le tiers à peu près de nos semblables adore le néant et ne place qu'en lui son espoir contre les maux de l'existence — keineswegs vollständig berechtigt sind. Ein großer Theil — vielleicht sogar der größte — der heutigen Buddhisten ist, trotz des ursprünglich atheistischen Charakters des Buddhismus, zu einem Gottesbegriff gelangt, welcher dem — im Allgemeinen — im Christenthum und im Islam herrschenden ziemlich analog ist. Was aber die sonstigen Anklagen gegen den Buddhismus betrifft, so ist die wesentlichste S. 149 mit folgenden Worten ausgedrückt: Mais cependant on peut trouver une mesure des religions dans les institutions sociales qu'elles inspirent ou qu'elles tolèrent: et certainement une des marques éclatantes de la grandeur du Christianisme, c'est d'avoir produit ces sociétés et ces gouvernements libres qui marchent chaque jour, sous les yeux et aux applaudissements de l'histoire, à de nouveaux progrès, à une nouvelle perfection. On ne decouvre rien de semblable dans les sociétés bouddhiques. Faßt man diese

Digitized by Google

Anklage concret, so wird der Buddhismus darum verdammt, weil er aus den Indern, Chinesen, Tibetern, Mongolen, Siamesen ꝛc. keine Engländer, keine Franzosen ꝛc. gemacht hat. Das Urtheil selbst aber beruht auf der Prämisse, daß diese das, was sie geworden sind, durch das Christenthum geworden seien; wie falsch aber diese Voraussetzung ist, bezeugt der Zustand des byzantinischen Reiches, der heutige der Russen und mancher andrer christlicher Völker. Die Religion ist überhaupt nicht — am wenigsten eine historisch überkommene — der Boden, aus dem ein Volk erwächst, sondern die Atmosphäre, die es umgibt, nicht die Wurzel seiner Cultur, sondern deren Krone.

Den hohen Werth der Mittel, welche der Buddhismus vorschreibt, um das, was er als das letzte Ziel hinstellt, zu erreichen, erkennt der Hr Verf. übrigens mit großer Wärme selbst an, und man weiß in der That kaum, ob nicht — wie in der Geschichte so manchmal der Zweck die Mittel heiligen soll — so hier die Mittel den Zweck wenigstens zu entschuldigen vermögen.

Wenn aber der Herr Verf. in der Vorrede der Bekämpfung des Buddhismus eine für unsre Zeit fast von praktischen Gesichtspunkten aus gebotene Bedeutung zuspricht, so muß er dabei entweder Zustände im Auge haben, von deren Vorhandensein wir uns in Deutschland kaum eine Vorstellung machen können, oder bizarren subjectiven Velleitäten, an denen es zu keiner Zeit gefehlt hat, einen viel größeren Einfluß einzuräumen geneigt sein, als derartige kränkliche Auswüchse in einer intellectuell so kräftigen Zeit zu äußern vermögen. Wir im protestantischen Deutschland dürfen allen religiösen Entwicklungen gerecht sein, ohne für die eigne auch nur die geringste Gefahr zu besorgen.

Digitized by Google

Das hier angezeigte Werk hat dem Herrn Prof. Felix Liebrecht, dem rühmlichst bekannten Forscher auf dem Gebiet der Sagen- und Märchenpoesie, Gelegenheit zu einer höchst interessanten und bedeutenden Entdeckung gegeben, welche in dem nächstens auszugebenden 3ten Heft des IIten Bandes des Ebert'schen Jahrbuchs für romanische und englische Litteratur S. 314—334 unter dem Titel

» Die Quellen des Barlaam und Josaphat von Felix Liebrecht«

mitgetheilt ist. Der Hr Verf. weist hier durch die entscheidendsten Vergleichungen nach, daß dieser alte christliche Roman ganz und gar auf der kanonischen Lebensbeschreibung des Stifters des Buddhismus, des sogenannten Buddha, wie sie uns in dem Lalitavistara vorliegt, beruht und wesentlich nichts weiter ist, als eine — um mich so auszudrücken — Uebersetzung aus dem Buddhistischen ins Christliche. An die Stelle des Siddhârtha — wie der Buddha als Prinz hieß — ist Josaphat, ebenfalls ein indischer Prinz, gesetzt, an die des Vaters von jenem Siddhârtha, nämlich Çuddhodana, der Vater des Josaphat, nämlich Abenner. Im Uebrigen sind die Berichte oder vielmehr Sagen der buddhistischen Ueberlieferung — theilweis fast wörtlich — von Buddha auf Josaphat, von Çuddhodana auf Abenner und so ähnlich von andern Personen der buddhistischen Darstellung auf entsprechende der christlichen übertragen. Ja, ich möchte fast glauben, daß wenigstens ein — vielleicht selbst zwei — sanskritische Namen, der erstre kaum verändert in den christlichen Roman übergegangen sind. Der erstre ist der Namen des Widersachers des Josaphat, welcher ihn auf Veranlassung seines Vaters zu verführen sucht: Theudas (im angezeigten Aufsatz S. 325. 326); denn ich glaube, daß wir nicht den geringsten An-

Digitized by Google

ſtand zu nehmen haben, darin den Devadatta, den Vetter und Hauptwiderſacher des Buddha zu erkennen, von deſſen Anfeindungen ſo viele Legenden erzählen (Foucaux Rgya Tcher Rol Pa II, 135, 145, 147 und in den verſchiedenen Schriften über Buddha's Leben vielfach). Ob wir in dem andern Widerſacher des Joſaphat: Nachor einen andern Widerſacher des Buddha, den Nirgrantha (Burnouf Introd. à l'hist. du Buddh. Indien 162), oder überhaupt eine Perſonification der Nirgrantha's, welche ebenfalls in Legenden ſo oft im Kampf mit Buddha erſcheinen, erkennen dürfen, iſt wegen der ſo ſehr ſemitiſchen Geſtalt des Wortes Nachor viel bedenklicher, doch keineswegs unerlaubt, da fremde Namen dem Charakter der Sprache, in welche ſie herübergenommen ſind, gern angepaßt werden.

Für mich war Hrn L. Entdeckung nicht überraſchend, da ich ſchon in vielen einzelnen Partien dieſes Romans den buddhiſtiſchen Charakter erkannt hatte (vgl. z. B. Pantſchat. I, 408). Um ſo mehr konnte ich meinen Blick ſogleich auf die große Tragweite derſelben richten.

Hier iſt nicht an einen zufälligen, nur etwa auf mündlicher Ueberlieferung beruhenden Uebergang von indiſchen Erzählungen nach dem Weſten zu denken. Die Entlehnung beruht auf einer litterariſchen — wahrſcheinlich mittelbaren, möglicher, aber nicht wahrſcheinlicher Weiſe ſelbſt unmittelbaren — Verbindung mit Indien. Litterariſche Bekanntſchaft mit einer Lebensbeſchreibung des Buddha bildet die Hauptgrundlage des Romans. Vieles ſpricht dafür, daß außer ihr auch andre buddhiſtiſche Schriften — oder ein die Geſchichte des Buddhismus weiter verfolgendes Werk — dem Verfaſſer des Romans zu Gebote ſtanden. Nehmen wir an — was, wie geſagt, das Wahrſcheinlichſte iſt —, daß die Kenntniß

Digitized by Google

dieser Schriften eine vermittelte war, so ist der Weg der Vermittlung ein kaum zweifelhafter. Die Brücke zeigen uns die Berichte über die Erwerbung des Grundwerks des Pantschatantra für Khosru Anushirvan. Barzûyeh, welcher dieses nach Persien verpflanzt hat, erscheint in dem Kapitel, welches der Pehlevi-Uebersetzung desselben vorausgeschickt war (Kap. 4 des Kalilah und Dimnah der arabischen Uebersetzung in Silvestre de Sacy's Ausgabe), als Kenner und wenn gleich nicht Bekenner, doch Verehrer des Buddhismus (Pantschat. I, 74—84 und die Nachträge dazu am Schluß des 2ten Bandes). Er brachte jenes Grundwerk nicht allein nach Persien, sondern auch andre indische Schriften, unter denen — da um diese Zeit der Buddhismus noch in reicher Blüthe stand — ohne Zweifel buddhistische waren — aus Barlaam und Josaphat zu folgern — auch eine Lebensbeschreibung des Buddha. Wie das Grundwerk des Pantschatantra höchst wahrscheinlich — und zwar aus dem Pehlevi — in das Syrische übersetzt ward (vergl. Assemanni Bibl. orient. III, 219 ff., dann vor Allem Renan im Journ. asiat. 1856 Fevr. Mars S. 250 ff. und zu dem Namen des syrischen Uebersetzers auch Lassen ZA. III, S. 407. 408, so wie über dessen christlich-hierarchischen Titel *Περιοδεύτης* Renan a. a. O.), so wohl auch manche andre von denen, welche Barzûyeh mitgebracht hatte; ob auch eine Lebensbeschreibung von Buddha, ist natürlich zweifelhaft. Der Verfasser des Romans Barlaam und Josaphat, dessen überlieferte syrische Abstammung, so wie die ursprünglich syrische Abfassung des Werks durch alles dies fast unzweifelhaft wird, konnte diese Werke wohl auch in der Pehlevi-Bearbeitung benutzen. Sollte eine syrische Uebersetzung nicht wahrscheinlich scheinen, so wird dadurch, daß

eine arabiſche noch viel unwahrſcheinlicher iſt, die Pehlevi-Werke aber die arabiſche Eroberung Perſiens ſchwerlich lange überdauerten, auch für die Zeit der Abfaſſung dieſes Romans eine ziemlich ſichre Grundlage gewonnen; ſie könnte alsdann auf keinen Fall lange Zeit nach der Eroberung des perſiſchen Reiches angeſetzt werden und würde demnach eher in das 7te Jahrh. als in das 8te fallen. Doch dieſes Alles wird jetzt eine genauere Unterſuchung verdienen und — da der Roman mit dieſer Entdeckung aus dem engen Kreiſe der Theologie mitten in die allgemeine Culturgeſchichte tritt und ſogar zu einem Hauptglied der Verbindung zwiſchen orientaliſchem und occidentaliſchem Geiſtesleben wird — auch ſicherlich finden.

Die eigentliche Tragweite dieſer Entdeckung liegt nämlich darin, daß wir durch ſie eine ganz neue Grundlage für den Uebergang der indiſchen Conceptionen nach dem Weſten erhalten. Ihre litterariſche Ueberleitung beginnt alſo nicht erſt durch die nähere Bekanntſchaft der islamitiſchen Völker mit Indien; ſchon vorher iſt ein — vielleicht ſelbſt reicher — Strom indiſcher Litteratur nach dem Weſten geführt und der geiſtige Einfluß Indiens auf den Weſten bis zu Europas Weſtgrenzen, welcher ſchon vor dem 10ten Jahrhundert beſtimmt und deutlich hervortritt, beruht nicht bloß, wie ich noch annehmen zu müſſen glaubte, auf vereinzelten mündlichen Communicationen, ſondern hat ebenfalls eine litterariſche Schicht zur Unterlage und zwar eine ſolche, welche ganz geeignet iſt, die Einflüſſe indiſcher Conceptionen auf die chriſtlichen Heiligenlegenden und die Uebertragung einzelner religiöſer Gebräuche zu erklären.

Da ich dieſe Anzeige faſt unmittelbar nach Empfang dieſes ſo höchſt wichtigen Aufſatzes ſchreibe, ſo will ich mich für jetzt nicht weiter auf die dar-

Digitized by Google

aus zu ziehenden Consequenzen einlassen. Ich werde wahrscheinlich an einem andern Ort darauf zurückkommen. Hier bemerke ich nur noch, daß der Hr Verf. mir folgende kleine Berichtigungen seines Aufsatzes mitgetheilt hat, welche ich mir erlaube hier abdrucken zu lassen. „Die Begegnung Josaphat's und eines Kranken (S. 317 ff.) entspricht der des Buddha mit einem eben solchen (S. 320 Z. 2—15), und die des letztern mit einem Greise (S. 318) und einem Leichenzuge (S. 320 Z. 16 ff.) gehört zu der gleichen des Josaphat mit einem Greise (S. 319 f.)." Th. Benfey.

Paris

bei A. Durand 1859. Histoire de la Jacquerie d'après des documents inédits, par Siméon Luce. IX u. 257 S. in Octav.

So vielfach jener Zeitraum der französischen Geschichte, welchem der Aufstand der Jacquerie angehört, den Gegenstand von Monographien abgegeben hat, so wenig war letztere bisher einer selbständigen, auf Urkunden sich stützenden und von Kritik geleiteten Untersuchung unterzogen. Um so erfreulicher ist das Erscheinen des oben genannten Werks, welches durch den Abdruck einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Documenten, deren Veröffentlichung hiermit zum ersten Male erfolgt, für die nichts weniger als anziehende, mit Nutzanwendungen und politischen Reflexionen reichlich durchwebte Darstellung entschädigt. Man wird nicht voraussetzen dürfen, daß in der Jacquerie eine ähnliche feste Organisation Eingang gefunden habe, wie wir ihr bei den fränkischen Bauern im Jahre 1525 begegnen. Dazu war ihr Bestehn zu kurz. Aber an gemeinsamen Berathungen, an einem leitenden Ausschusse, der die

Digitized by Google

Forderungen des Haufens formulirte, die nicht ohne Plan verfolgten Unternehmungen vorzeichnete und schließlich die Unterhandlungen mit der Bourgeoisie in die Hand nahm, kann es auch hier nicht gefehlt haben. Dieser Gegenstand ist in der vorliegenden Untersuchung völlig übergangen. Wir stellen dem zur Seite, daß der Verf. sich in seinen Erörterungen über bekannte und constatirte Thatsachen kürzer hätte fassen und der weitläufigen Besprechung von Fragen, welche längst der Discussion entzogen sind, überheben können. Dahin rechnen wir z. B. die Widerlegnng einer früher verbreiteten Meinung, daß der Name Jacquerie auf einen Anführer der Aufgestandenen, Jacques Bonhomme, zurückzuführen sei, während bekanntlich Jacques die allgemeine, wahrscheinlich von der Tracht — Jacque servit à désigner par extension une pièce de l'habillement que les paysans portaient à la guerre — entnommene Bezeichnung des Vilain war.

Die in Abtheilungen und Kapitel zerfallende Untersuchung beginnt mit einer Erzählung von dem Drucke, welchen die Söldnerschaaren (brigands) schon vor der Schlacht bei Poitiers auf den Landmann ausübten. Dem entgegen zu wirken, besaß die Regierung theils nicht den Willen, theils nicht die Macht. Sonach blieb den Bedrängten nichts übrig, als sich von Brand und Mord loszukaufen (racheter le feu et leurs corps), während eben dieser Freikauf gleich einem Verbrechen von der Regierung geahndet wurde, weil er die Zügellosigkeit der Banden nähre. Froissarts Chronik bietet hierfür die ausreichenden Belege, so daß der Verf. die sich häufende Aufzählung von Beispielen der Art hätte sparen können. Nach der Niederlage bei Poitiers griff dieses Unwesen auf eine wahrhaft entsetzliche Weise um sich. Die vorwaltende Anarchie

gestattete es, daß die unter dem Namen der grandes compagnies bekannten Söldner ihre Raubzüge nicht auf gutes Glück, sondern nach einem bestimmten System unternehmen und über fast alle Provinzen des mittleren und nördlichen Frankreichs ausdehnten. Am meisten litten Ile-de-France, die Champagne und Picardie von diesen Verheerungen. Reich gewordene adlige Bandenführer verkauften den von ihnen ausgebeuteten District an weniger glückliche Genossen, die sich dann freilich mit der Erpressung der gebliebenen, weniger werthvollen Habe begnügen mußten. So riß der Jammer nicht ab. Jeder Verkehr stockte, weil kein Reisender ohne einen theuer erkauften und nur für eine kurze Strecke gültigen Geleitsbrief die Straße zu betreten wagte, und selten gelang es Klosterleuten und Bauern, mit ihrer beweglichen Habe nach einer größeren, Schutz verheißenden Stadt zu flüchten. Die Befestigung von Kirchen und Kirchhöfen gewährte, dem waffengeübten Feinde gegenüber, nicht immer die erwartete Sicherheit.

Der Verfall, welchem zu eben jener Zeit die französische Ritterschaft entgegeneilte, trug nicht wenig dazu bei, die Kluft zwischen dem Adel und dem Tiersétat zu erweitern. Durch die rasch nach einander erlittenen Niederlagen büßte sie ihren bisherigen Nimbus ein und der Hintersasse sah sich des letzten Ertrages seines Fleißes beraubt, um das Lösegeld für den gefangenen Herrn zu beschaffen. Bei Courtray und Crecy hatte der Adel erfolglos, aber mit Muth gekämpft; bei Poitiers dagegen gab er die Ehre preis. Und für die Befreiung dieser Gebieter, denen allein man das Unglück Frankreichs beimaß, sollte der Bauer sein Letztes dransetzen. In manchen Gegenden lagen seit zwei Jahren Weinberge und Aecker unbestellt und wagte man nicht,

Digitized by Google

das geborgene Vieh auf die Weide zu schicken; gebrochene Kirchen und eingeäscherte Dörfer zeugten von der Schonungslosigkeit des Raubgesindels, deren Unternehmungen sich nicht selten der adlige Gutsherr anschloß. „Jacques Bonhomme, so lautete damals eine beliebte Redensart, hat einen breiten Rücken und nimmt viel hin.“ Es ist schwer zu sagen, ob der Grundherr, ob der Bandenführer den Todesstoß der Bedrängten am meisten auf sich lud. Die Rache konnte nicht ausbleiben und es bedurfte nur des äußeren Anstoßes, um die Erbitterten zur Durchführung derselben zu einen.

Unter den im Februar 1357 nach Paris berufenen Ständen befanden sich 400 Deputirte der Commmen, eine geschlossene von Robert le Coq, Bischof von Laon und dem thatkräftigen Etienne Marcel geleitete Partei; Ersterer bekanntlich der böse Geist des nach der Krone strebenden Karl von Navarra; Letzterer ein überkühner, seiner Zeit mächtig vorgreifender Reformer, der sich die Beschränkung der königlichen Gewalt und die Gestaltung eines großen freien Städtebundes, Paris an der Spitze, zum Ziel gesetzt hatte. Beider gewaltsames Verfahren führte zum offenen Bruch mit dem Dauphin, der auf dem fast nur vom Adel besuchten Ständetage zu Compiègne den Beschluß erreichte, die Bürgerschaft von Paris durch das Abschneiden jeglicher Zufuhr zur Unterwerfung unter den Willen der Regierung zu zwingen. Zu dem Zwecke schien die Instandsetzung der zunächst um die Hauptstadt gelegenen, die Wasserstraßen beherrschenden Festen unumgänglich erforderlich und es erging deshalb an das Landvolk der Umgegend der Befehl, jene Schlösser, die bis dahin den Brigands als Stützpunkte für ihre Unternehmungen gedient hatten, mit den nothwendigen Lebensmitteln zu versehen und sich den

Digitized by Google

ihnen obliegenden Dienſten zur Ausbeſſerung von Thürmen und Mauern zu unterziehen. Das gab (1358) das Signal zum Aufſtande der Bauern, dem mit beiſpielloſer Grauſamkeit durchgeführten Rachekriege der Vilains gegen den Adel in Ile-de-France, der unteren Normandie, Ponthieu, Perthois und der Picardie. Wie ſpäter bei einer ähnlichen Veranlaſſung die deutſchen Bauern zum Theil rechtskundige, mit großem Scharfblick begabte Männer an ihre Spitze ſtellten, ſo gewann die Bewegung in Frankreich unter der Führerſchaft des, trotz ſeiner niedern Geburt, gut unterrichteten und mit dem Kriegshandwerk vertrauten Guillaume Cale Einheit und feſte Richtung.

Die Frage, ob Etienne Marcel bei der Erhebung der Bauern ſeine Hände im Spiel gehabt habe, glaubt der Verf. mit einiger Sicherheit bejahen zu dürfen; daß derſelbe den aufgeſtandenen Vorſchub geleiſtet und durch Emiſſaire auf ſie eingewirkt habe, kann nach der mit Documenten belegten Darſtellung des Verf. keinem Zweifel unterzogen werden, wie wir andrerſeits aus den Erzählungen von Froiſſart und der Chroniken von St. Denis wiſſen, daß er ſich mehrfach mit der Jacquerie zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen gegen die Adelsſchlöſſer verband. Nach der bei Meaux erlittenen Niederlage war es um die Jacquerie geſchehen. Guillaume Cale fand ſeinen Tod durch die Hand des Nachrichters und die aus einander geſprengten Bauern gewannen nur ſelten in Wäldern und zwiſchen Felsſchluchten einen Verſteck von dem rachedurſtenden Adel. Der auf dem Vilain laſtende Druck blieb nicht nur, er wurde noch geſteigert.

Weimar

Hermann Böhlau 1858. Vier Dialoge von Hans Sachs. Herausg. v. Reinh. Köhler. 126 S. Oct.

Digitized by Google

In dem Inventar, welches Hans Sachs am 1. Jan. 1567 von den von ihm verfaßten Büchern aufstellte und in dem Schlußgedichte seiner Werke, der „summa all meiner gedicht“ niederlegte, gedenkt er auch sieben in Prosa geschriebner Dialoge. Es sind die einzigen prosaischen Schöpfungen, die er dort namhaft macht und die überhaupt von ihm bekannt geworden sind — natürlich von einigen „Vorreden“ abgesehen. Von jenen 7 Dialogen scheinen aber nur 4 gedruckt worden zu sein; von den 3 andern hat sich bisher wenigstens keine Ausgabe entdecken lassen. Die vier erstern aber erschienen in Einzeldrucken, u. zwar in mehrern Ausgaben, i. J. 1524; doch sind sie selten genug geworden. Sie vereint wieder herauszugeben, und im Geleit von so umfänglichen und trefflichen Wort- und Sacherklärungen, als im vorliegenden Buche geschehen, ist ein sehr verdienstliches Unternehmen. Sowohl dem Inhalt als der Form nach sind diese Gespräche von mannichfacher Wichtigkeit. So sind sie für die Charakteristik von H. Sachs selbst, sowohl als Menschen wie als Schriftsteller, namentlich auch als Dramatiker, bedeutend. Dies im Einzelnen auszuführen, kann hier nicht der Ort sein. Der Inhalt der Gespräche aber erscheint aus den Titeln im Allgemeinen schon klar genug, welche wir deshalb hier folgen lassen: I. Disputation zwischen einem chorherren und schuchmacher, darin das Wort gottes und ein recht christlich wesen verfochten wirt. (Dieser Dialog knüpft an „die wittenbergische Nachtigall“ von H. Sachs und ist gleichsam zu ihrer Vertheidigung geschrieben). II. Ein gesprech von den scheinwerken der geistlichen u. iren gelübden, damit sie zu verlesterung des bluts Christi vermeinen selig zu werden. III. Ein dialogus, des inhalt ein argument der römischen wider das christlich Heuflein, den geiz, auch ander offenlich laster ꝛc. betreffend. IV. Ein gesprech eines evangelischen christen mit einem lutherischen, darin der ergerlich wandel etlicher, die sich lutherisch nennen angezeigt und bruderlich gestraft wirt.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.
Den 4. Juni 1860.

Göttingen

Verlag der Dieterichschen Buchhandlung 1860. Uebersicht der Bildhauer- und Malerschulen seit Constantin dem Großen von Friedrich Wilhelm Unger. 61 S. in Octav.

Diese Uebersicht ist zunächst als ein Grundriß zum Gebrauche von Vorlesungen bestimmt. Sie gibt jedoch nicht bloß ein Inhaltsverzeichniß mit Paragraphen-Ueberschriften, sondern sucht durch kurze Andeutungen eine Erinnerung an das Gesagte zu gewähren, welche das zeitraubende Dictiren ersparen kann. Letzteres wird bei Vorlesungen, wo so viel auf die Erläuterung durch vorgelegte Beispiele ankommt, doppelt lästig, und vielleicht darf der Verf. hoffen, daß auch andern Lehrern der Kunstgeschichte eine solche Grundlage für ihre Vorlesungen willkommen sein werde. Insbesondre hat er die einigermaßen wichtigen Künstlernamen mit einiger Vollständigkeit in charakteristischen Gruppen zusammenzustellen gesucht, ohne sich auf solche zu beschränken, welche er in seinen Vorlesungen besonders namhaft

Digitized by Google

zu machen für nöthig erachtet. Auf diese Weise erhält die Uebersicht zugleich die Bedeutung einer Geschichtstafel, welche Künstlern und Kunstfreunden zum Nachschlagen dienen kann. Ein Namenregister weist die Stelle nach, an welcher jeder Künstler erwähnt wird, und diese Stelle zeigt nicht nur die Zeit seines Lebens, sondern auch den Platz an, welchen derselbe in der historischen Entwicklung einnimmt. Diese Orientirung wird hauptsächlich durch die Anordnung der Epochen und Perioden vermittelt, und der Verf. hat deshalb besondern Fleiß darauf verwandt, den Gang dieser Entwickelung durch passende Benennungen und Eintheilungen auf eine möglichst charakteristische Weise zu bezeichnen. Er glaubte dabei in mehreren Punkten von den bisherigen Darstellungsweisen abgehen zu müssen, ohne freilich allenthalben die Rechtfertigung seiner Ansichten weiter ausführen zu können. Doch wird in den meisten Fällen die Begründung derselben in den kurzen Andeutungen über den Inhalt jeder Periode zu finden sein. Im Allgemeinen ist er von der Ansicht ausgegangen, daß die Entwickelung der Kunst mit der der politischen Verhältnisse nicht nur, sondern auch der Litteratur Hand in Hand gehen müsse, da alle drei nur verschiedene Aeußerungen derselben Culturentwickelung sein können. Es schien ihm, daß namentlich die Litteraturgeschichte noch nicht genügend benutzt worden sei, um den Verlauf der Kunstgeschichte zu erklären, und er hat sich daher bemüht, in ihr diejenigen Vergleichungspunkte aufzufinden, welche über die leitenden Gedanken der verschiedenen Kunstepochen Aufschluß zu geben im Stande sind.

Die Geschichte der modernen Bildhauer- und Malerschulen zerfällt zunächst in die Kunst des Mittelalters, die der sogenannten Renaissance und die des jüngsten Jahrhunderts. Die Kunst des Mittelalters

Digitized by Google

entſpringt aus dem Zuſammenwirken der aus dem Alterthum überlieferten und der durch die Völkerwanderung hinzugeführten Elemente. Sie theilt ſich wiederum in die alte und mittlere chriſtliche Kunſt. Die erſtere zeigt die verſchiedenen Elemente noch geſondert und unverſöhnt neben einander, bald das eine, bald das andre in überwiegender Wirkſamkeit. Die letztere dagegen ſtellt ſich als ein Reſultat dar, in welchem jene Elemente zu einer neuen und einheitlichen Erſcheinung verſchmolzen und daher einzeln nicht mehr zu unterſcheiden ſind. Die Grenze zwiſchen dieſen beiden Epochen bildet das Ende des dreizehnten Jahrhunderts. In der alten chriſtlichen Kunſt macht ſich zunächſt der Gegenſatz von Rom und Byzanz geltend. Zuerſt ſehen wir in der lateiniſchen Kunſt (Verf. glaubte dieſe bei den franzöſiſchen Kunſtſchriftſtellern eingeführte Benennung aufnehmen zu dürfen) antike Form ſich in chriſtlichen Inhalt fügen. Unter den Monumenten dieſer Kunſt ſind bei den gemalten Glasſchalen die Worte Specula und Saucomariae genannt, zu deren Erläuterung hier auf den Art. Glasmalerei in Erſch und Gruber's Encyklopädie verwieſen werden muß. In Byzanz erhält die Kunſt eine eigenthümliche Richtung durch Despotismus und Mönchthum, und ihren völligen Abſchluß durch den Bilderſtreit. An die byzantiniſche Kunſt ſchließt ſich die muhammedaniſche, die jedoch für Sculptur und Malerei nur eine beſchränkte Bedeutung hat. Von andrer Seite her tritt dann eine Entwickelung auf, welche Verf. als fränkiſche Kunſt bezeichnet. Sie läßt ſich auf celtiſche, namentlich iriſche Anfänge, ja bis in die Heidengräber zurückführen, hat aber ihre Ausbildung erſt bei den Angelſachſen und beſonders im fränkiſchen Reiche ſeit Karl dem Großen erhalten. Was darüber bemerkt wird, iſt allerdings einzeln zum

Digitized by Google

größten Theile schon von Andern hervorgehoben, seitdem Waagen auf die Eigenthümlichkeiten der irischen und angelsächsischen Miniaturen aufmerksam machte. Indessen ist der Ursprung und die Bedeutung dieser höchst beachtenswerthen und für die deutsche Kunst höchst folgenreichen Erscheinung bisher noch nicht genügend berücksichtigt worden. Aus dem Zusammenwirken dieser verschiedenen Elemente entspringt dann die ehemals byzantinisch, jetzt romanisch genannte Kunst des elften und zwölften Jahrhunderts. Der alte Streit über den Einfluß des Byzantinischen auf dieselbe wird ziemlich müßig erscheinen, wenn man beachtet, daß fast in jedem einzelnen Kunstwerke dieser Periode sich die lateinischen, byzantinischen, muhammedanischen und fränkischen Elemente ohne Schwierigkeit unterscheiden lassen. Begreiflich ist es, daß das fränkische Element in Italien fast nur in der Lombardei auftritt, in Deutschland dagegen überwiegt. Der Einfluß von Byzanz aber kann weder in Italien, noch in Frankreich und Deutschland geleugnet werden.

Die mittlere christliche Kunst beginnt in der Zeit der Hohenstaufen mit einer so glänzenden Blüthe, daß dadurch die Kunsthistoriker im eigentlichen Sinne des Worts geblendet worden sind. Die Wechselburger und Freiberger Sculpturen und andre mehr oder minder verwandte Werke haben bisher noch ihre wahre Stellung in der Kunstgeschichte nicht gefunden. Weil sie noch nichts von den eckigen Formen der spätern deutschen Kunst an sich tragen, hat man sie gewöhnlich der romanischen Periode beigezählt. Sie sind aber nur in dem Sinne das Resultat der Bestrebungen, welche in der romanischen Kunst hervortreten, wie man dasselbe von der gothischen Baukunst behaupten muß. Ihnen gleich stehen die Leistungen des Niccola Pisano, die so wunderbar über

Digitized by Google

den weit jüngern Giotto herausragen. Giotto und die Sculpturen der Domfaçade von Orvieto charakteriſiren dagegen die Periode, welche auf dieſe Glanzepoche folgt, und die man als die Periode der bürgerlichen Kunſt bezeichnen muß. Hier wird die Ausübung der Kunſt handwerksartig, das Ideal geht verloren und dafür wird ein Realismus vorherrſchend, der den Vortheil hat, das dramatiſche Element bedeutend zu fördern. In Deutſchland ſind weniger Künſtler-Namen, aber deſto mehr Werke dieſer Epoche bekannt. Es iſt jedoch ohne allen Grund, daß man dieſe Wandlung, die gleichmäßig in Italien und Deutſchland auftritt, auf deutſchen Urſprung und deutſche Einflüſſe zurückführen will, während die wirkenden Urſachen in der allgemeinen Entwickelung der abendländiſchen Cultur gefunden werden. Es iſt die Entfaltung des ſtädtiſchen Bürgerthums, welche dieſer Kunſt ihren eigenthümlichen Stempel aufdrückt. Aus dem ſichtlichen Verfall, dem dieſe bürgerliche Kunſt im 14ten Jahrhundert entgegengeht, hebt ſie ſich wieder unter Schonhofer in Nürnberg, beſonders aber durch den Einfluß der Myſtik, welche namentlich am Niederrhein bei den Brüdern des gemeinſamen Lebens ihren Höhepunkt erreicht. Die myſtiſche Richtung iſt am ſtärkſten vertreten in Cöln, bei dem Dominicaner Fra Angelico von Fieſole und in der ſieneſiſchen und anconitaniſchen Schule. Indem ſie aber am Niederrhein mit der Miniatorenſchule verſchmilzt, die ſich am franzöſiſchen und burgundiſchen Hofe entwickelt hatte, bildet ſich im 15ten Jahrhundert die flandriſche Schule der Brüder van Eyk, die mit der Gefühlsinnigkeit der Cölner eine handwerksmäßige Sorgfalt der Ausführung verbindet. Sie macht Epoche durch die Erfindung der Oelmalerei, aber ſie bringt auch neue ſchlechte Manieren auf, wie namentlich den be-

Digitized by Google

kannten knittrigen Faltenwurf, der wahrscheinlich aus der Technik der Holzschnitzereien hervorgegangen ist. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts ist die Kunst abermals von ihrer Höhe herabgesunken, und nur die Technik ist mit ihren guten und üblen Seiten übrig geblieben. Sie wird ganz in der Weise betrieben, wie der Meistergesang, und ich habe daher keinen Anstand genommen, diese Phase der Entwickelung als die Periode der zunftmäßigen Meisterkunst zu benennen. Der Bildhauer Adam Kraft in Nürnberg, Michael Wolgemuth, dem die Stadt Schwabach die Bedingung in den Contract setzte, daß er auf dem bestellten Altarblatte keine häßlichen Figuren malen solle, und der Eimbecker Raphon gehören zu den bedeutendsten Kunstmeistern, die in ihrer Weise eine ähnliche Stellung einnehmen, wie Hans Sachs auf dem Gebiete der Dichtkunst.

Damit schließt das Mittelalter ab, und es folgt die sogenannte Renaissance. Auch diese zerfällt in zwei Hauptepochen, welche als die klassische und die akademische unterschieden werden. Die klassische Kunst, die auch wohl im engern Sinne die Renaissance genannt wird, beginnt in Italien mit dem Anfange des 15ten Jahrhunderts. Als Begründer derselben stehen hier nach den ersten Vorläufern voran die Namen Ghiberti, Donatello und Brunelleschi. Alsdann treten als besondere Richtungen auf: die dramatisch-naturalistische Entwickelung in Florenz, die wissenschaftlichen Bemühungen um perspectivische und anatomische Kenntnisse, die in der Schule des Squarcione zu Padua, offenbar in Verbindung mit der dortigen Universität, besonders bei Mantegna ihren Mittelpunkt finden, endlich die sentimentale Weise der umbrischen Schule, in der sich die mystischen Tendenzen der ältern sienesischen und anconitanischen Schule fortsetzen, und des Francesco Francia zu

Bologna. Zu Anfang des 16ten Jahrhunderts erreicht der Claſſicismus ſeine höchſte Blüthe. Begründet wird dieſelbe in Florenz unter der Herrſchaft des Gonfaloniere Soderini. Hier treten beſonders hervor Signorelli, der allerdings mehr auswärts thätig iſt, dann die Schulen des Verocchio, beſonders Lionardo da Vinci, und des Coſimo Roſelli, beſonders Andrea del Sarto und Fra Bartolommeo, endlich Michelangelo. Von da verzweigt ſich die Kunſt nach Rom durch Rafael, in dem die ſentimentale Weiſe der umbriſchen Schule mit der dramatiſchen Entfaltung der Florentiner zuſammenfließt, und nach der Lombardei durch Lionardo da Vinci. Mit der lombardiſchen Schule ſteht Correggio in einer gewiſſen Verbindung, während Venedig unter ſeinen ganz eigenthümlichen Verhältniſſen eine beſondre, höchſt glänzende, aber ſpecifiſch weltliche Kunſt entwickelt. Neben dieſer klaſſiſchen Kunſt ſteht die Kunſt der deutſchen Reformation mit den großen Namen Dürer, Holbein und Cranach, welche die mittelalterliche Weiſe im handwerksmäßigen Betriebe und emſigſter Ausführung bei mangelhafter Form fortführen, dabei aber doch mit der klaſſiſchen Gelehrſamkeit durch Männer, wie Pirkheimer, Peutinger, Erasmus und Melanchthon in ſichtlicher Berührung ſtehen und dadurch eine würdige Stelle neben den großen Italiänern behaupten. Um die Mitte des 16ten Jahrhunderts aber verfällt die klaſſiſche Kunſt in Folge des Ausgangs, den die Reformation nahm, und namentlich unter dem Drucke der wieder mächtig gewordenen katholiſchen Kirche in ein Streben zu imponiren, techniſche Gewandtheit an die Stelle inniger Empfindung zu ſetzen und Anmuth zur weichlichen Ueppigkeit zu ſteigern. Dieſe Ausartung iſt beſonders in der Schule des Michelangelo, in den ſpätern Werken des Giulio Romano

Digitized by Google

und der von Mantua nach Frankreich versetzten Schule desselben, bei den Nachahmern des Correggio und bei den spätern Venetianern, namentlich Paul Veronese und noch mehr Tintorett zu verfolgen. Deutschland und die Niederlande verlieren alle Selbständigkeit und werden, wie auch Spanien ganz von Italien abhängig. Nur die Technik des Kupferstichs und der Schmelzfarben erhebt sich zu einer eigenen Blüthe.

Aus diesem Verfall erhob sich die Kunst im 17. Jahrhundert in einer Weise, die an verschiedenen Orten sehr ungleich gestaltet erscheint. Dennoch zeigt sich etwas Gemeinsames in einem gewissen Eklekticismus, der zum Virtuosenthum und dadurch wieder zum Verfall in schulmäßige Manier und industrielle Effecthascherei führt. In der Tradition akademischer Methoden findet dieser Eklekticismus die meiste Nahrung, aber auch die größte Förderung seiner Verirrungen, und es schien deshalb dem Charakter dieser Entwickelung angemessen, die Kunst des 17ten Jahrhunderts als akademische zu bezeichnen. Es sind unter dieser Benennung die Schulen von Bologna und Neapel mit denen in Frankreich, Spanien, Brabant und Holland zusammengefaßt. Der Verf. hat hier etwas ausführlicher den Zusammenhang dieser Entwickelung mit andern Erscheinungen nachzuweisen gesucht, und es erschien dies um so nothwendiger, da eine sehr verbreitete Ansicht es für unmöglich hält, die Kunstgeschichte dieser Epoche anders, als in Künstlergeschichten zu behandeln. Um ähnlichen Vorurtheilen zu begegnen, ist auch die Charakteristik der einzelnen Schulen und ihrer Häupter vollständiger, obwohl möglichst kurz und prägnant gegeben.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

90. 91. Stück.
Den 7. Juni 1860.

Göttingen

Schluß der Anzeige: „Ueberſicht der Bildhauer- und Malerſchulen ſeit Conſtantin dem Großen von Fr. Wilh. Unger.“

Die Kunſt des jüngſten Jahrhunderts endlich, d. i. die Zeit von Winckelmann bis jetzt, zerfällt abermals in zwei Abſchnitte. Der erſte ſchildert die Uebergänge zur heutigen Kunſt. Den Anfang macht die Reaction gegen die verkünſtelte Unnatur, wie ſie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in vereinzelten Erſcheinungen auftritt. Dann folgt die Hebung der Kunſt durch hiſtoriſche und philoſophiſche Studien, zu der Winckelmann und Leſſing den Grund legen. Hieran ſchließt ſich die Kunſt der Revolution und des Kaiſerthums, der wiederum eine Rückkehr zur ſtrengen Claſſicität folgt, welche theils durch die Kraftgenies, wie Carſtens und Flaxmann, theils durch ein ſorgfältigeres Eingehn auf die Antike eingeleitet wird und in Thorwaldſen ihren Höhepunkt erreicht. Gegen die Einſeitigkeit der klaſſiſchen Richtung erhebt ſich endlich die Reaction der Romantik,

Digitized by Google

die in den deutschen Kunstschulen zur Herrschaft kommt und zuletzt auch in Frankreich Anknüpfungspunkte erhält. Die zweite Abtheilung stellt die Hauptrichtungen der heutigen Kunst dar. Als solche werden bezeichnet die Fortsetzung sentimentaler Richtungen, der Sieg des Realismus, philosophische Auffassung und endlich die Fortschritte der Technik. In diesen letzten Abschnitten konnte nur andeutungsweise verfahren werden und ebenso konnten von Künstlernamen nur diejenigen hervorgehoben werden, welche für irgend eine besondre Richtung bezeichnend sind. Verf. muß erwarten, daß die hier gewählte Anordnung eben so, wie die Auswahl der Künstlernamen auf mancherlei Widerspruch stoßen wird. Er ist auch hier von dem Gesichtspunkte ausgegangen, daß die Kunstgeschichte ihre Erläuterung durch die Vergleichung mit den Erscheinungen des politischen und socialen Lebens, so wie der Litteratur erhalten müsse. Indessen ist hier nicht der Ort, die gegebenen Andeutungen weiter auszuführen.

F. W. Unger.

Paris

Furne, libraire-éditeur 1858. Géographie de Grégoire de Tours. Le pagus et l'administration en Gaule par Alfred Jacobs. 154 S. in Octav.

Untersuchungen, wie diese kleine Schrift sie anstellt, werden immer unsere Theilnahme in Deutschland erregen und dankbar von uns benutzt werden, so weit sie irgend Selbständiges und Neues enthalten. Aber es wird freilich nicht selten geschehen, daß wir als neu Manches dargelegt finden, was uns seit lange bekannt und geläufig war und von dem Autor wohl nur wegen Unkenntniß unserer Litteratur in dieser Weise vorgebracht wurde.

Digitized by Google

Zu dieſer Bemerkung glaube ich bei der erſten Hälfte dieſer Schrift berechtigt zu ſein, wo der Verf., wie er ſchreibt, über die langue géographique des Gregor von Tours, in Wahrheit aber über die Eintheilung und Adminiſtration Galliens unter den Merovingern handelt, einen Gegenſtand, mit dem der 2te Bd der Deutſchen Verfaſſungsgeſchichte ſich ausführlich beſchäftigt hat, ohne daß Hn Jacobs davon eine Kunde zugekommen zu ſein ſcheint. Ich mag mich freuen, daß die Unterſuchungen des Verfs in allem Weſentlichen nur beſtätigen, was dort ausgeführt iſt, und daß ich kaum zu irgend welcher Modification oder Ergänzung Anlaß finde.

Der Verf. hat beſonders Gewicht auf einen Satz gelegt und dieſen mit vielem Eifer verfochten, daß nämlich das Wort pagus bei Gregor und in andern Denkmälern der Zeit eine ſehr verſchiedene Bedeutung habe, bald eine große Provinz, bald einen ganz kleinen Diſtrict bezeichne, daß man alſo nicht von einer gleichmäßigen Eintheilung des fränkiſchen Reiches in pagi ſprechen könne, eine ſolche niemals vorhanden geweſen ſei, auch mit der Unterſcheidung von pagi majores und minores nichts gewonnen werde. Auch das entſpricht im Ganzen nur dem was dort S. 277. 278 kürzer dargelegt iſt. Wenn ich zugleich bemerkt habe, daß die Verbindung Galliens mit den deutſchen Landen, die Gleichſtellung der galliſchen civitates mit den deutſchen Gauen, die lateiniſch pagi genannt wurden, ohne Zweifel dazu beigetragen habe, dies Wort auch auf jene anzuwenden, während es urſprünglich und regelmäßig vielmehr die Unterabtheilung der civitas bezeichnete, ſo ſcheint mir dieſe Auffaſſung auch jetzt noch richtiger als was Hr Jacobs angibt, der nach langen Erörterungen zu dem Reſultat kommt, daß la période de désordre, qui suit l'établissement des Barba-

Digitized by Google

res, Alles verwirrt und durch einander geworfen habe (S. 56), während unter den Karolingern die Dinge Ordnung, die Worte eine feste Bedeutung angenommen hätten (S. 77). Ein näheres Studium der späteren Zeit würde ihn wohl von diesem Vorurtheil seiner Landsleute zurückgebracht haben: in der That zeigt sich in der Eintheilung des Reichs unter den Karolingern kaum weniger, fast könnte man sagen mehr Unordnung oder wenigstens Unregelmäßigkeit, Mannichfaltigkeit, als in der früheren Periode. Die gallischen civitates und die deutschen Gaue mit ihren Grafen treten in früherer Zeit in verhältnißmäßig großer Regelmäßigkeit entgegen. Wenn der Verf. außerdem der Meinung ist, daß den späteren pagi zum großen Theil die Gebiete der alten gallischen Völkerschaften zu Grunde lagen, so ist das wohl in manchen Fällen richtig, wird aber auf den späteren Sprachgebrauch schwerlich Einfluß gehabt haben. Dazwischen lag die römische Zeit, die eben von den civitates, den Gebieten der größeren unabhängigen Völker, als Unterabtheilungen die pagi unterschied, bei deren Bildung wohl auch weitere ethnographische Unterscheidungen und daneben, wie der Verf. ausführt, natürliche Gliederungen des Bodens in Betracht gekommen sein können, die aber doch zunächst eine administrative Bedeutung hatten, und in dieser auch in dem fränkischen Reich fortlebten, indem man hier die civitates den deutschen Gauen, die pagi den Hunderten gleichstellte und beide nun allerdings manchmal mit demselben Wort benannte, das eine gewisse unbestimmte Bedeutung, Landschaft, District (pays), hatte, aber doch vorzugsweise, man kann sagen in altem Sprachgebrauch für die kleineren Bezirke, in neuem für die civitates verwandt ward.

Ueber andere Benennungen der einen und andern

Digitized by Google

Gliederung des Reichs handelt Herr Jacobs kürzer und bringt nichts Neues bei, vermeidet auch nicht manche auffallende Irrthümer. So hält er mit Guérard die centena nur für eine spätere Institution, die sich erst aus den Einrichtungen Chlothochars und Childeberts entwickelt habe; wie er sich ausdrückt: alors de numérique elle est devenue géographique (S. 76). An einen Zusammenhang der condita mit der Hunderte denkt er nicht, sondern nennt sie »une très petite circonscription territoriale«, während die freilich schon Karolingischen Urkunden bei Pérard und Garnier die Identität der beiden Benennungen zeigen und der Letzte in seiner Einleitung zu der Ausgabe burgundischer Urkunden (Mémoires presentés par divers savants à l'académie des belles lettres et inscriptions. Antiquités de la France Vol. II. 1849) sehr befriedigend über sie gehandelt hat. Ganz unglücklich aber hat er bannus als Bezeichnung eines »petit territoire dépendant d'une localité« aufgeführt, da das Wort in der angeführten Urkunde nur Gerichtsbarkeit oder allenfalls Gerichtsbezirk bedeutet, diese selbst aber nimmermehr dem 8ten Jahrhundert angehört, sondern ein Machwerk ist frühestens aus dem Ende des 9ten. Da diese Ausdrücke bei Gregor alle nicht vorkommen, so konnte der Verf. sich der Behandlung derselben ganz entschlagen; ging er aber auf sie ein, so mußte wohl Genaueres gegeben werden, als hier geschieht.

Außerdem ist ganz fleißig, namentlich aus Gregor, aber auch aus andern Quellen, Manches gesammelt über duces, patricii, comites, rectores und andere Beamte. Doch enthält es nichts Eigenthümliches und gehört wenigstens in der Ausdehnung nicht zur Aufgabe des Vfs. Auch läuft Einzelnes sehr Wunderliche mit unter, so namentlich S. 70 die

Digitized by Google

Behauptung, daß die Rachineburgen, »qui tantôt figurent comme assesseurs«, mitunter auch erschienen »comme supérieurs des comtes et juges suprêmes«; dies soll aus dem Edictum Chilperici folgen.

Als beachtungswerth hebe ich dagegen aus diesem ersten Theil noch hervor den sehr entschiedenen Widerspruch, den der Verf. (S. 42 ff.) erhebt gegen die Ansicht älterer und neuerer Forscher (zuletzt von Desnoyers), daß sich ein Zusammenhang nachweisen lasse zwischen den pagis und der kirchlichen Eintheilung, eine Frage, die ja auch für unsere deutschen Verhältnisse ein großes Interesse hat und hier einer sichern Entscheidung noch keineswegs entgegengeführt ist.

Von größerem Werthe als der erste Theil erscheint mir der zweite: Explication des noms de lieux mentionnés par Grégoire de Tours (S. 81—154). Hier sind alle geographischen Namen, nicht bloß Orte, auch Flüsse, Landschaften ꝛc. alphabetisch aufgeführt und theils aus Gregor selbst, theils aus andern Quellen das Nöthige zur Erläuterung beigebracht. Dabei nimmt der Verf. auch auf geschichtliche Verhältnisse, namentlich auf die Theilung unter Chlothachar I. Söhnen nach dem Tode Chariberts im J. 567, Rücksicht und gibt an, welchem König damals die einzelnen civitates zugehört hätten: ein ganz deutliches Bild der Theilung, meint er, sei freilich nicht zu gewinnen.

An Einzelheiten mag sonst hervorgehoben werden, daß der Verf. die Thoringi Gregors wie ältere französische Historiker in den Tungern wiederfindet und von den entgegenstehenden Ausführungen deutscher Gelehrten keine Notiz nimmt; Dispargum, das Gregor in termino Thoringorum setzt und von dem er den Zug des Chlojo ausgehen läßt, in

Digitized by Google

Duysborch zwischen Löwen und Brüssel findet und sich hier der Uebereinstimmung mit Sprüner (so statt: Spruner) freut (eine Ansicht, die sich wenigstens immer noch eher rechtfertigen läßt, als die, welche an das niederrheinische Duisburg denkt, wie ganz neuerdings Lacomblet, Archiv für die Geschichte des Niederrheins III, S. 13, gethan*)); den campus Vogladensis, auf dem die Schlacht zwischen Chlodovech und dem Westgothenkönig Alarich geschlagen ward, nicht nach der gewöhnlichen Annahme bei dem Orte Vouillé, sondern nach einer Abhandlung in den Mémoires de la Société des Antiquaires de l'Ouest vom Jahr 1836, die, wie er bemerkt, in Frankreich wenig, und in Deutschland wahrscheinlich gar nicht beachtet ist, bei Voulon am Clain, 24 Kilometer südlich von Poitiers, ansetzt**). Etwas längere Auseinandersetzungen finden sich außerdem über den Arisitensis vicus, Ratiatensis vicus und den Namen Septimanien, doch mehr nach den Erörterungen, die Andere gegeben, als nach eigenen Untersuchungen.

Eine sehr angenehme Zugabe ist eine Karte Galliens mit allen von Gregor gebrauchten geographischen Namen. — Hn Jacobs, der auch schon ein

*) Wenn er geltend macht, daß in Urkunden des 11. Jahrh. die Formen Dispargo, Duspargo, Diuspargo vorkommen, so kann das schwerlich etwas austragen; man könnte selbst annehmen, falsche Gelehrsamkeit habe damals wie jetzt den alten Namen auf Duisburg übertragen.

**) Junghans in seinem fleißigen Buch über Childerich und Chlodovech schreibt p. 85 Vouglé am Clain, wohl ohne genaue Kenntniß der Localitäten und ihrer Namen. Vouillé, das ältere Franzosen meinten, liegt, wie Hr Jacobs bemerkt, nordöstlich von Poitiers an der Ausance. Lebeuf setzte schon das Schlachtfeld an den Clain, aber bei Vivonne. — Leo, Vorlesungen I, p. 346, hat, ich weiß nicht auf welche Autorität hin, Clouë.

Digitized by Google

paar andere kleine Schriften über die alte Geographie Frankreichs veröffentlicht hat, wird man mit Vergnügen auf diesem Gebiete weiter thätig sehen.

G. Waitz.

Berlin

Verlag von Wilh. Besser 1859. Der Brief an die Epheser als Lehre von der Gemeinde für die Gemeinde ausgelegt von Rudolf Stier, Dr. theol. (Auszug aus dem größern Kommentar für auch nicht gelehrten, weiteren Leserkreis). IV u. 427 S. in Octav.

Der vorliegende Commentar gibt sich zwar als eine Auslegung „für die Gemeinde" zu erkennen. Allein er ist keine erbauliche Erklärung, sondern hat im Ganzen eine wissenschaftliche Haltung, dergestalt, daß nichtgelehrten Schriftforschern Vieles darin dunkel bleiben wird. Daher er verdient, in diesen Blättern angezeigt zu werden.

Der Commentar ist ein Auszug aus dem größern Commentar des Verfs über den Brief an die Epheser. Er nennt ihn „eine kurze Auslegung". Aber diese kurze Auslegung hat doch fast den Umfang des Werkes von Harleß über denselben Gegenstand, sie umfaßt 427 Seiten. Und doch hat der Verf. die Polemik gegen fremde Meinungen durchaus vermieden, überhaupt nur sehr selten einen andern Ausleger angeführt, nur da, wo bei einem solchen nach seiner Ansicht ein besonders treffendes Wort sich fand, sonst durchweg nur seine eigne Auffassung mitgetheilt. Dazu hat er die von ihm angenommene Auslegung nicht vor den Augen der Leser entstehn lassen, sondern das Resultat der exegetischen Bemühung sofort thetisch hingestellt. Man wird nach diesen Bemerkungen von vorn herein auf eine ge-

Digitized by Google

wisse Breite des Buchs schließen dürfen. In Wahrheit leidet es an diesem Fehler. Bei dieser Weitschweifigkeit wird dem Leser der Text nicht lebendig und in hellem Lichte vorgeführt, sondern er tritt in die Ferne zurück.

Diese Weitschweifigkeit hangt mit andern Mängeln des Buches zusammen. Man vermißt an demselben häufig Klarheit, Schärfe der Auffassung und Nüchternheit. Es ist in den Text Manches eingetragen, was in demselben nicht steht; Worte, die in demselben eng verbunden sind, werden von einander getrennt, gar nicht oder von fern zusammengehörige enge zusammengebracht. Neue Erklärungen enthält das Buch sehr viele, wie es denn eine sehr selbständige Arbeit ist, aber man wird denselben sehr oft nicht beistimmen dürfen.

Uebrigens macht das Werk durchweg den wohlthuenden Eindruck, daß es mit großer Liebe angefertigt ist und verräth überall das ernsteste Streben, in die apostolischen Gedanken einzudringen und die ganze Fülle derselben zu entfalten.

Wir gehn zur Einleitung über. Daselbst wird behauptet, der Brief sei aus der Gefangenschaft in Rom geschrieben. Ein stichhaltiger Grund ist dafür nicht angegeben und läßt sich auch nicht angeben. Ebenso wenig freilich sind für die von Wiggers, Meyer, Reuß u. A. getheilte Annahme, daß der Brief in Cäsarea verfaßt sei, entscheidende Gründe beigebracht worden, wie denn auch die von Meyer geltend gemachten nicht schlagend sind. Es fehlen uns die geschichtlichen Data, um zu bestimmen, ob Rom oder Cäsarea der Ort der Abfassung für die Schreiben der Briefe an die Eph., Kol., und an Philem. ist.

Auch Stier ist es nicht entgangen, was häufig bemerkt worden, daß der Brief an die Eph. „eine

Digitized by Google

gewisse Allgemeinheit, einen gänzlichen Mangel an besondern Beziehungen auf das doch so enge persönliche Verhältniß oder sonstige Einzelnheiten darbietet, wie kein andrer Brief des Apostels." Er findet auffallend, daß „keine Erinnerung an den langen Aufenthalt des Apostels, ja kein einziger Gruß am Schlusse vorkomme." Den Schlüssel zu dieser auffallenden Erscheinung erblickt Stier darin, „daß der Br. jedenfalls nicht bloß an die Epheser geschrieben sei." „Die Adresse voran: den Heiligen zu Eph. im ersten Verse", sagt Stier, „war theils nach wichtigen Handschriften (?), theils andern Zeugnissen ursprünglich nicht vorhanden, sondern dafür bald eine offen gelassene Lücke, bald ein anderer Name. Woraus mit Recht geschlossen werden kann, daß jedenfalls ein an mehr als eine Gemeinde gerichtetes Rundschreiben vor uns liegt. Der Apostel hat höchst wahrscheinlich, ja so gut als gewiß, den sogenannten Epheserbrief an alle Gemeinden Asiens, wie auch in der Offenbarung Johannis eine Auswahl derselben bedeutsam hervortritt, bestimmt. Bekam der auch dort voranstehende Hauptort Ephesus den Brief natürlich zuerst, so könnte wiederum wie dort Laodicea die letzte Gemeinde gewesen sein und hieraus die merkwürdige Stelle Kol. 4, 16 sich erklären. Auch neben dem inhaltsverwandten Kolosserbriefe war ja doch sehr nützlich, als Commentar zu lesen das viel systematischer, vollständiger angelegte Rundschreiben, welches die Kolosser von Laodicea sich ebenfalls mittheilen zu lassen angewiesen werden." Es sind hier die beiden schon häufig aufgestellten Hypothesen mit einander verbunden, daß der vorliegende Brief ein Rundschreiben und daß er mit dem an die Laodiceer Kol. 4, 16 identisch sei, eine Combination, die auch schon früher versucht worden ist.

Der Brief an die Epheser soll nach Stier eher

geſchrieben ſein als der an die Koloſſer. Aber dagegen iſt entſcheidend Eph. 6, 21 καὶ ὑμεῖς. Nach dieſen Worten hat Paulus kurz zuvor einen andern Brief geſchrieben. Dieſer Brief iſt der an die Koloſſer. Vergl. Kol. 4, 7. Denn dieſer und der Brief an die Eph. ſind unmittelbar nach einander verfaßt, wofür einmal die große Aehnlichkeit beider ſpricht, und ſodann Kol. 4, 7; Eph. 6, 21. Den Brief an die Laodiceer kann Paulus bei den Worten Eph. 6, 21 nicht im Sinne haben, denn dieſer iſt eine gewiſſe Zeit vor dem Brief an die Koloſſer und vor dem gleichzeitigen Brief an die Epheſer geſchrieben, da Paulus in dem Schreiben an die Koloſſer 4, 15 die Laodiceer grüßen läßt.

Das Eigenthümlichſte, das die Einleitung enthält, iſt die Auffaſſung des Inhalts des Briefes. „Centrum und Peripherie deſſelben iſt nach St. die Gemeinde in Chriſto. Von ihrer Wahl, ihrer Bildung, ihrem Weg und Ziel handelt der erſte Haupttheil Kap. 1—3, der zweite 4—6 ermahnt ſie zum Wachsthum. Jeder der beiden Haupttheile iſt in wiederholter Dreitheilung nach dem Schema von Grund, Weg und Ziel angelegt, was ſich zugleich beziehn muß auf den dreieinigen Gott. Der Grund der Kirche kommt vom Vater her; der Weg kann nur durch den Sohn gehn, das Ende beſteht im Leben des Geiſtes. Dem entſprechen die Kap. 1—3 völlig. Jedes derſelben ſchließt mit einer gewonnenen Definition der Gemeinde. Im zweiten Haupttheil wird 1) der Grund, von dem Alles anheben muß, gelegt in der allgemeinen Ermahnung zur Treue eines Jeden, in ſeiner Gabe für Erbauung der Gemeinde 4, 1—16. 2) Der Mitteltheil 4, 17—6, 9 zeigt den Weg und Fortſchritt des Wachsthums der Gemeinde. Dieſer Theil zerfällt in 2 Abſchnitte, von denen der erſte die allgemeinen Chri-

Digitized by Google

ſtenpflichten, der zweite die ſog. Haustafel enthält. Die erſtern ſind wieder nach Grund, Weg und Ziel geordnet. Als Grund treten voran die Pflichten der neuen Geburt, Wahrheit und Liebe 4, 17—32. Sodann der Weg des neuen Wandels 5, 1—14. Zuletzt das Ziel der allgemeinen Chriſtenpflichten, die Weisheit 15—21. Endlich 3) der letzte Theil zeigt das Ziel der Gemeinde 6, 10—18. Eine Kritik dieſer Auffaſſung des Briefes kann hier nicht gegeben werden. Wir wollen uns darauf beſchränken, auf die Auslegung eines einzelnen Abſchnittes einzugehn. Wir wählen die Auslegung von 1, 3—14, deſſen Gliederung nach Stier durch die trinitariſchen Unterſchiede beſtimmt wird, wie nach ſeiner Anſicht im Großen Kap. 1—3, und der nach ſeiner Meinung in ſeinen einzelnen Abſchnitten nach dem Schema von Grund, Weg und Ziel, das durch den ganzen Brief hindurchgehn ſoll, disponirt iſt. Indeß wollen wir vorher einen Blick auf die Auffaſſung von 1, 1 u. 2 werfen.

Der Zuſatz διὰ θελήματος θεοῦ hat nach St. einen eigenthümlichen Sinn. „Leſen wir gleich weiter, wie V. 3—11 aus dem geoffenbarten Geheimniß des Wohlgefallens und Willens Gottes aller Zuſpruch dieſes Briefes tief hergeholt wird, ſo merken wir, was der Ap. bei jenen Worten im Sinne hat: ein Apoſtel durch Gottes Willen bringt keine andere Botſchaft, als eine freudige, das Evangelium von der Erlöſung.“ Aber das einfache Schriftwort hat dieſen Sinn nicht.

Ἅγιος ſoll nach St. Beides bezeichnen: den Anfang des Berufes, wodurch die Glieder der Gemeinde ausgeſondert ſind von Welt und Sünde für Gott, ſowie den herrlichen Reichthum des Erbes Gottes in dieſen ſeinen Heiligen, welche durch die überſchwängliche Größe ſeiner Kraft für Alle, die da glauben,

Digitized by Google

wesentlich geheiligt werden können und sollen." Das Erste ist richtig, das Zweite nicht, denn ἅγ. bezeichnet den Reichthum des Erbes Gottes nicht. Aber Stier schwebt das Richtige vor, wie man aus dem Relativsatze sieht, und wie sich weiterhin bei ihm zeigt, wenn er fortfährt: „zwar sind sie noch nicht, wozu er sie erwählt, heilig und unsträflich." Man sieht, er will in ἅγιος die habituelle Heiligkeit ihrer Potenz nach finden. Mit dem von St. Gesagten stimmt es nicht gut, wenn er schließlich bemerkt, in dem Sinne der göttlichen Auswahl zur Gemeinde heißen die Christen Heilige. In dieser Bestimmung ist überdies ungenau, daß St. den Begriff des Ausgesondertseins aus dem κόσμος und des Gottgeweihtseins, der in ἅγ. ursprünglich liegt, in den Begriff der göttlichen Auswahl zur Gemeinde umsetzt.

Ἅγιος und πιστός will St. so unterscheiden: „Nach der Wahl des Berufenden werden die Christen Heilige, doch nur im gläubigen Ergreifen und treuen Festhalten solcher Gnade verwirklicht sich ihr Beruf." Nur wenn man in ἅγ. dasjenige allein findet, wobei St. schließlich stehn geblieben, obwohl das nicht genügt, kann man ἅγιος und πιστός so unterscheiden. Nun aber gründet der Verf. auf jene Unterscheidung folgende Behauptung: „Hiermit hätten wir die zwei Haupttheile des Briefs; im ersten wird gezeigt, wie Gott in Chr. seine Gemeinde ausgesondert oder geheiligt hat und dem Ziele nach heiligen kann und will, der andere aber ermahnt, wie die Gemeinde fortan in des Glaubens Kraft sich soll heiligen lassen." Dagegen spricht, daß P. mit πιστοῖς die Eph. als solche bezeichnet, die bereits gläubig sind, daß schon in dem ersten Theile Kap. 1—3 der Glaube als bedeutsames Moment in der Gedankenreihe hervortritt 1, 13, 19; 2, 8; 3, 12;

Digitized by Google

3, 17. Nicht zu gedenken, daß St. den Inhalt des ersten Theils ungenau angegeben hat.

„Die zwei Worte (ἁ. und π.) sondern nach St. im Voraus die Gemeinde in ihre zwei Theile, in solche, die bloß im Sinne der Berufung Heilige heißen, es ist aber kein Verlaß auf sie, weil Treue und Glaube nicht in ihnen, und diejenigen, welche es durch treuen Glauben in der That sind. So läßt auch der Apost. die äußere Kirche in Ehren, treibt aber mahnend schon in diesem Anfang zur Wahrheit des Namens (!). Zwar nimmt er sich nicht heraus, die in Ephesus oder anderwärts Heilige sind, zu scheiden, gibt aber zu verstehn, daß sie vor Gott geschieden sind (!), unterdeß redet er freundlich, als ob alle dieselben Heiligen auch Gläubige wären (!)." Wo steht in den anspruchlosen Worten des Textes eine Andeutung von dem Allen?

Die Stellung der Worte Χριστοῦ Ἰησοῦ und Ἰ. Χρ. findet der Verf. bedeutsam: „Die Verkündigung des Boten geht zunächst von Jesu aus und predigt, daß er der Christ sei, der Glaube der Heiligen hält sich sogleich als Chr."

Den Gedankengang von V. 3—14 hat St. so aufgefaßt: „Vom Vater her leitet ganz Kap. 1 zuerst den Ursprung der Gemeinde, wiederum V. 4—14 nach der Zusammenfassung von V. 3 kann sich nur in Bezug auf den Vater, Sohn und Geist entfalten. Bleibt nicht V. 4—6 zunächst bei des Vaters Rath und That, der Gnade, womit er uns begnadigt hat? Beginnt nicht V. 7 der nähere Bezug auf diesen geliebten Sohn, der mit V. 12 deutlich abschließt? Ist nicht 13 und 14 sonderlich erst von dem Geist die Rede, der durch das Zeugniß des Wortes vermittelt den Glaubenden als Pfand des Erbes kommt? Diese drei Abschnitte bezeichnen

Digitized by Google

sich sehr deutlich dadurch, daß jeder (V. 6. 12. 14) schließt: „zu Lobe seiner Herrlichkeit (des Vaters)." Die Dispositon in V. 3—14 ist eine andere. Der Abschnitt enthält eine Lobpreisung Gottes für seine Segnungen in Chr. V. 3. Dieser Segen entfaltet sich nach folgenden Seiten: 1. Gott hat denselben uns verliehen demgemäß, daß er uns in Chr. zur Kindschaft erwählt hat, 2. der Segen besteht vor allem (vgl. *πάσῃ εὐλογίᾳ* V. 3 mit *ἔχομεν τὴν ἀπολύτρωσιν*) darin, daß wir in Chr. Vergebung der Sünden haben, 3. Gott hat den Segen uns kund gethan und damit alle mögliche Weisheit uns verliehn, 4. in Christo sind wir zu dem Segen berufen (nach der richtigen Lesart *ἐκλήθημεν*), wir Judenchristen 12 und ihr Heidenchristen 13 und 14. Stier hat nichts für sich, als daß V. 6. 12 u. 14 *εἰς ἔπαινον τῆς δόξης αὐτοῦ* vorkommt. Aber V. 12 schließt mit diesen Worten gar nicht ab. Was gegen St. indeß besonders spricht, ist dieses, daß er die offenbare Partition in *ἡμᾶς τοὺς προηλπικότας* und *καὶ ὑμεῖς* 12 und 13 gänzlich ignorirt. Wenn er ferner sagt, mit V. 7 beginne der nähere Bezug auf den Sohn, so ist dies einmal zu unbestimmt und überdies unrichtig, da V. 7 vgl. mit V. 3 angibt, worin der Segen V. 3 besteht. Endlich wo ist V. 8 und 9 die nähere Beziehung auf den Sohn ausgedrückt?

Weiter findet St. in V. 4—6 folgende Disposition: „Schon 4—6 sehen wir wieder Dreitheilung nach Grund, Weg und Ziel. Nur so ordnen sich die drei Hauptsätze: der Vater hat uns erwählt im ewigen Grunde — verordnet, daß unser Weg der Kindwerdung durch den Sohn gehn soll — als nun dieser Rath zum ersten, grundlegenden Ziel seiner Erfüllung kam, wirklich begnadigt mit der im Geist

Digitized by Google

empfangenen Gnade.“ Man sieht nicht recht, was es eigentlich sein soll, das nach seinem Grunde, Wege und Ziel beschrieben wird. St. sagt, es sei der Weg, wie man die Kindschaft erlange, angegeben. Daneben aber redet er von dem Grunde der Erwählung und, wie es scheint, deren Ziele. Wie kann dann aber hier eine Dreitheilung nach Grund, Weg und Ziel Statt finden? Richtig ist an dem von ihm Gesagten, daß V. 4 der Grund der Erwählung mit ἐν αὐτῷ angegeben wird. Auch das Ziel derselben wird genannt, aber V. 4 in εἶναι ἡμᾶς κ. τ. λ. und V. 5 in εἰς υἱοθεσίαν, so wie deren letztes Ziel in V. 6 εἰς ἔπαινον κ. τ. λ. Aber das Ziel der Erwählung findet Stier nicht in dem Angegebenen, sondern seinem Schematismus zu Lieb in den Worten ἐν ᾗ ἐχαρίτωσεν κ. τ. λ. In diesen Worten ist nicht davon die Rede. Sie wiederholen nur den Gedanken V. 3 und sind von P. zugefügt, um einen Uebergang zu der Aussage in dem folgenden ἐν ᾧ ἔχομεν zu haben. Der Verf. fährt fort: „Durch alle Stufen der begrifflichen und geschichtlichen Willkür muß der Vater als der Grund, der Sohn als der Weg, der (völlig anzueignende) Geist (!) als das Ziel der Gemeinde sich zeigen.“ Auffallender Weise ist es jetzt die Gemeinde, deren Grund, Weg und Ziel angegeben wird. Aber wo steht von der Gemeinde ein Wort in unsern Versen? Mit welchem Rechte kann St. als Ziel der Gemeinde den völlig anzueignenden Geist bezeichnen, von dem kein Wort gesagt ist?

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Juni 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: „Der Brief an die Epheser als Lehre von der Gemeinde für die Gemeinde ausgelegt von Rud. Stier."

„In dieser Dreifachheit, heißt es weiter, schlingt sich eine doppelte Reihe von Grundgedanken, sofern jedesmal der Gottesthat oder Gottesgabe ihr Ziel gegenübertritt: erwählt hat uns Gott zur Heiligkeit, verordnet zur Kindesannahme, begnadigt in dem, d. i. doch wohl auch zur zunehmenden Einpflanzung in den Geliebten." Aber für die Worte: in dem Geliebten, ἐν τῷ ἠγ., darf man nicht ohne Weiteres substituiren: zur zunehmenden Einpflanzung in den Geliebten. Stier sagt ferner: „Wenn Erwählung, Verordnung und Begnadigung wie Grund, Weg und Ziel fortschreitet ꝛc." Es ist aber nicht einzusehn, wie Erwählung und Verordnung wie Grund und Weg sollen fortschreiten können; beide bezeichnen wesentlich dasselbe.

Betrachten wir jetzt, wie St. diese Verse im Einzelnen interpretirt.

Digitized by Google

Nachdem er behauptet: der Gott und Vater Jesu Christi V. 3 das ist eine eng zusammengehörige Einheit", sagt er weiter: „Schon das also ist die Wurzel des neuen Verhältnisses zu Gott, in welches wir treten, daß durch die Gemeinschaft mit Jesu sein Gott unser Gott, sodann freilich zugleich, um der Einheit willen, die hier Statt findet, sein Vater unser Vater wird." Eine Bemerkung, zu der der Text keine Veranlassung gibt.

Wenn der Apost. V. 4 *πρὸ καταβολῆς κόσμου* schreibt, um zu bezeichnen, daß die Auswahl Gottes vor aller Zeit geschehen sei, so meint St.: „Absichtlich stark wird von Gründung, vom Anbeginn geredet, weil die selbst wieder in Stufen sich entwickelnde Schöpfung nach einem zuvor bedachten Rath und gleichsam Grundriß tief angelegt ist." Nicht minder ist es nicht zutreffend, wenn es weiter heißt: „Wie vom A. T. her die Weltschöpfung als das bekannte Anfängliche nur vorausgesetzt wird, so tritt dies anderseits für ehemalige Heiden als eine neue Elementarlehre auf." Hätte P. diese Elementarlehre betonen wollen, so würde er sich anders ausgedrückt haben. Ferner läßt sich nicht einsehn, wie der Verf. zu der Bemerkung hier kommt: „Desgleichen lehrt und predigt das Evangelium voran mit der Schöpfung den Fall des Menschen, um so zu verkündigen als aufgeschlossenes Geheimniß, daß vor diesem vorausgesehenen Abfall, auf daß der Welt gelegter Grund dennoch fest liege, der Schöpfer schon die Erlösung zuvor bedacht habe."

Ἅγιος καὶ ἄμωμος ist nach dem Vf. „wohl zu verstehn, wie jetzt gewiß heilig von innerer, wahrhaftiger Heiligkeit gelten muß, denn jetzt wird aus dem voraus gegebenen Namen des Berufes V. 1 das Ziel desselben hervorgenommen, in ihm aufge-

Digitized by Google

deckt." Die angenommene Bedeutung von ἅγ. und ἄμ. ist unrichtig, weil die folgenden Verse 5. 6. 7. sie unmöglich machen.

Bei V. 5 äußert St.: „Aus Gottes Liebe allein, der im Glauben ergriffenen, kommt unsere Lust und Kraft zur Heiligung, das allein ist der Weg zu dem Ziel, einst heilig und unbefleckt vor ihm erfunden zu werden." Aber durch ἐν ἀγάπῃ will P. nicht angeben, wie wir heilig und untadelhaft vor Gott werden, sondern es zeigt die Gesinnung Gottes auf, in der er uns zur Adoption vorherbestimmte.

Ueber προορίζειν sagt St., es sei „nicht ganz einerlei mit ἐκλέγειν." Man muß danach glauben, es sei nur ein unbedeutender Unterschied zwischen beiden. Dazu stimmt aber nicht, daß vorher S. 22 bemerkt war, Erwählung und Verordnung schreite wie Grund und Weg vor. Jene Behauptung ist übrigens ebenso wenig haltbar, als diese. Weder Meyer (A. 2)*) noch Rückert, welche den Aor. betonend προορίσας als vorhergehend, ἐξελέξατο als nachfolgend dachten, ist es gelungen, die beiden Ausdrücke so zu unterscheiden, daß προορ. als das Erste, ἐξελ. als das Nachfolgende angesehen werden kann.

Das Verhältniß von V. 5 und 4 gibt St. S. 29 so an: „Hier in V. 5 ist nicht mehr die Auswahl an sich der Hauptgedanke, sondern die nähere Bestimmung derselben: zur Kindannahme durch Christum." Aber man darf hier διὰ Ἰησοῦ Χριστοῦ nicht betonen, da schon V. 4 ἐν αὐτῷ

*) Mit Recht hat jetzt Meyer A. 3 sich dafür erklärt, προορ. und ἐξελ. fielen als gleichzeitig zusammen, und die praedestinatio und electio bezeichneten der Sache nach dasselbe.

Digitized by Google

ſteht und daſelbſt vor die Finalbeſtimmung εἶναι ἡμᾶς κτλ. getreten iſt, dagegen διὰ Ἰ. Χ. hinter εἰς υἱοθεσίαν ſeinen Platz hat. Ueberdies iſt es unrichtig, daß erſt V. 5 die nähere Beſtimmung der Auswahl an ſich folgen ſoll. Denn bereits V. 4 hat P. durch εἶναι ἡμᾶς κτλ. näher beſtimmt, wozu uns Gott erwählt hat. Wenn endlich nach dem Angeführten der Verf. das Hauptgewicht in V. 5 auf διὰ Ἰ. Χ. legt, ſo legt ers — im Widerſpruch mit ſich ſelbſt — auf der Seite zuvor (28) auf εἰς υἱοθεσίαν. Daſelbſt ſagt er nämlich: „Dem erſten Beſchluß, uns anzunehmen und zu heiligen, folgt die nähere Beſtimmung, wie und wodurch das allein geſchehen kann und ſoll. Nämlich in der Kindſchaft durch Chr.“ Uebrigens iſt auch das ungenau. Das wahre Verhältniß von V. 4 und 5 iſt dieſes, daß hier der Gedanken von V. 4 noch einmal ausgeſprochen wird, ſo jedoch, daß einige Nebenmomente anders oder neu hervortreten. Zuerſt ἐν ἀγάπῃ, worin der ethiſch theologiſche Charakter der Anſchauung des P. von der ewigen Gnadenwahl ſich ausdrückt. Sodann wird das Ziel unſrer Erwählung vollſtändiger angegeben, als V. 4. Während ferner V. 4 ἐν Χ. ſtand, ſo ſteht V. 5 διὰ Ἰ. Χ. Endlich wird V. 5 die Abſolutheit des göttlichen Willens bei dem προορίζειν mit κατὰ τὴν εὐδοκίαν τοῦ θελήματος αὐτοῦ hervorgehoben.

Auffallend iſt weiter, wie St. den Uebergang von V. 6 zu V. 7 ſich denkt. „So hat der Apoſtel das „Uns“ im Namen aller je und je Gläubigen ſprechend, einen engſten Gedankenkreis geſchloſſen (?), worin des Vaters Rath voranſteht, das der Erwählung und Verordnung gemäße Begnadigen (wiewohl es die geſchenkte Fülle ſchon in ſich trägt), doch im Anfange der wirklichen Erlöſung, Verſöhnung als

Digitized by Google

das ersterreichte Ziel (!) der Ausführung des Rathes erscheint. Nun erst kann er neu anhebend näher zum Sohne rücken, denn das Verhältniß des Einzelnen zur Kirche ist allerdings voran abhängig von seinem Verhältniß zum Sohne." Abgesehn davon, daß „denn" nicht einleuchtet, hebt P. durchaus nicht von neuem an, rückt auch nicht näher zum Sohne heran als V. 3 — 6, wie denn ἐν ᾧ gar keinen Ton hat.

V. 7—12 soll einen neuen Gedankenkreis bilden, welcher nun die wirklich aufgerichtete Haushaltung und Anstalt im Sohne vor uns entfaltet. In der bisherigen dreifachen Doppelreihe der Begriffe zielte doch alles noch, vom Liebesrathe des Vaters her gefaßt, auf Christum hin." Dieses ist in den Text eingetragen. „Nun aber thut sich die angebrochene Fülle der Zeiten und mit ihr die Oekonomie des Sohnes auf, nun giebt's ein: Wir haben!" Wie wenig diese Unterscheidung von V. 7 — 12 und 4 —6 stichhaltig ist, ergibt sich, wenn man den Relativsatz V. 6 ἧς ἐχαρίτωσεν ἡμᾶς κτλ. mit 7 ff. vergleicht. „Wieder 3 Grundbegriffe, in denen sich diese Oekonomie gründet, fortführt, vollendet: den Grund legt die Erlösung im nächsten Sinne, den Fortgang vermittelt die überschwängliche Mittheilung der Gnade zu Weisheit und Erkenntniß, der Abschluß zeigt sich in der Zusammenfassung, wodurch dann erst nach allen Zeiten die Haushaltung ausgeführt sein wird." Aber wo hat P. angedeutet, daß er hier von den drei Grundbegriffen reden will, in denen sich jene Oekonomie gründet, fortführt, vollendet? Hätte er Letzteres thun wollen, so mußte der dritte Grundbegriff ebenso selbständig erscheinen, als die beiden andern. Dies ist aber nicht der Fall; ἀνακεφαλαιώσασθαι κτλ. ist nur ein Re-

Digitized by Google

benmoment in der Gedankenreihe. Dazu hat St. nicht erkannt, daß V. 8 erst durch V. 9 sein Licht empfängt. Wenn endlich Paulus, wie es wirklich der Fall ist, V. 8 und 9 den Gedanken ausgesprochen hat: Gott hat den Segen in Chr. uns kund gethan und damit alle mögliche Weisheit gnädig uns verliehen, und wenn wir ohne Zweifel γνωρίσας ἡμῖν τὸ μυστήριον κτλ. so zu verstehen haben, durch Christi Wort habe Gott uns dieses Mysterium kund gemacht, so muß man offen einräumen, was freilich die Exegeten nicht gethan haben, daß streng genommen V. 8—10 vor V. 7 stehn sollte. Dann aber kann davon keine Rede sein, daß V. 7 der Grund, V. 8—10 der Fortgang und das Ziel der Heilsökonomie aufgezeigt werde. Stier fährt fort: „Wiederum treten zu diesen drei großen Worten drei gegenüberstehende Bestimmungen, zwar nicht mehr, wie vorhin, grade sämmtlich Ziel oder Zweck anzeigend, aber doch wieder ähnlich zurückführend in ihrem Zusammenhange. 1. Erlöset sind wir nach dem Gnadenreichthum, d. h. dazu, daß dieser Reichthum in uns mittheilend ausgebreitet werde — mithin darin wieder voran das Ziel dem Grunde gegenüber. 2. Die überschwängliche Mittheilung widerfährt uns zur Erkenntniß des Geheimnisses seines Willens, des neuen Geistesgesetzes in Christo, wonach Alles durch die Gnade in ihm zu Stande gebracht wird bis zur Vollendung, das ist der uns aufgethane Weg. 3. Diese vollendende Verfassung geschieht nach V. 11 und 12 auf den Grund und geschichtlich entwickelnd aus dem Grunde der in Israel, dem Erbe Gottes, bereits vorhandenen Verordnung für Christus und in Christo.“ Allein 1. V. 7 steht nichts davon, daß wir erlöst sind, damit der Gnadenreichthum in uns mittheilend ausgebreitet

werde. Wenn St. in ἐν ᾧ ἔχομεν τὴν ἀπολύτρωσιν den Grund findet, in κατὰ τὸ πλοῦτος κτλ. das Ziel, so folgt vielmehr jenes aus diesem. Das unter 2 und 3 Bemerkte hat im Texte keinen Halt.

Die Verse 11 und 12 werden von St. so aufgefaßt: „Jetzt eigentlich beginnt die subjective Aneignung des Heils oder die wirkliche Einführung in das göttliche Reich; doch wird nur so davon gesprochen, daß die erste, vorläufige Berufung und Annahme Israels hervortritt. Denn zur Entwicklung der Oekonomie gehört es, daß den Zeiten der Erfüllung auch Zeiten der Verheißung zum Hoffen vorangingen. Es ist ja noch rückständig, nachdem das Ziel in dem Sohne gezeigt worden, eine Bestimmung dazu, welche wieder in den Grund und Anfang zurückführt. Die Verfassung unter ein Haupt beruht auf und wächst hervor auf dem Grunde einer (fürs Erste sonderlichen) Verordnung zu Gottes Erbtheil. So hat der Apostel jetzt noch zu nennen (als Uebergang zum erst V. 15 rein heraustretenden persönlichen Aneignen) den historisch vermittelnden Anfangsgrund für die Oekonomie Gottes in Christo, die Voranstalt, aus welcher die Anstalt der Gemeinde als aus einem Keime wächst." St. beruft sich auf τοὺς προηλπικότας V. 12, diese Bezeichnung sei nur von den Israeliten zu verstehn, ebenso deutlich laute es: ἐκληρώθημεν, wir sind das Erbtheil geworden, Gottes Erbe nämlich, eigenthümlich Volk. Auch hier kann man St. nicht beistimmen. Die relativ selbständige Bedeutung, welche V. 11 in dem ganzen Abschnitt hat, ist von ihm verkannt. Unmöglich kann der Apostel den Gedanken haben ausdrücken wollen, die Verfassung unter ein Haupt wachse hervor aus dem

Digitized by Google

Grunde einer Verordnung zu Gottes Erbtheil, weil der Satz V. 11 eine viel größere Selbständigkeit als der V. 10 hat. Hätte St. Recht, so müßte das Gegentheil im Texte der Fall sein. Dazu kommt, was die Hauptsache ist, daß V. 11 nur von den Christen im Allgemeinen verstanden werden kann. Es ist gar keine Andeutung von P. gegeben, daß er die Israeliten meint, während er sehr deutlich anzeigt, daß er V. 12 von den Judenchristen, V. 13 von den Heidenchristen spricht. Wenn St. sich auf ἐκληρώθημεν beruft, so ist zu entgegnen, daß ἐκλήθημεν gelesen werden muß, daß jenes nicht heißen kann: wir sind das Erbtheil Gottes geworden, sondern: wir sind des Erbtheils theilhaftig geworden, und daß dieser Ausdruck nicht im ATlichen, sondern im NTlichen Sinne von dem idealen messianischen Erbgut verstanden werden muß, wie aus Stellen, wie Kol. 1, 12 u. a. hervorgeht. Dabei ist St. im Unklaren, welche Israeliten V. 11 von P. gemeint sein sollen. Einmal, sagt er, „der Apostel rede nicht sowohl von Israel insgemein, als vielmehr von den Gläubigen aus Israel, welche, da Chr. kam, zuerst in Wahrheit Gottes Erbe wurden." Gleich darauf: „So gewiß Gottes Vorherbestimmung keine willkürlich auswählende Prädestination ist, ebenso gewiß bezeichnet hier der Apostel alle Israeliten nach dem Fleisch.

Endlich V. 13 und 14 sieht St. als den dritten Abschnitt an. „Hier ist", wie er S. 21 sagt, „sonderlich von dem Geiste die Rede." „Der persönlichen Aneignung des nun gekommenen Heiles für den Glauben — denn das ist doch wohl das Versiegeln durch den Geist — dieser Aneignung erster Grund ist das vom Geist gegebene Wort. Sofort aber bringt dasselbe Wort auch den Glaubenden den Geist,

Digitized by Google

d. h. also versiegelt sie — dies ist der vermittelnde Weg, sie zu bereiten und zu bewahren für die schließlich vollkommne Erlösung, welche das Ziel aller Ziele ist.“ Also dasselbe Schema wie vorher: Grund, Weg und Ziel. Aber es ist nicht dasselbe: das Wort bringt den Gläubigen den Geist, und: das Wort versiegelt sie. Versiegeln heißt bestätigen. Wessen die Leser versiegelt sind, sagt Paul. mit den Worten *εἰς ἀπολύτρωσιν — αὐτοῦ*. Der Sinn ist der: Ihr seid vergewissert, daß ihr Theil haben sollt an der Erlösung, die dem Eigenthum Gottes bevorsteht, und daß ihr ein Gegenstand für Andere werdet, Gott zu loben. Da *ἐσφραγίσθητε* und *εἰς ἀπολύτρωσιν κτλ.* enge zusammengehören, so ist es unstatthaft, mit St. diese Worte zu scheiden und zwei Momente daraus zu machen. Nicht abzusehn ist es ferner, wie *ἐσφραγίσθητε* den vermittelnden Weg soll bezeichnen können. Endlich ist es ungenau, in diesen beiden Versen die persönliche Heilsaneignung zu finden. Dieselbe liegt nur in den Worten *ἐν ᾧ — ὑμῶν*, und auch da nur implicite.

K. Gunkel.

Wien

Aus der kaiserlich-königl. Hof- und Staatsdruckerei 1859. Die typologischen Bilderkreise des Mittelalters von Dr. Gustav Heider. — Vortrag gehalten im Alterthumsvereine am 9. Decbr. 1859. 32 S. in Octav.

Ein kleiner schätzenswerther Beitrag auf dem von Dilettanten aller Art arg zugerichteten Gebiete mittelalterlicher Symbolik, auf den wir die Aufmerksamkeit der Leser dieser Blätter um so mehr hinzulenken für nöthig erachten, als das Schicksal so we-

Digitized by Google

nig umfangreicher Arbeiten sehr häufig das ist, bald vergessen oder ganz übersehen zu werden. Erschöpfendes zu leisten, ist nicht die Sache eines Vortrages und hat daher der Verf. vorliegender Schrift auch keineswegs erstrebt. Dagegen müssen wir dem an die Spitze gestellten Grundsatz, welcher der Kritik auf diesem schlüpfrigen Gebiet einzig und allein einen gewissen Halt zu bieten im Stande ist, unsre volle Anerkennung zollen, der Betonung und dem Nachdruck nämlich, welcher auf die Bestiarien und Thierbücher als Quellenkunde für mittelalterliche Symbolik gelegt wird (S. 8). Die beiden zu diesem Zweck ausgewählten Beispiele vom Adler und dem Löwen, wie deren Deutung auf einem Reliquarium des Stiftes Kremsmünster (S. 11) sind schlagend. Indeß, ich zweifle nicht, man wird weiter gehen müssen, wenn man zum Kern dringen will. Nicht nur die Thierbücher des Mittelalters, auch die naturwissenschaftlichen Fabeln und Sagen der alten Welt, vor Allem die Naturgeschichte des Plinius, werden zu diesem Zweck durchstöbert werden müssen, wenn es sich ernstlich darum handelt, der Sache auf den Grund zu kommen. Der symbolischen Bedeutung der Bäume (S. 11) und der Steine (S. 13) wird nur vorübergehend Erwähnung gethan, um nach Abfertigung der symbolischen Auffassung der Natur um so ausführlicher bei der der alttestamentarischen Begebenheiten und ihrer Beziehungen zum neuen Testament (S. 14) zu verweilen. Diese indirecte Redeweise der altchristlichen Zeit, bei der man anfänglich die neutestamentlichen Vorgänge, auf welche es gemünzt war, noch gänzlich verschwieg und die angeblich entsprechenden des alten Testamentes gradezu substituirte, scheint uns die älteste urchristliche Form, die aus einer Scheu

hervorgegangen ist, jener nicht unähnlich, die den frommen Juden den Namen Gottes auszusprechen verbot. Ebenso alt, wo möglich noch älter, sind die bekannten altchristlichen Symbole „der Fisch", „die Leier", das Schiff" ꝛc., deren der Vortragende nicht besonders gedacht hat, bei denen das Tertium comparationis herauszufinden oft noch schwieriger ist, als bei der eben erwähnten Gattung. Daß wir auch hier es nur mit christlich umgedeuteten Bildzeichen zu thun haben, ist von mir erst kürzlich in meinem System des christlichen Thurmbaues bei Erwähnung des Pfaues und des Phönix (S. 37 Anm. 1) und der Kreuzform (S. 21 A. 6) ausgesprochen worden.

Bei weitem selbständiger und schöpferischer, als hier, tritt der christliche Geist in der wirklichen Paralleliſirung alt- und neutestamentlicher Begebenheiten, die dem Gedanken der Zeit nach in einer geistigen Verbindung stehen sollen, auf. Der mehr dogmatische und litterarische als rein künstlerische Ursprung dieser das ganze Mittelalter hindurch üblichen und daher typisch gewordenen Anordnung erhellt aus einzelnen dahin zielenden Aussprüchen der Kirchenväter, deren einige der Verf. erwähnt (S. 15), nicht weniger, als aus dem noch sehr seltenen Vorkommen dieser Composition in den Katakomben. Ihren Höhepunkt erreicht diese Auffassungsweise erst im 12ten und 13ten Jahrh., der Blüthezeit des Mittelalters (S. 16). Als Beispiel dieses typologischen Bilderkreises wird das Email-Antipendium des Stiftes Klosterneuburg aus dem 12ten Jahrh. angeführt. Mit dem Wörtlein „zuerst", das der Verf. bei dieser Gelegenheit gebraucht, wollen wir es nicht zu genau nehmen. Nach Beda brachte Abt Benedikt Biscopius schon 683 seinem Kloster

Digitized by Google

aus Rom 4 Bilder mit, deren Gegenstände Parallelen des alten und neuen Testamentes bildeten: „Isaac, der das Holz zu seinem Opfer trägt“ und „Christus das Kreuz tragend“, „die eherne Schlange des Moses“ und »filium hominis in cruce exaltatum.« Das sind Gedankenspiele, über die wir ebenso wenig den Stab brechen, als sie der Neuzeit zur Nachahmung empfehlen möchten, wie Hr Heider (S. 31) und Hr Schnaase thun.

Als einen zweiten nah verwandten Bilderkreis betrachtet Hr Heider die Darstellungen der sogen. **Biblia pauperum**. Es ist dem Verf. geglückt, nachzuweisen, daß dieses im letzten Viertel des 15ten Jahrh. gedruckte Werk (S. 22) durchaus nicht, wie man bisher annahm „das geistige Product eines mit dem zerstreuten Typenschatze unsrer Vorfahren vertrauten Zeitgenossen ist“, sondern „daß man es hierbei mit dem bloßen wortgetreuen Abdrucke einer viel älteren Schriftquelle zu thun hat“ (S. 18). Die älteste Handschrift von den bis jetzt bekannt gewordenen stammt aus dem Beginn des 14ten Jahrh. (S. 20); im Ganzen zählt Hr Heider ihrer bereits sieben (S. 20—23) auf, von denen einzelne sehr nahe verwandt sind: die älteste derselben aus dem Stift St. Florian wird von ihm als eine der schönsten Blüthen der Kunst des 14ten Jahrh. in Bezug auf die Zartheit der Gestalten und die Feinheit der Empfindung gepriesen (S. 21).

Der letzte Theil des Vortrages beschäftigt sich mit der Entartung und dem allmählichen Verfall der typologischen Bilderkreise, wie er durch das Hervortreten des subjectiv-künstlerischen Geistes der Reformationszeit herbeigeführt wurde. Auch in dieser Hinsicht freut es uns, von Herrn Heider eine dem Stand der Wissenschaften gemäße ruhige und von

Digitized by Google

dem religiösen Standpunkt ungetrübte, ja das Recht der Neuzeit theilweise wenigstens anerkennende Auffassung ausgesprochen zu finden. Die Bedeutung des (auf 1 Mos. 48 V. 13 bezüglichen) Titelbildes, dessen im Vortrag gar nicht Erwähnung geschieht, ist uns unklar geblieben.

Wilhelm Weingärtner.

Paris und Genf

Joël Cherbuliez, Libraire 1859. Les origines Indo-Européennes ou les Aryas primitifs. Essai de Paléontologie linguistique par Adolphe Pictet. Première Partie. VIII u. 547 S. in Octav.

Der Hr Verf. des vorliegenden Werkes, welcher sich um die genauere Erkenntniß der Stellung, welche die celtischen Sprachen im indogermanischen Sprachstamm einnehmen, Verdienste erworben hat, hat hier eine Arbeit begonnen, welche dessen Gesammtgebiet ins Auge faßt. Vermittelst der Wörter, von welchen sich mit Sicherheit, oder hoher Wahrscheinlichkeit annehmen läßt, daß sie schon vor der Sprachtrennung existirt haben, will er den Culturzustand darstellen, auf welchem sich das Volk befand, welches diejenige Sprache sprach, die die einheitliche Grundlage aller zum indogermanischen Sprachstamm gehörigen gebildet hat. Das Werk schließt sich demgemäß in seiner Aufgabe an mehrfache Untersuchungen in Jac. Grimms Geschichte der deutschen Sprache und an die kleine, aber treffliche Arbeit von Kuhn, „zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker“ abgedruckt in den „Indischen Studien“ I, 321—364. Doch hat Hr Pictet sein Werk in einem viel umfassenderen Umfang angelegt und strebt nach Vollständigkeit, was, wenn gleich es manche Nachtheile

Digitized by Google

herbeigeführt hat — nämlich Hineinziehung von Wörtern und Vergleichungen, welche für die eigentliche Aufgabe völlig nutzlos sind — doch im Allgemeinen Anerkennung verdient.

Was die Einrichtung des Werks betrifft, so zerfällt der vorliegende Theil in ein Avant-propos (S. 1—26) und zwei Bücher. Das erste „Ethnographie et Géographie« (S. 27—148) behandelt zunächst eine Menge Völkernamen, welche größtentheils außerhalb der Aufgabe des Werks und den Origines sehr fern liegen; dann die klimatischen Bezeichnungen: Namen „für Winter, Schnee" ꝛc., endlich geographische, wie für „Meer, Berg" ꝛc. — Das zweite Buch überschrieben »Histoire naturelle« (S. 149—533) behandelt die naturgeschichtlichen Namen, zunächst für Mineralien", dann Pflanzen, endlich Thiere. S. 535—539 gibt Conclusions générales de la première partie.

Die Aufgabe ist eine schöne und eine sorgfältige Ausführung derselben wäre in der That geeignet, uns ein keineswegs ärmlich ausgestattetes Bild jener uralten Zeit vorzuführen. Allein so sehr wir auch geneigt sind, manches Gute in der vorliegenden Arbeit anzuerkennen, so scheint mir der Herr Verf. doch schon dadurch sehr gefehlt zu haben, daß er, wie schon bemerkt, so sehr Vieles aufgenommen hat, von dem sich weder mit Sicherheit, noch mit Wahrscheinlichkeit behaupten läßt, daß es der zu schildernden Zeit angehöre. Denn dies läßt sich nur von solchen Wörtern annehmen, welche nicht nur in ihren Elementen völlig identisch sind, sondern auch zugleich in mehreren Sprachen erscheinen. Denn da die Elemente auch nach der Separation den Einzelsprachen größtentheils verblieben sind oder entschieden verbleiben konnten, so konnten

Digitized by Google

sich in ihren Elementen gleiche Wörter auch unabhängig von einander in den verschiedenen Sprachen nach der Trennung bilden. So würde z. B. irisch aibheis, selbst wenn es (nach S. 119) mit ſſkr. avisha identisch wäre — woran ich für meine Person stark zweifle — keineswegs für die Existenz eines mit beiden identischen Wortes im Mutterstock entscheiden, da das Verbalthema sowohl als das Suffix dem Stamm, welcher an der Spitze der Celten stand, gefolgt und daraus auch nach der Separation das Wort selbständig gebildet sein konnte. Von den S. 120 besprochenen seo ꝛc., bemerkt der Hr Verf. selbst, daß sie für seine Aufgabe keine Bedeutung haben. Die Weglassung aller derartigen Zusammenstellungen würde das Werk sehr verkürzt und seine eigentliche Aufgabe — das Bild des Culturzustandes vor der Separation — viel reiner und bestimmter und zweifelloser gemacht haben. So wie es jetzt vorliegt, stößt man jeden Augenblick an und vergißt über die vielen, nicht dem eigentlichen Zweck dienenden etymologischen Untersuchungen die eigentliche Aufgabe. Es verwandelt sich während des Studiums aus einem Essai de Paléontologie, wie der Hr Verf. seine Aufgabe recht hübsch bezeichnet hat, in eine Reihe etymologischer Forschungen von zum größeren Theil sehr zweifelhaftem Werth.

Denn wenn gleich auch im Einzelnen manches Anerkennenswerthe geboten ist, so ist doch das Ganze auf eine Weise behandelt, welche weit entfernt ist, dem jetzigen Stande der indogermanischen Etymologie zu entsprechen.

Will man auch die Etymologien der Volksnamen und geographischen Eigennamen damit entschuldigen, daß dies Glatteis selbst die besonnensten Etymolo-

Digitized by Google

gen selten betreten haben, ohne Gott zu danken, wenn sie nur mit einem blauen Auge davon gekommen sind — so läuft einem S. 109 die Zusammenstellung von πέλαγος „Meer“ mit sskr. paranja „Schaum“ in den Weg, S. 119 die von sintfluot mit einem sskr. sindhupluta, was „vom Meer überflossen“ bedeuten mag, S. 125 gar die Erklärung von sskr. bhrigu in der Bedeut. „Bergebne“ als eine allen sanskritischen Regeln Hohn sprechende Zusammensetzung von dem Verbum bhri „tragen“ und go „Rind“. Es wird einem in der That schwer, wenn man solche und ähnliche Dinge (wie z. B. S. 119 noch sskr. bhandi, ohne Beachtung der Cerebralen (gedruckt bandi, wie auf derselben Seite auch banga, bangi statt bha°) identificirt mit ir. baidh, sskr. dhâsas gegen die Regeln über Lautreflex mit persisch daz) in den Kauf nehmen muß, auch nur weiter zu lesen. Ich habe es — um mein kritisches Gewissen zu beruhigen — dennoch gethan und gestehe gern, daß ich Manches gefunden habe, was der Weiterlesung werth war.

Ich glaube, daß der Herr Verf. recht gut im Stande sein würde, derartige Felsen, die manchem seiner Leser den Weg verrammeln möchten, wegzuräumen, und bin überzeugt, daß das Werk seine Aufgabe desto mehr erfüllen wird, je strenger er in der Aufnahme der für sie charakteristischen Wörter verfährt.

Th. Benfey.

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Juni 1860.

Braunschweig

Verlag der Hofbuchhandl. von E. Leibrock 1860. Zur Lehre von den Erbverträgen und von den gemeinschaftlichen Testamenten. Zwei Abhandlungen aus dem gemeinen Rechte von Dr. Gustav Hartmann, Privatdocenten zu Göttingen. VIII u. 180 S. in Octav.

Bei der Bearbeitung vorerwähnter Schrift ist Unterz. — auf Veranlassung einer Preisaufgabe der hiesigen Juristenfacultät — ausgegangen von dem Institut der gemeinschaftlichen Testamente, welches bisher zwar hinlänglich mit Abhandlungen über einzelne wichtige Punkte, aber noch nicht mit einer eigentlichen Monographie bedacht war. Wenigstens wird man weder die zahlreichen älteren Dissertationen, noch auch den bekannten Aufsatz Hasses (Rhein. Mus. f. Jurispr. Band 3), in welchem auf Kosten des Hauptgegenstandes zu viel Raum auf Dinge, die nur entfernt mit ihm zusammenhängen, verwandt wird, für eine solche erkennen können. Diese Lücke der juristischen Litteratur, so gut er es vermöchte,

Digitized by Google

zu ergänzen, war das dem Verf. zunächst allein vorgesteckte Ziel. — Zur Erreichung desselben zeigte es sich ihm aber bald nothwendig, auch die nahe verwandte Lehre von den Erbverträgen, die erst an Beseler einen trefflichen Bearbeiter gefunden, in den Kreis seiner Studien zu ziehen. Indem er die von der herrschenden Theorie über Erbverträge aufgestellten Grundsätze auf Geschäfte, wodurch mehrere Personen gegenseitig zu ihren Gunsten die Beerbung bestimmen, anwandte, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß mit jenen Grundsätzen hier schwerlich durchzukommen sei. So entstand denn die — nunmehr vorangestellte — Abhandlung „Zur Lehre von den Erbverträgen", in welcher immer die Rücksicht auf das ursprüngliche Thema leitend gewesen ist — eine Rücksicht, welche namentlich die Ausschließung der Lehren vom Erbverzicht, von den Einkindschaften ꝛc. zur Folge gehabt hat. Seine Ansicht über den Erbverzicht hat der Unterz. aber wenigstens in einer ausführlicheren Anmerkung (S. 67 f.) anzudeuten, Gelegenheit gefunden.

In der ersten Abhandlung wird ausgegangen von dem Erbeinsetzungsvertrage, dessen Begriff im § 1 anders als es bisher geschehen, bestimmt wird. Nach der hier gegebenen Ausführung ist nämlich das genannte Geschäft keineswegs ein streng einheitliches Ganze, sondern es sind in demselben zwei völlig verschiedene Bestandtheile zu unterscheiden: eine Erbeinsetzung und mit dieser verbunden die dem Instituirten gegebene Versicherung, daß kein Widerruf Statt finden dürfe und solle. Die letztere Erklärung wird juristisch charakterisirt als ein Verzicht auf die testamenti factio, welcher das einzige vertragsmäßige Element in dem sogenannten Erbeinsetzungsvertrage bilde.

Ehe nun dieser Grundgedanke im Einzelnen durch-

Digitized by Google

geführt werden konnte, bedurfte es einer Erörterung über die gemeinrechtliche Gültigkeit des Institutes, welche neuerdings mehrfach in Abrede gestellt worden ist. Der § 2 handelt zur Einleitung vom reinen römischen Recht. Es sind darin vom Standpunkte der namentlich unter v. Savigny und Puchta verhandelten Streitfrage, ob dies Recht Schenkungen des ganzen gegenwärtigen und zukünftigen Vermögens anerkenne, die wichtigsten der Stellen besprochen, in denen man gewöhnlich Testament und Erbeinsetzungsvertrag einander gegenübergestellt erblickt. Das Resultat fällt dahin aus, daß, falls eben nur die positiven Formen der Schenkung — wo nöthig — beobachtet seien, der Gültigkeit jenes obligatorischen Vertrags nichts im Wege stehe, daß aber dem Verzicht auf die Testirfreiheit überall keine Wirkung beigelegt sei, obwohl sich dies nirgends in den Quellen ausdrücklich auch für den Fall erwähnt finde, daß der Verzicht sich unmittelbar an eine gültige Erbeinsetzung anschließe.

Der § 3 enthält sodann den Nachweis, daß man in Deutschland — wo seit dem Zurücktreten der alten Volksrechte bis zum Wiederaufleben des römischen Rechts Dispositionen, welche erst nach dem Tode ihres Urhebers ins Leben treten sollten, so gut wie unbekannt waren — zwar im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert auch in Beziehung auf unsern Gegenstand streng an Justinians Rechtsbücher sich hielt, ja in falschem Eifer noch über deren wahren Inhalt hinausging; daß aber seit dem achtzehnten Jahrh. mit dem steigenden Ansehn naturrechtlicher Theorien ein allmählicher Umschwung sich vorbereitete, der seit Hasse und Beseler zu einer allgemeinen Anerkennung des sog. Erbeinsetzungsvertrags geführt hat.

Diesen historischen Erörterungen folgt die Entwi-

Digitized by Google

ckelung des geltenden Rechts, der Grundsätze über Eingehung, Wirkung und Aufhebung des Erbeinsetzungsvertrags. Im § 4 wird zunächst aus dem im § 1 aufgestellten Begriff gefolgert, daß man keineswegs einen absolut nichtigen Act anzunehmen brauche, wenn es beim Vorhandensein der testamenti factio activa beziehentl. passiva der einen oder anderen Partei an den zur Vertragsschließung nöthigen Eigenschaften fehle. Vielmehr muß z. B. der von einem minor pubes eingegangene Erbeinsetzungsvertrag doch als gültiger Delationsgrund der Erbfolge angesehen werden, wenn nur der Instituent ohne erklärten Widerruf verstorben ist. Die Nichtigkeit, welche hier nicht über den Verzicht auf die testamenti factio hinausgreifen kann, trifft diesen aber selbst dann, wenn er unter vormundschaftlichem Consens errichtet sein sollte (S. 34 f.). Jeder Mangel der testamenti factio hat dagegen wirklich, wie die herrschende Lehre auch für jenen Fall annimmt, eine totale Nullität des Geschäftes zur Folge. Dieselbe Nichtigkeit tritt nicht minder dann ein, wenn der künftige Erblasser nicht in Person, sondern durch einen Andern seinen Willen erklärte. Stellvertretung bei Eingehung des Erbeinsetzungsvertrags kann und muß nur zugelassen werden auf der Seite des Acceptanten. Hier ist denn ein vorgängiges Mandat gar nicht erforderlich, sondern der Dritte kann jederzeit durch formlose Ratihabition den Vertrag zu seinem eigenen machen, vorausgesetzt eben, daß er auf seinen Namen abgeschlossen war. Hatte der Paciscent sich nicht als Vertreter des Dritten gerirt, war er als selbständige Partei aufgetreten, um seinem Willen den Promittenten zu unterwerfen: so kann höchstens die Erbeinsetzung gültig sein, nicht auch der Verzicht. Es gibt m. a. W. gemeinrechtlich keine pacta hereditaria dispo-

Digitized by Google

sitiva, wie dies oft behauptet worden ist, indem man den ganz verschiedenen Fall damit verwechselte, daß im Erbeinsetzungsvertrage dem Vertragserben Auflagen zu Gunsten Dritter gemacht sind. Dies in Kurzem der Inhalt des § 4.

Im folgenden §, welcher die Form des Erbeinsetzungsvertrags zum Gegenstande hat, begründet der Verf. gegenüber der herrschenden Lehre die Nothwendigkeit der Testamentssolennitäten zur Gültigkeit des Geschäfts, — zeigt, daß von einem entgegenstehenden Gewohnheitsrechte nicht die Rede sein könne, weist endlich hin auf die tiefer liegenden Inconvenienzen, in welche die Gegner sich verwickeln müssen.

Beim „Inhalt" (§ 6) ist vorzugsweis die Rede von den Bedingungen und ihrem Einfluß auf den Rechtsbestand der Hauptverfügung. Es wird namentlich ausgeführt, daß die Hinzufügung unmöglicher und unsittlicher Bedingungen keineswegs, wie man jetzt allgemein lehrt, das Ganze vitiire, sondern nur das vertragsmäßige Element des Geschäftes: so daß z. B. dem unter der Bedingung einer Religionsänderung vertragsmäßig Institutirten sofort nach dem Tode des Andern dessen Erbfolge deferirt werde, wenn nur nicht eine abändernde Disposition vom Verstorbenen getroffen sei.

Die §§ 7 u. 8 betreffen die Wirkungen des Erbeinsetzungsvertrags, welche im Allgemeinen der herrschenden Doctrin entsprechend entwickelt werden. Nur muß es der Verf. im § 7 in Abrede stellen, daß der Erbvertragspromittent auch in der Verfügung inter vivos beschränkt werde; er glaubt in dieser Hinsicht nicht weiter gehen zu dürfen als bis zur Gestattung einer exceptio gegenüber der Klage solcher Personen, welchen der Verstorbene einen Theil seines Nachlasses schenkungshalber erst versprochen hatte. Ferner wird im § 8 das Recht der Accre-

Digitized by Google

scenz auch auf den Erbeinsetzungsvertrag bezogen und nur bei Collision mit neueren Geschäften eine Ausnahme zugelassen, welche sich schon nach den gewöhnlichen Grundsätzen unseres gemeinen Rechtes rechtfertigen läßt. Nur die Erkenntniß, daß sonst ein partieller Erbeinsetzungsvertrag juristisch unmöglich sein würde, hat es wohl bewirkt, daß man das Anwachsungsrecht bei unserem Geschäft schlechthin nicht gelten lassen wollte, indem man eben nicht scharf genug distinguirte.

Unter den Aufhebungsgründen werden im § 9 die, welche sich nur auf den Verzicht beziehen, unterschieden von denen, welche den ganzen Erbeinsetzungsvertrag zum Objecte haben. Als zur ersten Klasse gehörig werden anerkannt: die restitutio in integrum, welche bisher allgemein als Tilgungsgrund der vertragsmäßigen Erbeinsetzung aufgefaßt wurde, ferner ein besonderer, nicht mit dem sogenannten Erbverzicht zu verwechselnder Vertrag der Parteien, zu welchem gleichfalls, damit der Instituirte wirklich ausgeschlossen werde, noch ein förmlicher Widerruf hinzukommen muß. Aus der zweiten Kategorie finden nur Berücksichtigung das Vorabsterben des Instituirten und die Verletzung der Rechte der Notherben, da eben nur rücksichtlich dieser beiden Punkte die Anwendung der bekannten gemeinrechtlichen Grundsätze über das Erlöschen von Erbeinsetzungen auf unser Geschäft häufig bestritten worden ist.

Der andre und letzte Haupttheil der ersten Abhandlung ist dem Institute des Vermächtnißvertrages gewidmet. Im § 10 wird zunächst der Begriff desselben analog dem Begriffe des Erbeinsetzungsvertrags bestimmt; sodann wird die gemeinrechtliche Gültigkeit des Institutes namentlich den Angriffen Beselers gegenüber in Schutz genommen, woran eine

kurze Charakteristik des Verhältnisses zwischen dem Vermächtnißvertrage und verwandten Geschäften, insbesondere der mortis causa donatio sich knüpft. Der § 11 endlich gibt eine Darstellung der einzelnen Rechtsgrundsätze, insoweit sie sich nicht nach dem Vorhergehenden schon von selbst verstehen; es ist besonders die Rede von den Wirkungen der entzogenen testamenti factio und von ein paar Aufhebungsgründen des Geschäftes, welche leicht bezweifelt oder übersehen werden könnten.

Die zweite Abhandlung „die Lehre von den gemeinschaftlichen Testamenten" handelt, nachdem im § 1 eine kurze Uebersicht über den hauptsächlichen Inhalt und über das äußere Object der folgenden Erörterungen, welchem der Verf. eine weitere als die gewöhnliche Grenze zieht, gegeben ist, in drei Abschnitten von den gemeinschaftlichen Testamenten überhaupt, von den reciproken und von den sogenannten correspectiven Testamenten insbesondere. Der erste Abschnitt ist wesentlich einer Lösung der Frage bestimmt, ob nicht, wie das oft angesehene Juristen behaupten, zur Gültigkeit der gemeinschaftlichen Testamente noch gewisse besondre Voraussetzungen erforderlich sind.

Da eine solche Behauptung auf die weitere Annahme sich gründet, daß eine äußere Verbindung von ultimae voluntates verschiedener Personen mit den Regeln des reinen römischen Rechts durchaus unvereinbar sei: so war zunächst auf diesen Punkt das Augenmerk zu richten. Der Verf. sucht in § 2 zu zeigen, daß in der That jenes Bedenken, selbst wenn man es auf die eigentlich solennen Testaments- oder Codicillar-Formen beschränke, weder innere noch äußere Gründe für sich habe, und bespricht zu diesem Behuf u. A. die l. 19. Cod. de pactis, wie die bekannte Novelle Valentinians III. von 446,

welche wirklich ein gemeinschaftliches Privattestament von Ehegatten erwähnt und billigt. Bei der Allgemeinheit aber, mit welcher die erörterte Frage in neuerer Zeit gegen ihn entschieden wird, glaubte der Verf. auch noch dem Beweise sich unterziehen zu müssen, daß eventuell wenigstens ein gemeines deutsches Gewohnheitsrecht die Solennisirung mehrerer Testamente durch einen Act unbedingt als zulässig anerkenne: bei welcher Gelegenheit denn überhaupt auf die Geschichte dieser Art zu testiren kurz Rücksicht genommen werden konnte.

In dem folgenden Kapitel „über die wechselseitigen Verfügungen in gemeinschaftlichen Testamenten" ist die erste Hauptfrage: die nach der Widerruflichkeit oder Unwiderruflichkeit (§ 4). Der Verf. weist darauf hin, wie sehr die gemeinrechtliche Doctrin über diesen Punkt gewechselt hat, wie abweichend selbst heute noch die Ansichten der namhaftesten Juristen darüber sind. Nach ihm läuft Alles auf die einfache quaestio facti hinaus, ob die Parteien einen Verzicht auf die testamenti factio beabsichtigten oder nicht: während die Anhänger der in der Abhandlung I bekämpften Lehre hier consequent eine vierfache Möglichkeit statuiren müßten. Bezüglich jener quaestio facti wird noch gerügt, daß bisher oft in irrelevanten Dingen, z. B. in dem Gebrauch des Worts „Testament", „letzter Wille" u. dergl. Anhaltspunkte für die Entscheidung gesucht seien.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.

Den 14. Juni 1860.

Braunschweig

Schluß der Anzeige: „Zur Lehre von den Erbverträgen und von den gemeinschaftlichen Testamenten. Zwei Abhandlungen aus dem gemeinen Rechte von Dr. Gustav Hartmann."

Die zweite Hauptfrage dieses Abschnittes, „ob und inwiefern bei einem wechselseitigen Testamente die Verfügungen jedes Einzelnen von den entsprechenden Verfügungen des Andern in ihrem Rechtsbestande abhängen", findet im § 5 eine eingehende Besprechung. Nach einer dogmengeschichtlichen Einleitung, aus welcher hervorgeht, wie man ursprünglich jedem Testamente ein völlig selbständiges Leben zuschreibend, allmählich in der Theorie immer mehr das Eine dem Andern unterwarf, wird darzuthun versucht, daß außer im Falle ausgeschlossenen Widerrufs die ausdrückliche Nebenbestimmung gegenseitiger Abhängigkeit die Principaldisposition captatorisch und damit nichtig mache, daß die Supplirung von Bedingungen aus dem präsumtiven Willen der Parteien, da sich kein derogirendes Gewohnheitsrecht

Digitized by Google

nachweisen lasse, nach wie vor formell unzulässig sei, daß endlich — woraus sich eben das Ignoriren jener Theorie seitens des Gerichtsgebrauchs hinlänglich erkläre — die erwähnte Präsumtion der gehörigen materiellen Begründung ermangle und im Einzelnen zu unlösbaren Zweifeln führen müsse.

Das letzte Kapitel endlich hat es zu thun mit einem ganz speciellen, aber besonders häufigen und schwierigen Falle gemeinschaftlicher Testamente, welcher, in neuerer Zeit vorzugsweis unter dem Namen »testamentum correspectivum« begriffen, eine höchst verschiedene Auffassung und Behandlung erfahren hat. Der Fall ist der, daß die Testatoren, namentlich Ehegatten, nach vorgängiger gegenseitiger Erbeinsetzung auf den Todesfall des Letztlebenden zu Gunsten beliebiger Dritter insbesondere der beiderseitigen Verwandten in ungetrennter Rede über den Gesammtnachlaß, d. h. über die verschiedenen Vermögensmassen als über ein Ganzes verfügen. Nach einer sehr verbreiteten Annahme, deren Aufkommen in der französischen, belgischen und deutschen Jurisprudenz im Eingange des § 6 verfolgt wird, soll jene Gesammtdisposition seitens eines Jeden nur ein auch des Andern specielles Vermögen mit umfassendes Fideicommiß enthalten, zu dessen Erfüllung der Ueberlebende durch die seinem freien Willen überlassene Erbschaftsantretung sich verpflichte. Dem gegenüber wird zunächst hingewiesen auf den bekannten durch die Natur der Sache selbst gebotenen und in den geschriebenen Quellen ausdrücklich bestätigten Satz, daß der Erbe durch Vermächtnisse nur insoweit gebunden ist, als ihm die Erbschaft Deckung gewährt; es wird gezeigt, daß alle Versuche, seine Unanwendbarkeit für den vorliegenden Fall zu deduciren, als gescheitert betrachtet werden müssen. Dann wird noch auseinandergesetzt, zu welch unerträglichen

Digitized by Google

Consequenzen jene Theorie nothwendig führte, wie der überlebende Testator regelmäßig ohne Erben bliebe, wie die Kinder einer etwaigen neuen Ehe leer ausgehen würden, wenn ihnen nicht der parens bei Lebzeiten sein Vermögen aushändigte. Um diesen Consequenzen zu entgehen, sind dann auch die Vertheidiger der eben angedeuteten Auffassung immer unwillkürlich in eine andere, freilich mit jener trotz der Aehnlichkeit des äußern Resultats völlig unvereinbare Auffassung hinübergefallen, welche erst neuerdings von Buchka klar formulirt und als eine selbständige hingestellt ist. Auch dieser, nach der einen Seite hin weit bessern Theorie stehen aber schwer wiegende Bedenken entgegen, welche der Verf. gegen Ende des § 6 entwickelt. Das positive Resultat dieses § ist: daß, wenn — wie auf Grund besonderer Ausführung geleugnet wird — eine Gebundenheit des Ueberlebenden im vorliegenden Falle durch gemeines Gewohnheitsrecht schlechthin als möglich anerkannt wäre, dies nur durch die Annahme eines sogenannten dispositiven Erbeinsetzungsvertrags construirt werden könnte (vgl. üb. d. § 4 der Abh. I). Von diesem freieren Standpunkte aus scheint aber auf keinen Fall Grund zu der Annahme vorhanden, daß die Parteien — wenn überhaupt — erst von der Antretung an sich binden wollten. Ferner würde z. B. bei dieser Construction der Ueberlebende gar nicht gebunden werden, wenn er zur Zeit der Errichtung der gemeinschaftlichen Disposition noch minor gewesen.

Im § 7 endlich spricht sich der Unterz. zunächst im Allgemeinen dahin aus, daß in der gedachten Verfügung über den Gesammtnachlaß eine doppelte eventuelle Vulgar-, resp. fideicommissarische Substitution enthalten sei: wendet dies dann speciell an auf den Fall einer Substitution der „beiderseitigen

Verwandten" und beschäftigt sich zuletzt mit den Singularvermächtnissen, welche nicht selten der universellen Disposition sich anschließen.

Zum Schluß möge noch die Bemerkung erlaubt sein, daß alle die Citate, an welchen gemäß der eigenthümlichen Natur des Stoffes beide Abhandlungen ziemlich reich sind, auf eigner Anschauung des Verf. beruhen, es müßte denn einmal ausdrücklich das Gegentheil angegeben sein. — An Druckfehlern ist unberichtigt geblieben »requiriums« statt »requirimus« S. 56 Anm. 2, „au" statt „auf" S. 178 Z. 6 v. unten; auf S. 143 Z. 1 ist das Komma zu streichen, dagegen bei dem Citat von H. Pistoris S. 23 Anm. 1 noch „Nr. 19" hinzuzufügen. G. Hartmann.

Paris

bei Didier et Cie. 1859. **Madame de Longueville. Études sur les femmes illustres et la société du XVIIe siècle. Par M. Victor Cousin.** VII u. 488 S. in Octav.

Kein Theil der Geschichte wird in der Auffassung mehr durch Liebe oder Haß bedingt, als wo es der Darstellung von mit der äußersten Schärfe durchgeführten innern Bewegungen eines Staats gilt, zur Vertretung von Principien, die zu allen Zeiten eine gewisse Geltung in Anspruch nehmen, alle Stände ihrer bestimmten Farbe folgen und die gleichzeitigen Berichterstatter entweder nur vom Standpunkte ihrer Partei aus zu erzählen vermögen oder, was meist in Memoiren der Fall ist, die Vertheidigung ihres eigenen Verfahrens vor Augen haben. Die Aufgabe, bei diesem Gewirr von Meinungen und Bestrebungen ausschließlich der Wahrheit die Ehre zu geben, durch keine Neigung, möge sie Personen oder

Digitized by Google

Ansichten betreffen, bestochen zu werden, bleibt auch dann keine geringe, wenn der sichtbare Kampf seit Jahrhunderten seine Erledigung gefunden hat.

Bei dem vorliegenden Werk aber kommt zunächst in Betracht, ob der Verf. es über sich gewinnen werde, dem früher entworfenen Gemälde von der durch Anmuth und Zartsinn fesselnden Longueville das Nachtstück zur Seite zu stellen, in welchem Ehrgeiz und Parteiintriguen die Frau zur Verleugnung reiner Wirklichkeit treiben. Diese Frage muß insoweit bejaht werden, als der Verf. keine Thatsache verschweigt, keine Beurtheilung von Zeitgenossen unbeachtet läßt; aber gleichzeitig ist er beflissen, die Heldin der Fronde mit einem solchen Nimbus von Liebenswürdigkeiten auszustatten, daß ihre Schwächen und Fehltritte völlig dahinter verschwinden. Ref. gesteht, daß er die bei dieser Gelegenheit entwickelte Romantik dem ernsten Philosophen nicht zugetraut hätte. Die Longueville zeigt sich mehr oder minder als das Kind einer tief corrumpirten Zeit; es fesselt sie kein Vorurtheil in Bezug auf die Heiligkeit der Ehe, und im Wechseln von Liebschaften unterscheidet sie sich von den galanten Frauen ihrer Zeit wohl nur durch die Wahrung eines gewissen Anstandes. Es ist eine Mischung von Großartigkeit der Gesinnung und kleinlicher, keine Schönheit neben sich duldender Eitelkeit, die uns aus ihr entgegentritt. Uebrigens nimmt die Herzogin bei den wichtigsten Fragen keineswegs in der Art den Vordergrund ein, wie man es nach der Wahl des Titels erwarten sollte. Trotz allen auf ihre Garderobe verwendeten Fleißes ist sie doch nur zur Durchführung von Nebenrollen berufen.

Ueberhaupt wäre eine größere Einfachheit der Darstellung, eine Beschränkung in der Auswahl von untergeordneten Persönlichkeiten und Ereignissen wün-

Digitized by Google

schenswerth gewesen. Diese Fülle von Einzelnheiten legt sich erdrückend auf den Leser und erschwert die freie Uebersicht des Ganzen. Wir wollen nicht verkennen, daß die Schilderung einer Zeit, in welcher selbst Helden wie Condé von der Hand einer schönen Frau geleitet werden, kleine Intriguen zum raschen Abspringen von einer Partei zur andern treiben und die Männer mit der Dame des Herzens auch die politische Rolle wechseln, der Detailmalerei nicht entbehren kann, nur daß durch diese die Einheit des Ganzen nicht verletzt werden soll. Bei alle dem stimmt Ref. gern dem Ausspruche bei, welchen ein früherer Recensent in diesen Blättern dahin gethan hat, daß der Verf. den eigentlichen Schwerpunkt seiner Studien in der Historie gefunden zu haben scheine.

Es mag nicht oft vorkommen, daß, wie es hier der Fall ist, von einem historischen, nicht etwa aus einer Sammlung von Documenten bestehenden Werke der zweite Band zuerst in die Oeffentlichkeit tritt. Der Verf. rechtfertigt in der kurzen Vorrede sein Verfahren mit dem Umstande, daß der Gegenstand seiner Forschungen zwei für sich selbständige Partien bilde, von denen er die zweite, welche in Bezug auf Reichhaltigkeit und Wichtigkeit bei weitem die bedeutendere sei, als die zuerst zum Abschlusse gekommene voransende. Treffender unstreitig hätte derselbe seine Rechtfertigung durch eine einfache Hinweisung auf die früher von ihm erschienenen Werke begründen können, welche für das vorliegende orientiren, gewissermaßen als dessen Vorläufer bezeichnet werden dürfen; wir meinen seine »Nouvelles études sur les femmes illustres et la société du XVIIIe siècle« und besonders seine Arbeit über »la jeunesse de Madame de Longueville«. Aber auch die Bekanntschaft mit diesen Schriften hilft doch

Digitized by Google

nicht über jede Lücke des Verständnisses hinweg. Der Sprung von der Jugendzeit der durch Schönheit und Grazie bezaubernden Schwester Condé's bis zu dem Abschnitt ihres Lebens, wo sie dem Bruder die politischen Bahnen vorzeichnet und zur Entzündung eines Bürgerkrieges beiträgt, der die Monarchie bis an den Rand des Verderbens führt, ist zu groß, um der Vermittelungen entbehren zu können. Die bis dahin im leichten Hofleben glänzende, im tändelnden Verkehr mit kriegerischen und litterarischen Notabilitäten sich bewegende, oder durch das Bedürfniß nach innerer Befriedigung zum klösterlichen Oratorium gedrängte Frau wird in dieser auf nur drei Jahre begrenzten Periode ihres Lebens als die Seele der Politik der hohen Aristokratie gezeichnet, die selbst vor dem Bunde mit dem nationalen Feinde nicht zurückschreckt, um auf Kosten der Monarchie eine längst unhaltbar gewordene Stellung zu behaupten.

Die vorliegenden Untersuchungen umfassen, wie so eben bemerkt ist, nur einen Zeitraum von drei Jahren; aber sie betreffen gerade den Theil der Geschichte der Fronde, der bisher, trotz seiner Wichtigkeit, am wenigsten einer gründlichen Prüfung unterzogen und nach den Verwickelungen und Umgestaltungen der Factionen schrittweise verfolgt ist. Die dunkelsten Partien dieser Epoche finden hier ihre Beleuchtung, das Gewebe von Lügen und Ränken wird entwirrt und durch Vergleichung und Deutung der zahlreichen Memoiren und Correspondenzen die Wahrheit nach Möglichkeit ergründet. Das gilt z. B. von den Motiven, welche den Prinzen von Condé 1651 zum Bruche mit der Königin trieben. Die hier gewonnene und in allen Einzelnheiten belegte Ansicht weicht von der gewöhnlichen Erzählung so weit ab, daß Referent nicht umhin kann, auf

Digitized by Google

die Verknüpfung der Thatsachen des Näheren ein zugehen.

Der Verf. beginnt mit einer Darlegung der Stellung, welche die politischen Parteien Frankreichs im Anfange des Jahres 1651 zu einander einnahmen. Der zugleich mit seinem Bruder Conti und seinem Schwager, dem Herzoge von Longueville aus der Haft in der Citadelle zu Havre entlassene Condé war von dem zeitigen Regenten, dem Herzoge von Orleans, aufs glänzendste in Paris empfangen, in alle Aemter und Würden wieder eingesetzt und erfreute sich eines größeren Einflusses und einer allgemeineren Anerkennung als je zuvor. Dasselbe galt von seiner Schwester, der Herzogin von Longueville. Mit eben so großer Feinheit als Unerschrockenheit hatte sie während der Gefangenschaft ihrer Brüder die Interessen des Hauses Condé vertreten, gleich einer selbständigen Macht mit Spanien verhandelt und in dem Augenblicke, als Alles für sie verloren schien, die Befreiung ihrer Angehörigen erreicht. Eben darin sprach sich der Triumph der Fronde aus; durch sie wurde die Königin-Mutter gewissermaßen in ihrem Schlosse gefangen gehalten; sie hatte die Verbannung Mazarin's durchgesetzt und wünschte jetzt den Sieger von Rocroi, zugleich mit Orleans, an die Spitze des Staats zu stellen.

Um dieses Ziel zu erreichen, kam es zunächst darauf an, den von der Pfalzgräfin und der Herzogin von Chevreuse entworfenen Plan, durch eine Doppelvermählung Enghiens mit einer Tochter von Orleans und Condé's mit der Tochter der Chevreuse die Parteien der Fronde mit einander zu verschmelzen, letztere von einer geschlossenen Ligue der Aristokratie abhängig zu machen und der Rückkehr Mazarins an den Hof für immer vorzubeugen, in Ausführung zu bringen. Der Plan scheiterte an dem

Digitized by Google

durch die Longueville influirten Widerstande Condé's, der sich bei dieser Gelegenheit abermals von der staatsklugen Königin umgarnt zeigte. Die solchergestalt erlittene Kränkung rief in der Chevreuse einen maßlosen Zorn gegen den Prinzen hervor. Noch gebot die verschmitzte Frau durch Retz über die Situation in Paris, und Condé glaubte sich zu der Nothwendigkeit gedrängt zu sehen, eine zwischen der Königin und dem Coadjutor sich behauptende Partei, gewissermaßen eine neue Fronde, zu bilden. Den solchergestalt erwachsenden Riß verstand Mazarin, ungeachtet seiner Entfernung von Paris, mit Geschick zu erweitern. Auf seinen Betrieb bot die Königin der Herzogin von Chevreuse und mit dieser dem vielvermögenden Retz die Hand. Weil er in Condé unbedingt seinen gefährlichsten Widersacher erkannte, mußte dieser zunächst in seiner Stellung gebrochen werden.

Bei dieser Gelegenheit entwirft der Verf. eine Charakteristik von Retz, die sich wesentlich auf der Schilderung von La Rochefoucauld stützt. Er hebt vor allen Dingen hervor, daß der Genannte, wie wortreich und gewandt derselbe immerhin seinen Egoismus mit dem Streben für das Wohl des Staats zu verkleiden gewußt, stets nur seine eigenen Interessen vor Augen gehabt habe. Aus der kirchlichen Stellung konnte er nun einmal nicht heraus, so wollte er wenigstens in ihr das Höchste erreichen, das Cardinalat und daneben das Ministerium. Er kannte Mazarin und Condé zu gut, um nicht zu wissen, daß sie keinen Mann von Einfluß neben sich dulden würden; deshalb wollte er den Einen durch den Andern stürzen, um die Gewalt in die Hände des von ihm beherrschten Orleans zu spielen. Diese Schleichwege wurden wiederum von Mazarin und der Königin vollkommen durchschaut,

Digitized by Google

die den Ehrgeizigen für ihre Pläne dienstbar zu machen beflissen waren. In diesem Sinne versprach die Königin dem Coadjutor den Cardinalshut und erhielt dagegen die Zusage, daß innerhalb acht Tagen Condé gezwungen sein solle, Paris zu verlassen. Den Vorschlag des Coadjutor, Condé zu überfallen und abermals in sichern Gewahrsam zu bringen, mißbilligte die Königin; ob auch der mit noch größerer Entschiedenheit verworfene Antrag, den Prinzen morden zu lassen, vom Priester ausgegangen sei, wagt der Verf. nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, hält es indessen für nicht unwahrscheinlich.

Von diesen Vorgängen und Besprechungen erhielt Condé die genaueste Kenntniß. Da erst begriff er die Lage, in welcher er sich befand, den gänzlichen und unheilbaren Bruch mit der Königin und den Frondeurs, den sichern Tod, falls er noch einmal in die Gewalt seiner Feinde falle. Gleichwohl erlaubte ihm sein Stolz nicht, sich durch sofortige Entfernung von Paris der in jedem Augenblicke ihm drohenden Gefahr zu entziehen; aber er verabsäumte keine Maßregel der Vorsicht, um sich vor einem Ueberfall zu sichern, knüpfte seine alten Freunde und Waffengefährten in den Provinzen immer fester an sich und ließ sich heimlich in Verhandlungen mit dem Grafen Fuensaldagna ein, um den frühern Bund mit der Krone Spanien zu erneuern. Dann begab er sich plötzlich von Paris nach seinem Schlosse Saint-Maure und kehrte nicht eher nach der Hauptstadt zurück, als bis er durch die Zahl seiner dorthin beschiedenen Anhänger vor jedem Ueberfall gedeckt zu sein glaubte. Die Krise war unvermeidlich, die Möglichkeit einer friedlichen Ausgleichung trat immer mehr zurück und selbst die Herzogin von Longueville rieth dem Bruder, den Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen.

Digitized by Google

Erſt jetzt läßt ſich der Verf. in einigermaßen genauere Erörterungen über den Gegenſtand ſeiner Biographie aus. In der Longueville, ſagt er, verband ſich ein tiefes religiöſes Bewußtſein mit Ehrgeiz und Ruhmſucht, den vererbten Eigenſchaften ihres Hauſes. Aber das hieraus erwachſende Streben galt nicht ihr ſelbſt, ſondern dem Bruder, dem Idol ihres Herzens, dem Mitwiſſer ihrer geheimſten Gedanken, der augenblicklich Alles auf einen Wurf zu ſetzen entſchloſſen war. Des Herzogs von Bouillon, Turenne's und damit des hugenottiſchen Anhangs glaubte er gewiß zu ſein; nicht ſo des Gemahls ſeiner Schweſter, welche die letzten Bedenklichkeiten gegen eine offene Schilderhebung in ihm beſeitigte. Nun überwies er die Vertheidigung von Berri ſeinem Bruder Conti, während er ſelbſt ſich nach Guienne begab — beide Provinzen ſtanden unter ſeinem Oberbefehl — und hier die Fahne der Empörung aufpflanzte. Ihm fehlte es an Zuzug aus Spanien nicht, aber ſeine Lehnsleute und politiſchen Freunde fanden ſich ſpärlicher ein als er erwartet hatte und dem vom Grafen d'Harcourt geführten königlichen Heere war er auf keine Weiſe gewachſen. Für den Augenblick rettete ihn, daß Mazarin durch ſeine Rückkehr nach Frankreich und durch die wohlwollende Aufnahme, welche er in Poitiers bei der Königin-Mutter und dem jungen Ludwig XIV. fand, zu neuen Bewegungen Veranlaſſung gab, die den Herzog von Orleans auf die Seite des Prinzen warfen. Nun entwickelte auch Mazarin ſeine ganze Energie, zog die Bouillons zu ſich herüber und ſpielte ſeine fein angelegten Intriguen in das Lager der Fronde hinein. Condés kühner Zug nach Paris, ſeine Kämpfe vor den Thoren der Hauptſtadt hatten den erwarteten Erfolg nicht, die nach Frieden verlangende Bürgerſchaft hörte mit Zu-

Digitized by Google

bel auf die vom Könige verkündete Amneſtie, und grollend verließ der Prinz die Stadt, in welche jetzt Mazarin ſeinen Einzug hielt, um die Huldigungen ſeiner bisherigen Widerſacher entgegenzunehmen. Mit Recht bemerkt der Verf.: »L'intérêt, voilà, à bien peu d'exceptions près, le mobile unique de l'aristocratie dans la Fronde« und fügt hinzu: »On peut juger par là si, comme on le répète sans la moindre connaissance des faits, la Fronde est une grande cause généreuse à laquelle la fortune a manqué. Non, c'est tout simplement une coalition puissante d'intérêts particuliers, et il s'en faut tellement qu'elle soit une anticipation avortée de la révolution française, que si l'on veut à toute force y trouver un dessein général, c'est bien plutôt celui d'étouffer dans leur berceau les principes de cette révolution.«

Was man im Jahre 1789 zunächſt zu erreichen ſich bemühte, war die gänzliche Beſeitigung des feudalen Regiments und eben hierauf hatte das Königthum längſt ſein Augenmerk gerichtet gehabt. Heinrich IV. zuerſt, dann Richelieu, hierauf Mazarin mußten demgemäß den Kampf mit der hohen Ariſtokratie beſtehen, die ihre Gerichtsbarkeit, ihre Feſten, ihre Schaaren von Söldnern zu behalten wünſchte, aus dem ihr dienenden unteren Adel ihr Gefolge bildete und, ſchien es ihr gerathen, ſich ohne Bedenken mit dem Auslande gegen den König verbündete. Die Behauptung, daß die Fronde als eine verunglückte Nachahmung der gleichzeitigen Revolution in England zu betrachten ſei, weist der Verf. mit Recht als völlig unhaltbar zurück. Die engliſche Bewegung beruhte vorzugsweiſe auf einer religiöſen Grundlage, während auch die proteſtantiſchen Häupter unter den Frondeurs die Glaubensfahne nicht ausſteckten. Es war dem Adel fortwährend

nur darum zu thun, seinen durch Richelieu untergrabenen politischen Einfluß wieder herzustellen und die persönlichen Interessen zu verfolgen. Deshalb auch schlug Mazarin einen milderern und zugleich sicherern Weg als Richelieu ein, indem er, anstatt den Abfall vom Königthum mit blutiger Strenge zu verfolgen, die Parteiführer durch Unterhandlungen zu gewinnen suchte und ihnen die Vergrößerung ihres Hauses durch Anschluß an den Thron vor Augen stellte.

Aehnlich war das Verfahren des Cardinals gegen das Parlament von Paris, das an dem Uebelstande litt, die Justizverwaltung mit einer politischen Stellung zu verbinden, mit Zähigkeit am Herkommen hing und jeder Neuerung, auch wenn sie durch die Nothwendigkeit geboten war, widerstrebte. Schon Heinrich IV. hatte das Parlament auf das Gebiet der Rechtspflege zu beschränken versucht, und Richelieu war, nach seiner gewöhnlichen Weise, mit gewaltsamen Mitteln gegen dasselbe eingeschritten. Er glaubte sich gegen diesen höchsten Gerichtshof desselben Verfahrens bedienen zu können wie gegen die Aristokratie und übersah, daß gegen letztere das Volk ihm zur Seite stand, während das Parlament durchaus volksthümlich war. Die Erbitterung, welche sein tyrannisches Einschreiten bei den Räthen hervorgerufen hatte, kam erst bei seinem Tode zum Ausbruch, als ihm sein Schüler im Ministerium folgte. Zu Klagen über unmittelbare Eingriffe in die Justiz gab das Verfahren Mazarins freilich keine Veranlassung, aber man verzieh ihm nicht, daß er durch Gründung neuer Stellen dem Interesse jener Familien zu nahe trat, welche die Besetzung des Parlaments gewissermaßen wie ihre Domaine betrachteten. Daher die Parteinahme der Räthe zu Gunsten der Fronde, wozu sich dann freilich noch

Digitized by Google

der Umstand gesellte, daß viele derselben vom hohen Adel ein Jahrgeld bezogen. Unter diesen Umständen war begreiflich an eine unabhängige Rechtspflege nicht zu denken und man wird das Verbot des Königs »de prendre connaissance des affaires générales de notre état et de la direction de nos finances, ni de rien ordonner ou entreprendre pour raison de ce contre ceux à qui nous en avons confié l'administration, à peine de desobéissance, déclarant dès à présent nul et de nul effet tout ce qui a été ci-devant ou pourroit être résolu et arrêté sur ce sujet dans ladite compagnie, au préjudice de ces présentes, et voulons qu'en ce cas nos sujets n'y aient aucun égard« nicht als unbillig schelten dürfen, wenn auch der Wunsch nahe liegt, daß gleichzeitig die dem Parlamente abgesprochenen Rechte einer regelmäßig wiederkehrenden Ständeversammlung zugewiesen sein möchten.

Sonach waren im Februar des Jahres 1653 die beiden Hauptfactoren der Fronde, Parlament und Aristokratie zur Unterwerfung unter die königliche Gewalt und zur Anerkennung des Ministeriums Mazarin gebracht. Der Tiersétat hatte längst begriffen, daß sein eigentlicher Feind nicht im Königthum, sondern im Feudaladel zu suchen sei, dessen Privilegien überall die bürgerlichen Interessen durchkreuzten, daß Handel und Industrie nur unter einer starken Regierung gedeihen könnten. Daraus erklärt sich die Begrüßung, welche dem Cardinal Mazarin bei seiner Rückkehr nach Paris von allen Zünften zu Theil wurde.

Wiesbaden

bei Kreidel und Niedner 1859. Die christliche Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens aus darge-

Digitized by Google

stellt von Dr. Daniel Schenkel. In 2 Bänden. Zweiter Band: Von den Thatsachen des Heils. Zweite (Schluß-) Abtheilung. S. 355—1260 in Octav.

Der große Umfang dieser letzten Abtheilung des zweiten Bandes gestattet uns nicht, mit gleicher Ausführlichkeit in alle Darlegungen der Thatsachen des Heils zu folgen, wir versuchen, in den Ueberblick über das Ganze einige beurtheilende Bemerkungen hineinzuflechten, möchten nur etwas länger verweilen bei der Darstellung der Erlösung durch Christum. Während nun die erste Abtheilung dieses Bandes mit dem ersten Hauptstück (der Lehre von der gottwidrigen Selbstbestimmung des Menschen) begann, wird dasselbe in dieser Abtheilung vollendet durch Hinzufügung der Lehre von der Erbsünde im 8ten, der Lehre von der wirklichen Sünde und ihren Folgen im 9ten Lehrstück. Schenkel leugnet nicht die Erbsünde, der Hang, sich widergöttlich zu bestimmen, findet sich erfahrungsmäßig bei Jedem vor als ein angeborner, eben aus diesem Naturhange sollen alle Thatsünden auf irgend eine Weise entspringen. Mit uns geboren werde das Uebergewicht der sinnlichen (leiblich-sinnlichen) Seite als böse Folge des ersten Sündenfalls. Aber wenn nun dieses Uebergewicht darauf zurückgeführt wird, daß ein neugebornes Kind sein Leben lediglich als ein Naturwesen beginnt, der Geist nur Potenz ist, die Natur mit ihren Trieben aber als actuelle Macht sich rasch entwickelt, wie kann denn doch ein solches Verhältniß als Fehler und Mangel dargestellt, abnorm genannt werden? So würde also der normale Weg der sein, daß das neugeborene Kind geboren würde mit actuellem Geist, mit dem Bewußtsein der Gottesgemeinschaft? Und das ist doch völlig undenkbar. Was hilft es, daß der Vf.

Digitized by Google

polemisirt gegen hergebrachte Ansichten über die Erbsünde, wenn das, was er selbst substituirt, erst recht das Denkbare überschreitet. Diese so behauptete Erbsünde soll aber nicht im strengen Sinn Sünde heißen, weil sie dem Einzelnen nicht durch bewußte eigne That zu Theil wird, sie soll nur ein Mangel der Natur sein. Eben deshalb könne auf die Erbsünde keine Schuld sich gründen für den Menschen, er erleidet sie als ein Uebel, zugerechnet kann sie ihm nicht werden. Aber unbegründet ist die ganze Voraussetzung, auf der diese Behauptung ruht, die Voraussetzung, persönliche Schuld könne nur da sein, wo in frei bewußter Weise die Sünde ganz auf die Person kommt. Zum Begriff der Schuld gehört es nicht, daß sie auf rein persönliche Sünde sich gründe. Wird man auch willig zugeben müssen, daß eine übertragene sündige Beschaffenheit nicht unmittelbar persönliche Schuld zuzieht, so geschieht dies doch durch Vermittlung der Gattung, zu der die einzelne Persönlichkeit gehört, mit der sie sich zusammenzuschließen hat; der Einzelne hat, weil an der Gattung und ihrer Sündhaftigkeit, darum auch an ihrer Schuld Theil, und kraft dieser Theilnahme wird es seine persönliche, wenn auch nicht rein persönliche Schuld. Dabei bleibt denn bestehen, daß ein endgültiges Urtheil über die Person nicht auf Erbsünde hin von Gott gefällt werden kann, ein solches endgültiges Urtheil muß sich gründen auf das, was rein persönlich ist.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Juni 1860.

Wiesbaden

Schluß der Anzeige: „Die christliche Dogmatik vom Standpunkte des Gewissens aus dargestellt von Dr Daniel Schenkel."

Wie sehr aber schwächt der Verf. den Begriff der Schuld ab durch jene Beschränkung! Denn wo bleibt zuletzt noch die Schuld der actuellen Sünden, wenn sie entspringen sollen aus dem Naturhange? wenn es dem Menschen „rein unmöglich ist, durch eigne Kraft von dem Einflusse der übermächtigen organischen Triebe sich zu befreien"? Wie kann eine Rettung vor verderblichen Consequenzen darin gefunden werden, daß Schenkel behauptet, die Sünde sei für den Menschen nach seiner gegenwärtigen Naturbeschaffenheit unvermeidlich, aber dennoch sei er nicht gezwungen zu sündigen, dennoch sei die actuelle Sünde ein Act der Freiheit (S. 413)? Zwingt Gott den Menschen, sein Leben zu beginnen mit einer Geisteskraft, die nicht ausreicht, so ist er gezwungen zu unterliegen, gezwungen, fortzuschreiten zu actuellen Sünden, wo bleibt denn da

Digitized by Google

die Schuld, wenn sie nur da ist, wo mit bewußter Freiheit gesündigt wird?

Wir übergehen manches Andere, das zu bemerken wäre, so die vorgebliche Unterscheidung von Sinnlichkeits- und Geistessünden (S. 417 ff.), zwischen denen ein wirklicher Unterschied nicht gewonnen wird, die Geistessünde bleibt eine vorgeschrittene, ausgebildetere Sinnlichkeitssünde, so auch die Ausführung über die Sünde wider den heil. Geist und die Grade der Verschuldung überhaupt (S. 427 ff.), wie über die Verdammungswürdigkeit des Menschen (S. 435 ff.). Der Verf. bekämpft mit Recht die Ansicht von der Strafe, nach welcher sie zuletzt auf Besserung abzielt, wenn er aber als den Zweck derselben die Wiederherstellung der gestörten Vollkommenheit der Welt angibt, so ist doch damit wirklich nichts von Jenem sehr Verschiedenes angeführt. Die Schuld und Strafe ist zu wenig in ihrer Nothwendigkeit hergeleitet aus Gottes Wesen selbst.

Das 2te Hauptstück handelt von der Erlösung durch Jesum Christum und beginnt zuerst in verschiedenen Ausführungen der Christologie die theologische Grundlage zu gewinnen oder, wenn man will, zu nehmen. Zunächst überrascht uns der Verf. durch die Abhandlung der göttlichen Selbstmittheilung auf Grund der göttlichen Eigenschaften im 10ten Lehrstück. Es bleibt ganz dunkel, weshalb hier der Ort ist für die Lehre von den göttlichen Eigenschaften. Denn auf der einen Seite wurde schon die Schöpfung betrachtet als eine Offenbarung des göttlichen Wesens, in welcher Gott das ewige Heil zeitlich verwirklicht, auf der anderen Seite umfassen die hier ausgeführten Eigenschaften ebensowohl das Leben der Natur, die Weltordnung im Allgemeinen. Aber auch inhaltlich betrachtet kann die Ausführung nicht befriedigen.

Digitized by Google

Schon die Bestimmung der Eigenschaft überhaupt ist nicht klar und überzeugend geliefert, soll doch eine Eigenschaft nicht einem Dinge an sich zukommen, sondern nur in seiner Wirkung auf Anderes. Ist darin nicht unser Erkennen, unser Merken der daseienden Eigenschaft verwechselt mit ihrem objectiven Sein und Bestehen? Eigenschaft ist doch nicht actus, sondern sofern ein actus einem Dinge zukommt, also potentia desselben ist, sofern ruht er auf des Dinges Eigenschaft, zeigt uns dieselbe; wohl wüßten wir nicht von des Dinges Eigenschaft oder potentia, sähen und erführen wir nicht die potentia im actus, aber eben aus dem letzteren erkennen wir die Eigenschaft, die potentia, welche dem Dinge einwohnt an und für sich, zum Wesen des Dinges gehört. Zeigt sich uns aber nach Schenkels Ansicht in der Wirksamkeit Gottes nicht die Bestimmtheit seines Wesens, wie es an und für sich ist, so hat er eben seine ganze frühere Gotteslehre damit gestürzt, kann überhaupt nicht von Gottes Wesen in einzelnen Bestimmungen handeln, viel weniger noch eine ganze Lehre von Gottes Wesen unterscheiden von der Eigenschaftslehre, denn nach seiner oft ausgesprochenen Ansicht kennen wir Gottes Wesen nicht, wie es an sich ist, sondern nur die Wirkungen Gottes, also sein Wesen für uns, für die Welt ist uns bekannt, d. h. aber eben seine Eigenschaften werden uns durch das Wirken seiner Offenbarung bekannt. Insofern nun aber doch vom Wesen Gottes gehandelt wird, muß zugegeben werden, daß die Eigenschaftslehre nicht losgerissen werden kann von der Lehre vom Wesen, dieses hat eben keinen Halt ohne jene; es muß ferner zugegeben werden, daß die Eigenschaft ein wirkliches Eigenthum Gottes uns offenbart, eine Bestimmtheit an ihm nach dem Princip der ratio sufficiens. Daher ist es aber auch

unbefriedigend, wenn gesagt wird (S. 469), es gebe nur transeunte Eigenschaften Gottes, geleugnet wird das Bedürfniß des religiösen Bewußtseins, die Harmonie der göttlichen Offenbarung mit dem innergöttlichen Wesen kräftig zu behaupten. Daß Gott sich nur so und nicht anders darstellt in seiner Offenbarung, das ruht in seinem inneren Wesen, wie es für sich ist, und in seiner Offenbarung habe ich sicher sein inneres Wesen offenbart, das fordert das Gewissen, ihm ist es gar nicht gleichgültig, ob es ein liberum arbitrium in Gott ist, daß er so und nicht anders sich offenbart, oder ob es nicht vielmehr fest begründet ist in Gottes immanentem Wesen, das Letztere weiß das religiöse Bewußtsein, es würde sich selbst aufgeben, sollte es dieses aufgeben. Wenn Schenkel behauptet, das sei gleichgültig für das Gewissen, so müßte es dem Gewissen gleichgültig sein, ob Gott ein physisches Wesen sei, indifferent gegen den sittlichen Gegensatz, oder erfüllt in heiliger, ethischer Freiheit; das Gewissen kann nur ruhig sein bei dem Letzteren, darum weiß es in Gottes Offenbarung sein innerliches Wesen offenbart, und tritt zuversichtlich auf mit der Behauptung, es wisse, was Gott an sich selbst ist, was er ewig wäre auch ohne Welt und Menschen, mag auch natürlich die menschliche Erkenntniß davon sich erst und allein entzünden an der göttlichen Offenbarung. Inconsequenterweise fordert der Verf. an einem späteren Ort (S. 512) dasselbe, was wir an diesem. Schenkels Gottesbegriff ist aber überhaupt nicht klar ethisch durchgeführt, wie wir dies oben tadelten, so auch hier bei der Eigenschaftslehre. Wir unterlassen eine nähere Ausführung der einzelnen hier aufgestellten Eigenschaften und ihrer Beschreibung, gehen zum 11ten Lehrstück über, welches von der Trinität handelt. So gerne man nun

auch dem Verf. zustimmen wird in der Stellung, welche er den Schriftworten gibt in Bezug auf die Trinitätslehre, sowie in der abweisenden Kritik gegenüber der alten kirchlichen Trinitätslehre von drei innergöttlichen Personen in der absoluten einen Persönlichkeit Gottes (was offenbar zu tritheistisch formulirt ist), so ergibt es sich doch schon aus dem eben von uns Ausgeführten, daß wir nicht zugeben können, jene alte Trinitätslehre mit ihren Lehrsätzen über innergöttliche Verhältnisse beruhe eigentlich nur auf intellectualen Interessen, nicht auf dem Zuge des religiösen Bewußtseins. Die eigne Ansicht des Verfs ist sehr dürftig, angeblich entspricht natürlich sie allein dem Gewissen, aber was wird nicht Alles als dem Gewissen entsprechend hingestellt! In der Trinität will er nur eine dreifache Bezogenheit Gottes zur Welt ausgedrückt sehen; diese Unterscheidung soll beruhen auf der (dem Verf. besonders lieben) Betrachtung Gottes als des Grundes, des Lebens und des Zweckes der Welt. Daß durch solche Lehre einer Christologie, welche in Christo das Göttliche in persönlicher Form behaupten möchte, der Boden entzogen wird, ergibt sich von selbst; freilich soll es gar kein Gewissensbedürfniß sein, in Christo das Göttliche in solcher Weise zu glauben. Müssen wir dem widersprechen, so stellt sich das trinitarische Problem so dar, daß in der einen göttlichen Person drei göttliche Seinsweisen gedacht werden müssen, keine von ihnen für sich persönlich, aber jede persönlich im Zusammensein mit den anderen, jede constitutiv für die eine göttliche Person. Mag auch in den bisherigen Versuchen die Lösung nicht gefunden sein, Versuch es zu lösen, auch mißlungener, ist erfreulicher, als Leugnung des Problems.

Nicht wenig wird man sich wundern, daß das folgende Lehrstück von der Erwählung der

Menschheit zum Heile handelt, während doch schon bei der Weltschöpfung von der Verwirklichung dieses Heilswillens die Rede war. Und in diesem Abschnitt, also in der Lehre von der Erlösung durch Christum findet sich denn auch die erhaltende und regierende Thätigkeit Gottes abgehandelt, die wir früher bei der Lehre von der Schöpfung vermißten. Das Auseinanderreißen so nahe zusammengehöriger Lehren kann nicht gebilligt werden, denn insoweit die erhaltende und regierende Thätigkeit Gottes bedingt ist durch die Erwählung zum Heil, insoweit ist es auch die schöpferische. Diese ganze Lehre von der Erwählung zum Heil hätte nach des Verf. Anschauung und sonstigem Gebrauch des Wortes „Heil" ganz vorangestellt werden, hätte den Uebergang bilden müssen von der Lehre von Gott als dem Heilsursprung zu der Lehre von der Schöpfung. Wir bedauern, nicht näher eingehen zu dürfen in die Darstellung der erhaltenden und weltregierenden Thätigkeit Gottes, wie in die Lehre von der Prädestination. Leider ist des Schwankenden und Halben, des Hin- und Herredens auch darin viel, mit Schleiermacher möchte der Verf. die unbedingte absolute Causalität Gottes behaupten, doch aber will er nicht die Freiheit preisgeben, sondern stark betonen, beide Seiten streiten sich mit einander und Friede kommt nicht zu Stande. Wir eilen zu dem wichtigen 13ten Lehrstück, in welchem von der Personbeschaffenheit Jesu Christi geredet wird.

Es ist eine wenig erquickliche Erfahrung, die der Leser bei diesem Lehrstück machen muß, daß nämlich der Verf. sich sehr bestrebt, mit den althergebrachten kirchlichen Ausdrücken von der Personbeschaffenheit Christi seine doch ganz abweichende, dürre und magere Anschauung zu umkleiden. Was soll das? offenbart sich darin vielleicht die verhaltene Furcht,

Digitized by Google

daß seine Lehre Christo das Seine nimmt und dem Bewußtsein der Christen widerspricht? Man könnte sich dann freuen solcher Furcht als eines Beweises gegen die hier vertretene Anschauung. Wunderlich klingt es denn doch, wenn z. B. von der „wahren Gottheit“ Christi (S. 726) geredet, wenn Christus „der vollendete Gottmensch“ genannt wird (S. 728) und dabei Christus metaphysisch ein purer Mensch ist, wie wir alle. Es ist wieder die zu sehr physisch geartete Gotteslehre, die es für Schenkel zu unzweifelhafter Wahrheit macht, daß persönlich Göttliches mit persönlich Menschlichem nie zu metaphysischer voller Einheit zusammen gehen kann. Ja S. 681 wird sogar die ungeschichtliche und für diesen Standpunkt sehr bezeichnende Behauptung aufgestellt, daß stets die echte lutherische Dogmatik von dem Satz »humana natura est capax divinae« als von einem Paradoxon mit Entrüstung sich würde abgewandt haben. Das soll der christologische Grundfehler gewesen sein, daß als der personbildende Factor in Christo die zweite trinitarische Person gedacht wurde. Hat nun dies Letztere für sich auch den guten Sinn, daß das Leiden der Christologie durch lange Entwicklungsreihen hindurch das doketische Uebergewicht des Logos in Christi Personbildung war, so schreitet Schenkel nun aber nicht fort, den Fehler so zu verbessern, daß als personbildend in Christo die volle menschliche Natur in Gemeinschaft mit der vollen göttlichen gesetzt wird und das Problem sich so stellte, wie die Einigung des göttlichen Selbstbewußtseins mit dem menschlichen gedacht werden könne, wie dieselbe mit wahrer menschlicher Entwicklung ohne eine unhaltbare κένωσις sich vertrage, wie eine wirkliche gottmenschliche Einheit dem christlichen Bewußtsein näher gebracht werden könne, sondern ihm steht fest, daß eine solche Einigung über-

Digitized by Google

haupt undenkbar sei oder besser: „dem Gewissensstandpunkt“ widerspreche, so daß in Christo das persönbildende nur die menschliche Seite sein könne und der Name des Gottmenschen als leicht verwirrend nicht zu sehr betont werden müsse. Mit der Schriftlehre, vor Allem den gewichtigen Worten Jesu im Ev. Joh. wird Schenkel rasch fertig, er fingirt im Allgemeinen einen ideal-symbolischen Sinn, man sieht nicht recht, wie weit dieser in den betreffenden Stellen angewandt werden soll. Wo nun Christus von seiner Präexistenz spricht, da soll er nur seine Idee meinen, die ewig von Gott gedacht sei. Das Göttliche in Christus ist nicht ein Metaphysisches, sondern ein wesentlich Sittliches. Wir sind nun natürlich begierig zu erfahren, wie der Vf. sich mit dem unabweisbaren christlichen Bedürfniß abfindet, daß Christo eine einzigartige, centrale Stellung zukommen muß. Christus soll nun nach S. 724 ff. gar nicht wesensverschieden sein von uns, sondern in der Zeit ist er geworden, hat dasselbe Fleisch und Blut gehabt, wie wir, ist seinem Geistleben nach ebenso von Gott geschaffen, wie wir. Dennoch aber soll zwischen ihm und allen übrigen Menschen ein „individuell-specifischer Unterschied“ bestehen. Er ist nämlich „der geistige Mittelpunkt, in welchem die Menschheit ewig Eins ist.“ Dieses hat er aber dadurch, daß sein Geistleben nicht nur in der Zeit geworden ist, sondern schon vorzeitlich von Gott verordnet, die potenzielle Idee der Menschheit war. Und so weiß der Verf. in sehr hohen Worten von der Hoheit dieser Person zu reden (S. 728). Aber gerade hier zeigt sich ein tiefer Schade dieser christologischen Theorie. Denn näher betrachtet kann darin, daß der Gedanke seines menschlichen Lebens von Ewigkeit in Gott ist, nichts Besonderes, Christo Eigenthümliches gefunden wer-

Digitized by Google

den; es muß von jedem Menschen gesagt werden, daß seine Idee ewig ist in Gott, nur bei einer blinden Weltregierung ließe sich das Gegentheil denken. Ist nun die Idee jedes menschlichen Lebens von Ewigkeit her von Gott geschaut im Organismus seines Reiches, so muß das Auszeichnende bei Christo in dem besonderen Inhalt der Idee Gottes gerade von seinem Leben gefunden werden. Und so redet ja auch der Verf. Aber so viel er auch von dem besonderen hohen Inhalt dieser Idee zu reden weiß, die eine entscheidende Frage hat er doch ganz einfach bei Seite gelassen und kann sie auch nicht beantworten: woher es nämlich komme, daß Gott nun gerade diesem Geistleben eine so besonders auszeichnende Stellung, ja eine centrale Bedeutung geben wollte; woher es komme, daß Gott wollte, gerade dieser Mensch unter den anderen Menschen sollte nicht nur ein Mensch sein, sondern die Menschheit zusammenfassen in ganz eigenthümlicher Weise. Ist Christus metaphysisch uns gleich, ist seine Einigkeit mit Gott eine nur ethische, wie sie auch unsere Aufgabe ist, so bleibt in der That nur göttliche Willkür übrig, Christi eigenthümliche Würde bekommt den Charakter der Zufälligkeit, und da unter solchen Umständen ein hinreichender Grund für solche Verordnung Gottes nicht gefunden werden kann, so muß für uns der Zweifel an Christi Würde erweckt werden, ob wirklich in ihm, in einem Menschen, Gott das Heil verordnet habe. Wir gestehen offen, daß wir gar nicht recht begreifen, wie der Verf. überall von der Verordnung Christi zu so centraler Stellung durch Gott reden kann, auf welcher doch die ganze Erlösungslehre ruht, und doch dies Fundament ohne Weiteres in die Luft hinausstellt. Ist es dem Verf. denn so natürlich, sich bei göttlicher Willkür zu beruhigen? Wir werden auch

Digitized by Google

hier wieder auf die mangelnde Klarheit im Gottesbegriff geführt.

Das 14te Lehrstück handelt von der zeitgeschichtlichen Entwicklung und ewigen Vollendung des Personlebens Jesu Christi. Christus mußte auch nach des Verfs Ansicht eine sündlose Entwicklung haben, dieses sei principiell dadurch erreicht, daß er nicht auf dem von Gott geordneten gewöhnlichen Wege des ehelichen Beisammenseins erzeugt wurde. Kurz und dunkel wird es behauptet, daß „es nicht das organische Leben an sich, sondern die vermittelst der geschlechtlichen Concupiscenz bewirkte Superiorität desselben über das geistige ist, welche im Kinde den Naturhang zu einer widergöttlichen Entwicklung bedingt“ (S. 735). Das Widersinnige und Schwierige dieser Behauptung ist leicht zu sehen. Soll doch Christus dasselbe Fleisch und Blut haben, wie wir; nun soll es einen Unterschied machen für die Entwicklungskraft und Stärke der organischen Seite, ob sie aus der natürlichen Zeugung stammt oder durch ungewöhnliche Wirkung Gottes aus der Maria gezeugt wird. Nur im ersteren Falle soll die Superiorität der organischen Seite über die geistige gesetzt sein. Nun wissen wir ja aus früheren Aussagen des Verf., daß diese Superiorität darauf beruht, daß die organische Seite sich zuerst rasch und stark entwickelt, die geistige aber, sobald sie actuell wird, jener nicht mehr gewachsen ist. Wir müßten also bei Christi Entwicklung annehmen, daß die organische Seite bei ihm viel langsamer und schwächer sich entwickelte, trotzdem aber die geistige viel rascher als bei gewöhnlichen Kindern; ja, da die organische Seite schon von der Geburt an sich actuell zeigt, so würde sie einen Vorsprung erhalten, wenn nicht auch die geistige Seite sofort actuell wäre und ihr Stand hielte.

Digitized by Google

Da käme denn ein wunderbares neugebornes Kind heraus, das schon actuelles geistiges Leben mit zur Welt brächte, und sicherlich am allerbesten in die apokryphischen Schriften der nachapostolischen Zeit hineinpaßte. Läuft nun solche Annahme gegen alle Wahrscheinlichkeit, so werden wir annehmen müssen, daß auch bei Christus die organische Seite sich erst bis zu einem gewissen hohen Grade entwickeln mußte, ehe die geistige Seite actuell zu werden beginnen konnte, hat denn nicht ganz ebenso bei Christus auch bei übernatürlicher Geburt die organische Seite bei dem Erwachen des persönlichen Bewußtseins ein bedeutendes Uebergewicht? Ferner aber, wäre es wirklich so, daß sündlose Entwicklung Christi dadurch vor Allem möglich und wirklich wurde, daß er nicht auf natürlichem Wege erzeugt wurde, wäre da nicht die Bedeutung der Erlösung sehr problematisch geworden? warum ließ Gott nicht seit Eintritt der Sünde jeden Menschen auf jene Weise entstehen, so wäre ja jeder normal geboren und die unselige Entwicklung unter der Sünde wäre gemieden? Durch einen einfachen physischen Proceß würde die Erlösung bewirkt sein.

Die Ausführungen über die Entwicklung Christi bis in die Erhöhung hinein sind im Ganzen recht einfach und haben viel Schönes; daß wir aber weniger uns befreunden können mit der Beschreibung des erhöhten Lebens Christi, folgt schon daraus, daß wir's dem Verf. nicht einräumen konnten, Christus sei metaphysisch uns gleich. Aber auch vom Standpunkt Schenkels aus bietet die letztere viel Ungenügendes, so ist die Polemik gegen Thomasius oft recht schwach, so auch die gezwungene Erklärung der Schriftstellen, die offenbar dem erhöhten Christus eine Gewalt und Herrlichkeit zuschreiben, die nicht damit vereinbar ist, daß metaphysisch in ihm nur

Digitized by Google

menschliche Natur zu glauben ist. An die Stelle der Gegenwart Christi selbst bei den Gläubigen substituirt der Verf. den Geist, der bei der Gemeinde ist, redet darüber wohl, als sei Christus „wirklich und wesenhaft“ in der Menschheit gegenwärtig (S. 732), aber es kommt doch keine andere Gegenwart heraus, als die Gegenwart auch anderer großer Männer nach ihrem Tode ist. Christus ist loco circumscripto im Himmel, der lebendige Christus in die Ferne gerückt, ein Gebet zu ihm müßte große Thorheit sein. Natürlich ist das Alles vom Standpunkt des Gewissens aus gelehrt.

Das 15te Lehrstück behandelt das Werk der Versöhnung. Dem aufmerksamen Leser dieses Abschnitts tritt an mehreren Orten in großer Bestimmtheit der Grundmangel in der Versöhnungstheorie des Vfs entgegen. Es ist wieder vor Allem der mangelhafte unethische Gottesbegriff, der auch diese Lehrdarstellung verdirbt. So führt Schenkel S. 794 aus, daß es eine nicht durchaus richtige Vorstellung sei, wenn wir uns Gott der sündigen Menschheit gegenüber unversöhnt vorstellen. Wäre nämlich wirklich eine Spannung da zwischen Gott und der sündigen Menschheit, so soll es bei der Unveränderlichkeit Gottes undenkbar sein, daß sie aufgehoben wird, und der Vf. merkt es nicht, wie gerade er dadurch Gottes Unveränderlichkeit aufhebt, indem er sie scheinbar behauptet. Denn wenn Gott dem normalen Menschen gegenüber sich nicht anders verhält seinem innerlichen Wesen nach als dem sündigen gegenüber, so folgt, daß Gott nicht unveränderlich heilige Liebe ist, eifrig für das Gute und sein Recht, consequent wäre Gott ja nur, wenn er sich anders verhält jenem gegenüber als diesem; so zeigt sich Gottes Unveränderlichkeit eben darin, daß er (äußerlich betrachtet) sich ändert, weil nämlich der

Mensch sich geändert hat. Und wenn Schenkel fortfährt, gerade in der die Erlösung beschaffenden Thätigkeit Gottes einen unwidersprechlichen Beweis zu finden, daß jene Spannung eine nicht wirklich innergöttliche sei, nicht wurzele im Wesen Gottes, welches ja die Liebe sei, so liegt dieser Redeweise offenbar die Betrachtung zu Grunde, daß das Strafen und Zürnen von Seiten Gottes, statt nur aus der göttlichen heiligen Liebe abgeleitet werden zu können, vielmehr der göttlichen Liebe widerspreche, weshalb es denn der göttlichen Gerechtigkeit zugeschrieben wird, als wäre sie als Eigenschaft etwas für sich außer dem Wesen Gottes (cf. S. 857). Eine solche Liebe Gottes aber, welche nicht der Sünde gegenüber zürnt und sich polemisch verhält, ist eine schwächliche, unethische Liebe. Wie mangelhaft der Verf. über Gottes Liebe und Gerechtigkeit im Verhältniß zu einander, sowie über Gottes Unveränderlichkeit denkt, das tritt besonders klar auch S. 892 hervor, wo er davon redet, wie Gottes richterliche Thätigkeit, wenn er den Glaubenden rechtfertigt, den streng juristischen Charakter ablege und einen ethischen annehme, während wir doch behaupten müssen, daß gerade dies sich nimmer verträgt mit Gottes Unveränderlichkeit und daß es vielmehr, so zu sagen, die vollendete Auswirkung des göttlichen Zornes über die Sünde ist, wenn Gott die Erlösung beschafft und zutheilt. So hat der Verf. denn eigentlich nach allen Seiten hin der Versöhnungslehre das Fundament entzogen, nach der theologischen, indem die Nothwendigkeit derselben in Gottes Wesen nicht erkannt ist, nach der christologischen, indem nicht eingesehen werden kann, wie das, was Christo gehört, centrale Bedeutung für alle Menschen haben kann, nach der anthropologischen, indem über die Sünde und Schuld so zweideutig geredet ist, daß die Erlösungsbedürftigkeit zweifelhaft werden muß.

Digitized by Google

Nach Schenkels Ansicht versöhnt Christus die Menschheit mit Gott durch sein heiliges Leben, den heiligen opferwilligen Sinn seiner Liebe, der sich vor Allem offenbart in seinem Leiden und Sterben, darin zeigt Christus es, daß die Sünde keine Macht ist gegenüber der göttlichen Liebe, er richtet sie, indem er sie überwindet. In gewissem Sinn soll Christi Werk und besonders Tod auch stellvertretend genugthuende Kraft haben, aber nur so, daß in seiner Leistung unsere Leistung als eine nothwendig nachfolgende anticipirt ist. Vorläufig hat Christus an unsrer Stelle ein heiliges Leben gelebt, das gethan, was wir selbst erst real thun müssen, um real versöhnt zu sein. Sind wir versöhnt schon sobald wir im Glauben mit Christus uns zusammen schließen, so geschieht dies nur dadurch, daß Gott proleptisch unsere Entwicklung als eine schon vollendete ansieht, obgleich sie nur principiell schon da ist (nach Art der Kantischen Versöhnungslehre). Wie es freilich für Gott möglich ist, die Sache anzusehen nicht wie sie wirklich ist, sondern wie sie erst nach langer Entwicklung wirklich sein wird, das bleibt unklar. Wir übergehen ganz die mannichfaltige und oft wenig treffende Polemik des Verf. besonders gegen Christi Leiden als Strafleiden, übergehen die bedauerliche Art, in welcher er S. 836—845 mit den Schriftworten umgeht (als Beispiel genüge S. 845, wo gesagt wird, Christus am Kreuz könne von Paulus nicht wirklich als ein Fluch bezeichnet sein, weil Paulus ihn ja ausdrücklich als einen Segen für uns darstelle!). Die Versöhnungslehre Schenkels kann das christliche Bewußtsein wenig befriedigen, es kommt danach doch zuletzt immer nur auf unser Werk hinaus, auf die Güte unsrer sittlichen Entwicklung, die durch Christum nur angeregt und gefördert wird; Christus bekommt eine so nebensächliche Stellung, wie sie dem Glauben nicht entspricht.

Digitized by Google

Vom Glauben und seiner rechtfertigenden Kraft wird im 16ten Lehrstück (Das Werk der Erlösung) gehandelt; natürlich wird auch der Glaube sehr mager nach solchen Prämissen, kann er doch nicht in der vollsten Bedeutung des Wortes mit Christo selbst zusammenschließen. Redet der Verf. dennoch von einer unmittelbaren Bezogenheit des Glaubens auf Christum, so kann das nur Redensart sein. Christi Personleben haben wir nach Schenkel nur in seiner Lehre, seinem Wort und seinem Geist. Wir enden bei der Lehre Christi, in ihr liegt die erlösende Kraft (S. 909). Das ist die Errungenschaft aus allem Früheren; und es bestätigt sich das, was schon im grundlegenden Theil aus Andeutungen des Vfs hervorging und damals von uns gerügt wurde, diese Versöhnungslehre hat pelagianischen Charakter (cf. diese Bl. 1859 St. 154 S. 1531 ff).

Das dritte und letzte Hauptstück (S. 918 — 1228) handelt von der Wiederherstellung der menschlichen Gemeinschaft in Gott. Zuerst wird das Wesen der Kirche auseinandergesetzt, ohne daß viel Bedeutendes und Eigenthümliches vorgebracht würde. Die unglückliche Scheidung der sog. symbolisirenden Thätigkeit des Glaubens nach Erkenntniß, Wille, Gefühl (Lehre, Cultus, Verfassung) wird festgehalten. Auf die unsichtbare Kirche wird mit Recht ein starkes Gewicht gelegt, aber zu äußerlich wird die sichtbare Kirche zu ihr gestellt, das Institutionelle der Kirche bekommt eine zu sehr zufällige Bedeutung; die Weltseite wird zu ungünstig betrachtet. Darauf wird die Bekehrung behandelt als Vermittlung des Eintritts in die wahre Kirche, dann die Taufe, in recht trefflicher Weise wird das Magische streng ausgeschieden; im 20sten Lehrstück die Heiligung; im 21sten das Abendmahl und zuletzt die Vollendung der Kirche; hier wird

Digitized by Google

die letzte Wiederkunft Christi spiritualisirt, sie soll erfolgen nur in Kraft des Wortes und Geistes Christi. Wir können nicht genauer über dies letzte Hauptstück referiren, und dürfen es schon deshalb eher unterlassen, weil darin doch nur die letzten Ausläufe dessen sich darstellen, was genauer in den früheren Hauptstücken behandelt und von uns angedeutet ist.

Zum Schlusse können wir nur bedauern, unser früheres Urtheil festhalten zu müssen und dieser Dogmatik die Bedeutung nicht zusprechen zu können, die sie selbst beansprucht. Ueber Schleiermacher und die ihm principiell folgende Theologie wollte diese Dogmatik hinausführen, und es schien in der That bei dem grundlegenden Theil, als wäre etwas ganz Neues im Gegensatz zu Schleiermacher hier geliefert. Wir mußten damals sagen, daß doch wesentlich nur ein neuer Name gewählt war, die principielle Stellung zu bezeichnen, und wie bestätigt es sich durch die ganze Ausführung hindurch, daß in der That kein selbständiges, neuschöpferisches Princip durch den sog. Gewissensstandpunkt gewonnen ist. Die Polemik gegen Schleiermacher schwindet in der Ausführung sehr, in der Gotteslehre und vielen anderen Ausführungen hat Schenkels Dogmatik viel Aehnlichkeit mit Schleiermacher'schen Anschauungen, die ganze Ausführung bringt überhaupt doch wesentlich nur eine Lehrdarstellung, wie sie schon lange früher geliefert ist, sie bringt dieselbe neu aufgeputzt, wohl lebendig und entschieden, aber nicht klar und einheitlich ausgeführt. Es gelingt vor Allem nicht, die Aussagen über Gott und sein Wesen in ein einheitliches Bild zusammenzufassen, die Herrlichkeit und Macht des Ethischen in Gott ist nicht das lichtvoll Alles beherrschende Centrum dieser Dogmatik.

D. Harries.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.
Den 18. Juni 1860.

Palermo stabilimento tipografico di Fr. Lao, 1857. Sulle monete Punico-Sicule memoria dell' Ab. Gregorio Ugdulena (aus dem dritten Bande der Atti dell' accademia di scienze e lettere di Palermo besonders ausgegeben). 52 S. in kl. Folio mit zwei Bilderplatten.

Man freut sich immer, wenn irgendwo ein neuer wissenschaftlicher Eifer für ein Fach erwacht, welches gerade an dem Orte längst hätte blühen sollen, aber wegen mancher ungünstig einwirkender Ursachen noch nie an dieser Stelle gedeihen wollte. So hätte die wissenschaftliche Untersuchung der Ueberbleibsel des phönikischen Alterthumes gerade in den Ländern am Mittelmeere, wo die kostbaren Zeugnisse davon aus den alten Trümmern allmählich wieder emportauchen, am nächsten und eifrigsten verfolgt werden sollen, schon weil die ferner wohnenden Männer die Urbilder solcher Denkmäler entweder gar nicht oder nur sehr unvollständig und unsicher benutzen können. Aber sogar in Sicilien, wo sich viele dieser Denk-

Digitized by Google

mäler finden und manche derselben schon seit längeren Zeiten wenigstens in mehr oder weniger getreuen Abbildern veröffentlicht wurden, war bis jetzt kein einziger nennenswerther Mann, welcher sich mit ihrer wissenschaftlichen Erkenntniß erfolgreich beschäftigt hätte. Der Verf. der hier zu beurtheilenden Schrift ist der erste in dieser Zeit: und so wollen wir hoffen, daß diesem Anfange auf demselben und den verwandten Gebieten bald glückliche Fortsetzungen folgen.

Eine verhältnißmäßig große Menge phönikisch-sikelischer Münzen ist zum Theile schon früher bekannt geworden, zum Theile noch unveröffentlicht in Sammlungen verborgen, zum Theile gewiß auch künftig noch weiter aus den alten Trümmern hervorzuziehen. Gesenius erkannte 1835 in seinen Monumenta Phoenicia einige der Aufschriften dieser Münzen zwar richtig, wie er auf einer größern Reihe von Münzen die Buchstaben מטוא richtig las und darin die Stadt Motya an der südöstlichsten Spitze Siciliens wiederfand: aber sehr Vieles deutete er hier irrig. Nachher beschäftigten sich besonders de Saulcy und der Duc de Luynes mit diesem Theile phönikischer Entzifferungen, der Letztere sorgfältiger und vorsichtiger als der Erstere. Aber unser Verf. fand hier noch sehr Vieles richtiger zu erklären und Anderes zu ergänzen vor. Auch ist seine Mühe hier nicht vergeblich gewesen: man wird vielmehr seine große inhaltreiche Abhandlung immer mit vielem Nutzen lesen. Allein so besonnen im Allgemeinen und so treffend oft im Einzelnen seine Urtheile sind, so fehlt es ihm doch noch immer etwas zu sehr an der wünschenswerthen Sicherheit im semitischen Sprachkreise, um den Zweck einer solchen Arbeit bis so weit zu erfüllen, als es heute mit unsern Mitteln möglich ist. Noch sind weder die phönikischen Buch-

Digitized by Google

ſtaben und Worte noch die übrigen Zeichen und Merkmale der vielerlei Münzen alle richtig erklärt, ſo ungemein weit wir auch jetzt im Allgemeinen über die in dieſem Gebiete noch höchſt unvollkommnen Arbeiten Eckhel's hinaus ſind. Der Schwierigkeiten, welche ſich hier häufen, iſt freilich eine überaus große Menge; und ſo groß die Zahl der entdeckten Münzen ſchon iſt, ſo muß man doch, um Alles hier bis jetzt Unklare mit völliger Sicherheit verſtehen zu können, noch immer weitere Entdeckungen wünſchen und erwarten. Wir wollen dieſes hier an einem der wichtigſten Fälle zeigen.

Auf einer ziemlich großen Menge von Münzen lieſt man drei phönikiſche Buchſtaben, welche allen Merkmalen zufolge einem Worte wie אירא entſprechen und den Lauten nach etwa wie *Ija* auszuſprechen wären; und wenn damit auf einer Münze (hier tab. II. 1) איית wechſelt, ſo weiſt dieſes als *Ijat* nur noch beſtimmter darauf hin, daß wir hier ein phönikiſches weibliches Namenwort vor uns haben, welches urſprünglich Ijat lautete, leicht aber ſich zu Ija verkürzte. Zwar iſt die Geſtalt des א hier überall nicht die in phönikiſcher Schrift zunächſt gewöhnliche, doch iſt ſie dieſer ähnlich, und konnte gerade in dem Theile von Sicilien, wo dieſe Münzen geſchlagen wurden, die gewöhnliche ſein; einen andern Buchſtaben als א darin zu finden, iſt wenigſtens ſehr unzuverläſſig. Den Namen einer Stadt oder eines Landes muß man aber in dieſen drei Buchſtaben ſicher finden, weil einige Münzen die vollere Aufſchrift שבעלאירא haben, welche nichts bedeuten kann als von den Bürgern (für בַּעֲלֵי, nach phönikiſcher Schreibart) *Ija's*; denn auch das bloße ש für das Zeichen des Genitivs (ſonſt ר) findet ſich auf ſiciliſchen Münzen. Frägt man aber, welcher Ort mit dieſen Lauten Ija gemeint ſei, ſo

meinte Gesenius Syrakus sei darunter zu verstehen, einmal weil אי vielleicht wie das hebräische איי Eiland bedeuten und so damit die Insel Ortygia als ältester Theil von Syrakus gemeint sein könne, und zweitens weil sich so die vorne verstümmelte Inschrift .....*OΣION*, welche sich auf der Kehrseite einer dieser Münzen (tab. I. 19) findet, auf Syrakus beziehen lasse. Allein wie früher Andere, so verwirft auch unser Verf. diese Ansicht mit Recht, schon weil die Münzen von Syrakus ganz verschiedener Art sind. Unser Verf. glaubt dagegen auf den Rath eines seiner sicilischen Freunde hin mit aller Sicherheit annehmen zu können, der Name *Ija* entspreche dem griechischen der Stadt Himera, weil eine der griechisch sicilischen Münzen tab. II. 5 auf der einen Seite *IMEPAION* zeigt, auf der andern die offenbar vorne verstümmelte Inschrift ....*TON*; vergleicht man nämlich eine andre Münze (tab. II. 2, vgl. das אי auf tab. II. 3), welche bei übrigens ganz verschiedenen Bildern eine griechische Inschrift *IATON*, d. i. Ἰατῶν gibt, so haben wir hier wirklich unsern dunkeln Namen *Ijat* oder *Ija*, und der Beweis scheint damit beigebracht zu sein. Allein in der That ist dieses doch nur ein Scheinbeweis: denn wollten wir auch übersehen, daß auf diesen sehr verschiedenartigen Münzen die Stadt Himera nicht bezeichnet ist, so könnten wir ja dann auch jene oben erwähnte Münze mit ihrem verstümmelten ....*OΣION* nicht verstehen. Es kann also auch nichts nützen, weiter darüber nachzudenken, wie ein phönikisches *Ijat* dem griechischen Worte Himera entsprechen könne, ob etwa so, daß אִיָּא für אֵיָה laute und Lust bedeute, also ein griechisches Ἱμέρα eine Uebersetzung davon sei. Alle solche Vermuthungen dienen uns hier zu nichts.

Allein hier ist noch etwas Anderes wohl zu er-

Digitized by Google

wägen. Man findet nämlich auf einigen Münzen (hier tab. II. 6. 14) drei ganz ähnliche Buchstaben, nur daß die zwei Buchstaben, welche dort ein א darstellten, hier eher einem phönikischen ץ zu gleichen scheinen. Herr Ugdulena will nun diese drei Buchstaben wirklich ganz verschieden als צרץ lesen, und meint, damit sei die sicilische Stadt Segesta sogar den Lauten nach einerlei. Er meint nämlich, man könne diese drei Buchstaben nach hebräischer Art wie צֶרֶץ aussprechen und Bejeß klinge doch beinahe wie der griechische Name Segesta. Nirgends aber zeigt sich offener als hier, wie wenig unser Verf. mit der genaueren Sprachkenntniß vertraut ist. Denn eine Wortbildung und Aussprache wie צֶרֶץ ist weder im Hebräischen noch sonst in irgend einer semitischen Sprache möglich, vielmehr weiß jeder Sprach- und Schriftkenner, daß man in allen semitischen Sprachen ein Wort, welches צרץ geschrieben wird, nur entweder ßäß oder ßäiß (ßäß) oder höchstens wie ßejäß, vielleicht auch im Phönikischen wie ßejûß aussprechen kann, nie aber wie ßejeß; und so können wir schon deshalb an irgend eine Lautverwandtschaft dieses Namens mit dem griechischen Segesta in keiner Weise denken. Dazu kommt, daß auf der Kehrseite einiger dieser Münzen vielmehr mit griechischen Buchstaben Panormos als Prägort genannt wird. Und zuletzt ist es ebenso schwer, eine sicilische Stadt צרץ nachzuweisen, als anzunehmen, einige aller dieser Münzen enthielten wirklich צרץ, die andern aber alle איא, obgleich sämmtliche Münzen auch in ihren Bildern eine unverkennbare Aehnlichkeit tragen. Wir können demnach wohl leichter annehmen, daß der Buchstabe, welcher auf einigen dieser Münzen einem ץ gleicht, doch vielmehr ein א sein sollte und überall nur jenes *Ija* oder *Ijat* gemeint sei. Ist dieses aber nicht anders, so führen uns alle diese Erscheinungen wohl am sichersten auf

Digitized by Google

folgende Annahme. Der Name *Ijat* bezeichnete auf Phönikisch zwar nicht ganz Sicilien, da er nur auf einem örtlich enger begrenzten Kreis von Münzorten sich ausdehnt und andern phönikisch-sicilischen Münzen ganz ferne liegt, aber doch das ganze schmälere Westende Siciliens mit den Städten Himera, Panormos, Heraklea (phönikisch Râs Melqart tab. I. 18. 20. 21. II. 1.) und andern diesen benachbarten. Wir können dann auch jenen vorne verstümmelten griechischen Namen ....*OΣION* gut als *Αἰγουσίων* ausfüllen, von der kleineren Insel Aegûsa am Westrande Siciliens mit der gegenüber liegenden ähnlich lautenden Stadt Aegithallon. Aber wir können schließlich auch noch diesen Namen des Westrandes Siciliens etwas weiter verfolgen. Mitten zwischen jenen Städten lag nämlich eine Stadt Iéta, *Ἰαιτία* oder *Ἰέτης*, deren Namen unstreitig derselben Quelle entflossen ist. Diese Stadt, über welche Stephanos von Byzanz weiter berichtet, war in den uns bekanntesten Zeiten der sicilischen Geschichte allerdings sehr herabgekommen, kann aber in früheren Zeiten sehr bedeutend gewesen sein und dem ganzen Westende Siciliens den Namen gegeben haben. So blieb *Ijat* offenbar auch später noch ein heiliger Name für diesen ganzen Theil Siciliens, neben welchem aber jede Stadt, die besondre Münzen schlug, auch sich selbst auf den Münzen unterscheiden konnte. Ein ganz ähnlicher Fall zeigt sich bei den sicilischen Münzen, welche auf der einen Seite den Namen einer sicilischen Stadt, wie מחנת, auf der andern aber den Namen קרת חדשת, d. i. Karthago tragen; denn daß dieser letztre Name nicht etwa eine besondre Neustadt in derselben sicilischen Stadt bezeichnen solle, ist leicht einleuchtend. Eine solche sicilische Stadt war vielmehr damals gewiß von Karthago abhängig und führte deshalb zugleich dessen Namen auf ihren Münzen.

Digitized by Google

Es möge genügen, an diesem Beispiele gezeigt zu haben, wie viele Knoten hier noch zu lösen sind; und nur wem eine Menge der Münzen, auch der noch nicht veröffentlichten oder der zu unsicher abgebildeten leicht zu Gebote steht, kann hier aufs erwünschteste mit vollerem Erfolge arbeiten.

Indessen geht der fleißige Abbate noch über den in der Aufschrift seiner Abhandlung genannten Gegenstand weiter hinaus, indem er von S. 46 an auch die sonst in Sicilien entdeckten Alterthümer bespricht, sofern sie phönikische Inschriften tragen. Wir bemerken daraus Folgendes. Man hat schon lange bei Marsala einen Stein mit einer zweizeiligen Inschrift gefunden, welche mit קבר Grab von . . . . beginnt, deren Sinn also leicht erkennbar ist. Man hat aber später (wie einer erzählt, „der es wissen konnte", sagt hier Hr U.) bei dem alten Segeste einen kleinen goldenen Stier aufrecht auf einer Grundlage stehend gefunden, welche ebenfalls eine phönikische Inschrift trägt: und dieses ganze Goldstück ist wirklich heute in Palermo bei dem Principe di Trabia zu sehen, welcher es käuflich an sich gebracht hat. Diese Stierinschrift ist nun aber völlig dieselbe mit jener auf dem einfachen Steine, sogar nach den einzelnen Zügen der Buchstaben (mit höchst unbedeutenden Ausnahmen) und nach der Stellung der Buchstaben in den zwei Zeilen: nur am Ende findet sich hier ein Zeichen mehr, welches ein bloßes Zeichen des Endes (denn solche gibt es in phönikischer Schrift) sein könnte, aber von dem bekannten Hrn Lanci für ein ר gehalten wird; denn dieser will die Inschrift verstehen als enthielte sie die Worte und den Sinn קבר מתרחי צרי sepulcrum Mitrachai Tyrii. Hr U. aber kann nicht begreifen, wie eine Unterschrift solches Sinnes zu dem goldenen Stierbilde passe, meint also, der Stier solle der Mithrastier sein, und liest die Worte (da für jenes

Digitized by Google

ח allerdings beſſer ein ה geleſen wird) ſo: קבר מתר היצר als könnten ſie bedeuten: Die Kraft (oder vielleicht der Ruhm) Mithra's des Schöpfers, unter Anſpielung auf die aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten bekannten Mithramyſterien. Allein es iſt wohl eine vergebliche Anſtrengung, zeigen zu wollen, daß ein Wort wie קבר ſo viel ſein könne wie גבר oder כבר Kraft, oder gar wie כבר als bedeute dieſes Glanz und Ruhm: denn gewiß wird man gerade bei dieſen Wörtern nirgends ſolchen Lautwechſel finden. Aber ebenſo völlig unſicher iſt, daß יצר, welches kaum in der hebräiſchen Dichterſprache den Schöpfer bezeichnen kann, im Phöniſiſchen ihn bezeichne. Vor Allem aber wünſchten wir, der Verf. hätte uns die zuverläſſigſten Beweiſe gegeben, jene Stierinſchrift ſei wirklich alterthümlich und nicht bloß von jenem bekannten einfachen Steine entlehnt. Wenigſtens ſcheint uns, was er S. 48 für die Echtheit der Stierunterſchrift ſagt, ſehr wenig zu bedeuten. Er meint, ſchon die Genauigkeit und Reinlichkeit der Buchſtabenzüge und der Umſtand, daß hinten auf ihr noch ein Zug mehr ſich finde, beweiſe die Echtheit: allein dieſer Zug mehr iſt unbedeutend, und jene Genauigkeit würde ſich auch aus bloßer Nachahmung erklären. Wir müſſen in allen ſolchen Dingen genau ſein; und es iſt zu verwundern, daß der Verf., welcher doch der Quelle hier ſo ganz nahe ſtand, nicht zuvor die ſtrengſten Nachforſchungen anſtellte, um ſich von der Echtheit oder Unechtheit des Goldſtückes aufs ſicherſte zu überzeugen. Das Bild des Stieres ſelbſt hat an ſich nichts Alterthümliches an ſich.

Von der großen Eryxinſchrift kann leider auch Hr U. nichts verſichern als daß ihr Urbild nicht mehr aufzufinden ſei. Er verſucht auch deshalb keine Erklärung derſelben: und dies verdenken wir ihm nicht.

H. E.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 21. Juni 1860.

Paris, Nantes

bei J. B. Dumoulin et Guérard et Comp. 1856. La Ligue en Bretagne. Par L. Grégoire professeur agrégé d'histoire au Lycée de Nantes. XVIII u. 375 S. in Octav.

Fast alle Historiker, welche sich mit der Geschichte der Bretagne beschäftigt haben, schließen ihre Untersuchungen mit dem Zeitpunkte, in welchem die genannte Provinz für immer mit der französischen Krone verbunden wurde, während wiederum die Geschichtschreiber der Ligue nur vorübergehend der Bretagne ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Nur zwei Werke bilden in Bezug hierauf eine Ausnahme: die 1739 in sechs Bänden erschienene histoire des ducs de Bretagne, welche nach dem Tode des Verfassers, Christophe de Piré, der Abbé Desfontaines nicht ohne manche arge Verstümmelung herausgab, und die histoire de Bretagne von Morice mit der bis zum Jahre 1598 reichenden Fortsetzung von Taillandier, eine ebenso fleißige als trockene Compilation. Und doch ist die Zahl der auf uns

Digitized by Google

gekommenen bretonschen Memoiren, welche der Zeit der Ligue angehören, keineswegs eine geringe. Dahin gehören von Seiten der königlichen Partei die Niederzeichnungen des tapfern Montmartin und des Jean Pichart, von Seiten der Guisen die des Jérôme d'Aradon; sodann, abgesehen von den zahlreichen Panegyrikern des Herzogs von Mercoeur, die Denkschriften des Canonicus Moreau und die von Landelle entworfene Darstellung der Ereignisse, welche seine Vaterstadt Saint-Malo betrafen. Diese Quellenschriften, verbunden mit der von den Benedictinern veranstalteten Urkundensammlung und den noch nicht veröffentlichten Documenten, welche sich in städtischen Archiven und in den Registraturen der ehemaligen chambre des comptes zu Nantes, der Provincialstände und des Parlaments der Bretagne befinden, liefern ein so reichhaltiges und dankbares Material, daß es sich nur um die Zeit und Ausdauer zur Bewältigung desselben handeln kann.

Der Verf. ist bescheiden genug, mit dem Geständnisse nicht zurückzuhalten, daß er sich der genannten Quellen zunächst nur bedient habe, um eine geschichtliche Uebersicht des genannten Zeitraums zu gewinnen. Ref. glaubt diesen Ausspruch dahin ergänzen zu müssen, daß, wenn auch das vorliegende Werk den historischen Entwickelungsproceß der Bretagne nicht gleichmäßig nach allen Richtungen verfolgt, im Ganzen und in vielen einzelnen Theilen neue Ansichten durch dasselbe erschlossen und manche vererbte Ueberlieferungen als unhaltbar beseitigt sind. Daß der Verf. auch die dem Gebiete der Politik angehörige poetische Litteratur zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht, theilweise zum ersten Male ans Licht gezogen hat, wird von vielen Lesern mit Dank anerkannt werden.

Zwei Seiten, die religiöse und die politische, müs-

Digitized by Google

sen hauptsächlich ins Auge gefaßt werden, wenn die Bewegung, von welcher die Bretagne unter der Regierung Heinrichs III. ergriffen wurde, ihre richtige Deutung finden soll. Die erstere anbelangend, so darf nicht außer Acht gelassen werden, daß in der durch Lage und Sprache dem großen Verkehr entzogenen Provinz die Lehre Calvins keinen Boden finden konnte; überdies verschloß sich der Breton in seinem nationalen Haß wider Frankreich gegen jede dort hervortretende Neuerung mit derselben Hartnäckigkeit, mit welcher der Irländer so lange jede von England ihm gebotene Gabe zurückstieß. Was aber die politische Seite betrifft, so muß in Betracht gezogen werden, daß die Kämpfe der Ligue das nie gänzlich erloschene Streben nach nationaler Unabhängigkeit in der Bretagne um so mehr wieder weckten, als die Regierung alle Mittel verabsäumt hatte, um die Herzen der Bevölkerung für das große einheitliche Reich zu gewinnen. Noch lebte, namentlich bei den Bewohnern des flachen Landes, der alte celtische Geist; Sitte, Gewohnheit, Vorurtheile, Antipathien hatten zwischen ihnen und den benachbarten Provinzen eine schwer zu beseitigende Scheidewand gezogen. Nur daraus erklärt sich, daß, während im übrigen Frankreich die Guisen auf Begründung einer neuen Dynastie dachten, in der Bretagne der Herzog von Mercoeur sein Streben auf Gestaltung einer Souverainetät daselbst richten konnte. Darin unstreitig ist der Brennpunkt der dortigen Kämpfe zu suchen, dem gegenüber die Glaubensfrage eine untergeordnete Rolle spielt und diese Seite ist es deshalb, deren Beleuchtung sich der Verf. in seinen von Kritik geleiteten und durch schlichte, anmuthige Darstellung fesselnden Erörterungen zur Aufgabe gesetzt hat.

Wenn bei der, durch den bevorstehenden Ausgang

Digitized by Google

des Hauses Valois nahe gerückten Frage wegen der Erbfolge die Bretagne entschiedener als eine andere Provinz des französischen Reichs ihre Abneigung gegen den Bourbon aussprach, so galt diese weniger dem Hugenottismus Heinrichs von Navarra, als dem Umstande, daß Letzterer sich keiner Abstammung von den Herzögen von Bretagne rühmen konnte. Eine Erbberechtigung an jene Landschaft vermochte freilich auch Philipp Emanuel von Lothringen, Herzog von Mercoeur, nicht nachzuweisen; aber seine Gemahlin, Maria von Luxemburg, Herzogin von Etampes und Penthièvre, galt als Sproß der alten Herzöge und gab schon in ihrer Jugend unter dem Namen der belle Nantaise den Gegenstand der Verehrung bei den Bretons ab. Mercoeur, welchen sein Schwager, König Heinrich III., 1582 zum Statthalter der Bretagne ernannt hatte, war ein muthiger, vielseitig gebildeter Herr, aber ehrgeizig, keines raschen Entschlusses fähig, ohne Festigkeit des Charakters und in seinen politischen Ansichten von der schönen und hochfahrenden Gemahlin abhängig, welche die eigentliche Vertreterin der nationalen Partei in ihrer Heimath abgab. Bei dem durch den Mord der Guisen veranlaßten Wiederausbruche des Bürgerkrieges schlug sich der Herzog nicht sofort zu einer Partei. Von dem kriegerischen Heinrich von Navarra und dem königlich gesinnten Herzoge von Nevers gleichzeitig bedroht und ohne Bürgschaft, daß der Gemeinerath von Nantes sich vom Gehorsam gegen die legale Regierung lossagen werde, beschloß er, die günstige Gelegenheit zum selbständigen Handeln abzuwarten und begnügte sich vorläufig damit, die Zahl seiner Söldner in Nantes zu mehren und die unteren Stände durch die Geistlichkeit dem Könige zu entfremden.

Diesen Verzug ertrug die muthige Herzogin nicht.

Digitized by Google

Mit beredten Worten schilderte sie der zusammenberufenen Bürgerschaft von Nantes die Gefahr, welche einerseits von Navarra, andrerseits von dem Könige, als dem offenkundigen Beschützer der Hugenotten, drohe, und erreichte die Absetzung des Gemeinraths, die Berufung ihrer entschlossenen Anhänger zur städtischen Verwaltung und dadurch den Beitritt der Bürgergemeine zur Union. Wie hier, so stand in Rennes der Bischof an der Spitze der Ligueurs; wie dort, so unterlag auch hier für den Augenblick die gemäßigte Partei. Aber dem Einflusse des Parlaments und dem an dem Könige hängenden Adel gelang die Reaction, so daß Rennes seitdem den Waffenplatz der Königlichen abgab. Das dortige Parlament erklärte den Herzog und dessen Anhänger für Hochverräther und ihrer Aemter und Würden verlustig, und der König befahl die Verlegung der Universität von Nantes nach Rennes.

Anders gestalteten sich die Verhältnisse nach dem Morde Heinrichs III. In Heinrich von Navarra sah man nur den Hugenotten und zum Theil selbst den Fremden und der Krieg nahm seitdem die religiöse Färbung an. Wie gering in jener Zeit die Zahl der Royalisten in der Bretagne war, ergibt sich aus dem Umstande, daß sich auf dem 1590 nach Rennes berufenen Ständetage nur ein Abt und kein einziger Bischof einfand, von neun Domcapiteln nur eins sich vertreten ließ, von vierzig Städten nur sieben erschienen und statt hundert adliger Deputirten kaum vierzig gegenwärtig waren.

Die Stütze der conservativen Partei in Rennes gab nicht sowohl der statt Mercoeurs zum Statthalter ernannte Heinrich von Bourbon, Prinz von Dombes, als das Parlament ab, welches unter der Bedingung, daß die katholische Religion in ihren Rechten nicht verkürzt werde, dem ersten Könige aus

Digitized by Google

dem Hause Bourbon die Huldigung leistete. Dagegen behauptete sich Mercoeur factisch in dem bei weitem größeren Theile des Herzogthums; für ihn regte sich, trotz der Erklärung des Königs, zur römischen Kirche übertreten zu wollen, der von Spanien influirte Klerus. Geistliche waren es, welche die Befehle des Herzogs durchs Land trugen, in fast allen Gemeinerāthen das Wort nahmen und mehr als ein Mal die Führer im Kampfe abgaben. In Quimper, wo der Seneschall Jacques Laurent den Schwur aussprach, daß er vom Könige nicht lassen werde und wenn dieser der eingefleischte Teufel wäre mit Hörnern so lang wie seine Arme, stellten sich Barfüßer an die Spitze des Straßenkampfes, der mit dem Siege der Ligueurs endete. Daß wiederum das Parlament zu Rennes Tonsurirte, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen waren, aufknüpfen ließ, kann unter diesen Umständen nicht befremden. Ereignisse der Art dienten nur zur Steigerung des Fanatismus. In Predigten und Liedern, von denen mehrere hier mitgetheilt werden, pries man zu Nantes den durch Jacques Clement an dem „Holofernes Frankreichs“ geübten Mord.

Von den Städten standen, außer Rennes, nur Vitré, wo Protestanten das Uebergewicht hatten und Brest, wo französische Interessen die bretonschen überwogen, auf der Seite der Königlichen. Das durch Handel blühende und unter seinem Bischofe eine fast unabhängige Stellung zwischen der Bretagne und Normandie einnehmende Saint-Malo hing der Union an, aber ohne deshalb dem Herzoge von Mercoeur die Herrschaft einzuräumen. Den im Jacobinerkloster abgehaltenen Sitzungen des Gemeinerāths zu Morlaix stand der Erzpriester von Plougastel vor und vertrat die Richtung der klerikalen Partei. Aus Quimper, der Hauptstadt der unteren

Digitized by Google

Bretagne, hatte der königliche Seneſchall flüchten müſſen. In allen dieſen Weichbilden hatte ſich ein revolutionärer Ausſchuß der Bürgerſchaft der Gewalt bemächtigt, bis Mercoeur ſeinen mit Geiſtlichen, Adligen und einigen ſtädtiſchen Schöffen beſetzten conseil d'état et de finances errichtete.

Während ſolchergeſtalt die Bürgerſchaften in ihren Bewegungen dem religiöſen Elemente folgten, wog bei dem größeren Theil des höheren Adels Luſt am Kampfleben und Ausſicht auf Beute vor. Nur bei Wenigen unter ihnen hatte das Motto Geltung: »hors de l'église point de salut.« Bei ihnen fanden die zum Beſten des Landmanns erlaſſenen Edicte der Stände zu Nantes ſo wenig Beachtung, wie die Ermahnungen und Drohungen Mercoeurs. Gleich unabhängigen Condottieri durchſchwärmten ſie raubluſtig das flache Land; Königliche und Ligueurs galten ihnen gleich, wenn es darauf ankam, ein ſchweres Löſegeld zu erpreſſen, und Mancher unter ihnen, wie z. B. der in Liedern gefeierte Fontenelle, gab als verſchlagener, wilder Führer von Brigands für lange Zeit den Gegenſtand der Sage und Dichtung ab.

Das Landvolk anbelangend, ſo beſaß daſſelbe, dem Feudaladel gegenüber, größere Unabhängigkeit als in irgend einem andern Theile des franzöſiſchen Reichs. Bauern und Grundherrn waren hier einander durch Sprache, Sitte, Nationalgefühl und denſelben Grad der Unwiſſenheit einander näher gerückt. Alle beſeelte derſelbe Haß gegen das Ausland und als ſolches betrachteten ſie unbedingt Frankreich. Sie ſahen in ſich die Vertreter der alten Armorica, Celten, die kein Königthum wollten, am wenigſten ein franzöſiſches und die deshalb, nicht ohne dem von ihren Pfarrern gegebenen Beiſpiele zu folgen, durch Gewiſſen und nationales Gefühl zur Ligue hingezo-

Digitized by Google

gen wurden. Bei alle dem gaben sie vermöge ihrer Unbändigkeit und Zuchtlosigkeit ein schwer zu handhabendes Werkzeug für Mercoeur ab und mehr als ein Mal wandten sie ihre Waffen ebenso schonungslos gegen den räuberischen katholischen Adel wie gegen die Anhänger des Ketzers von Navarra.

Der Mord seines königlichen Schwagers war für Mercoeur in so weit ein glückliches Ereigniß, als er dadurch dem Vorwurfe der Undankbarkeit entging. Seit diesem Augenblicke ließ er sein bisheriges Schwanken fahren und schlug eine festere Richtung ein. Wenn er aber vorläufig noch, statt des von der Kirche gebannten Heinrich von Navarra, dessen Oheim, den Cardinal von Bourbon, als König anerkannte, so geschah es nur, um Zeit zu gewinnen und um den Rechtsansichten des Volks Rechnung zu tragen. Aus dem letztgenannten Grunde versäumte er nicht, sobald es seinen Interessen nicht widersprach, sich auf den demnächstigen Ausspruch der Generalstände zu berufen, während er im Grunde, gleich allen Ligueurs, nichts weniger wünschte, als daß auf diesem Wege die politischen Verhältnisse des Reichs geordnet werden möchten. Er wollte in seiner Unabhängigkeit durch nichts geirrt sein und war deshalb weit entfernt, dem an die Spitze der Union gestellten Herzoge von Mayenne die Hand zu bieten. Den eigentlichen Kern dieser politischen Richtung des Herzogs erkannte man erst dann, als er selbst durch die Androhung des Bannes von Seiten des Papstes nicht bewogen werden konnte, Abgeordnete von Nantes zu den in Paris zusammengetretenen Generalständen zu schicken. Immer entschiedener zog er sich von der Union zurück, seit diese sich nicht abgeneigt zeigte, die Unterstützung Spaniens durch Abtretung eines Stücks der Bretagne zu erkaufen. Ihm schwebte nichts als der ungeschmälerte und erbliche

Besitz seines Herzogthums vor Augen, in welchem er schon jetzt alle Souverainetätsrechte ohne Widerspruch ausübte. Er creirte, weil Rennes fortwährend der königlichen Partei anhing, ein neues Parlament in Nantes; eben dahin berief er alljährlich die Stände des Herzogthums, um sich von ihnen die für den Krieg erforderlichen Steuern bewilligen zu lassen. Die hierauf bezüglichen, höchst interessanten Protokolle, von deren Existenz man bisher nichts wußte, werden vom Verf. im Auszuge mitgetheilt.

Mit jedem Tage erstarkte die Partei Mercoeurs und verloren die Königlichen an Terrain. Nach dem bei Craon erfochtenen Siege ließ die Herzogin nicht nach, in den Gemahl zu dringen, sich zum Herzoge von Bretagne zu erklären. Dazu schien indessen nach seiner vorsichtigen Berechnung der Zeitpunkt noch nicht günstig, so ohnmächtig auch die durch Spaltungen zwischen Ständen und Parlament in Rennes zerrissene königliche Partei ihm gegenüberstand. Doch war es schon ein bedeutender Schritt, daß er seinen Sohn bei der Taufe als Herzog der Bretagne begrüßen ließ. Dann freilich gestalteten sich die Verhältnisse anders, als Elisabeth von England auf Bitten Heinrichs IV. und um dem wachsenden Einfluß Spaniens im Norden von Frankreich Schranken zu setzen, ein kleines Heer unter John Norris in Paimpol landen ließ. Die Predigten und Wühlereien fanatischer Mönche fanden nicht mehr den bisherigen Anklang beim Volke, es mußten auch hier die Folgen vom Uebertritt des Königs zur römischen Kirche und zwar um so mehr sich geltend machen, als Mercoeur häufig genug gezeigt hatte, daß es nicht das Interesse des Katholicismus allein sei, welches er verfechte. Dazu kam endlich das allgemein sich kundgebende Verlangen nach Frieden und nach Verminderung der unerträglichen Steuer-

Digitized by Google

laſt, ſo wie die Wandelbarkeit des Adels, der ſich unter dem ritterlichen Könige eine reichere Waffenernte verſprach als unter dem bedächtſamen Herzoge. So geſchah es, daß Heinrich IV., als er endlich ſein Heer gegen die Bretagne führen konnte, faſt nirgends auf ernſthaften Widerſtand ſtieß. Unter dieſen Umſtänden glaubt Mercoeur ſich nur noch durch feſten Anſchluß an König Philipp II. behaupten zu können; aber bald zerfiel er, wie es nicht anders ſein konnte, mit der ehrgeizigen Politik des ſpaniſchen Hofes; ſchien doch den mit der Tochter Heinrichs II. erzeugten Kindern des Königs ein Anrecht an der Bretagne zuzuſtehen. So blieb dem Herzoge nichts übrig, als die vom Bourbon ihm angebotene Gnade anzunehmen.

Berlin

bei Georg Reimer, 1860. **Geſchichte des Neutestamentlichen Kanon; von Carl August Credner. Herausgegeben von Dr. G. Volkmar, Professor der Theologie an der Universität Zürich. VIII u. 424 S. in Octav.**

Dieſes neue Buch verdient ſicher nicht bloß ſeines Inhaltes, ſondern auch ſeines vor wenigen Jahren verſtorbenen Verfaſſers wegen eine nähere Beachtung. Credner war als Theologe vorzüglich immer mit der Erklärung und der Geſchichte der Bibel beſchäftigt, und hat in dieſem Fache ausgezeichnete Verdienſte. Was ihn dabei vor Allem auszeichnete, war ein ſeltener Schatz von ſehr ausgebreiteten Kenntniſſen der mannichfaltigſten Art, welchen er ſich ſchon in frühen Zeiten erwarb und ſein ganzes Leben hindurch eifrig zu mehren ſuchte. Er war edel und weitherzig genug dabei von der Theologie als bloßer Fachwiſſenſchaft auch ganz abzuſe-

Digitized by Google

hen, und erwarb sich so nicht nur in den verschiedensten Feldern der Geschichte und in manchen selteneren der Sprach- und der Alterthumskunde, sondern auch in Naturwissenschaften gründliche Kenntnisse: und doch kamen solche scheinbar ferne liegende wissenschaftliche Bemühungen nicht selten auch seinen näheren Nachforschungen überraschend zu gute. Dazu lebte eine Aufrichtigkeit, eine Biederkeit, ein reges Gefühl für alles Recht und, wo er es für das Gemeinwohl nothwendig hielt, eine furchtlose Thätigkeit und aufopfernde Hülfsfertigkeit in ihm, welche ihn seinen näheren Freunden und Bekannten theuer machten und auch für die weitere Welt sein Andenken zu erhalten nicht wenig beitrugen. In seiner Jugend beeilte er sich nicht gerade ein öffentliches Amt zu erhaschen: nachdem er mehrere Jahre andre Universitäten kennen gelernt, wurde er spät auch unser Mitbürger; aber da zierten ihn schon ganz dieselben vortrefflichen Eigenschaften, welche weiterhin seine öffentliche Laufbahn auszeichneten; und noch jetzt erinnert sich der Unterz. mit Freude, wie er damals mit dem schon bejahrteren und reiferen Jünglinge hier zusammentraf.

Wir haben uns diese allgemeinere Bemerkung über Credner gestattet, weil uns hier ein von ihm nachgelassenes Werk vor den Geist tritt, welches uns nicht ohne eine gewisse Wehmuth sein ganzes nun zu Ende gegangenes irdisches Leben überblicken läßt. Die Geschichte des NTlichen Kanons wie er sie sich dachte und wie er sie nach manchen von ihm schon früher veröffentlichten Vorarbeiten hier fast völlig ausgearbeitet gibt, ist eine Art von Fortsetzung der zwei Bände seiner schon 1836 erschienenen Einleitung in das Neue Testament, und enthält einen sehr reichen sowie einem großen Theile nach sehr vortrefflich ausgearbeiteten Stoff. Man stößt hier so oft

Digitized by Google

auf die ausgewählte Gelehrsamkeit ebenso wie auf den sichern geschichtlichen Blick des Verfs, und wird dadurch nicht wenig erfreuet. Allein es ist auch in weiteren Kreisen bekannt, in welche schwere Kämpfe die Geradheit und Aufrichtigkeit Credners allmählich sich immer tiefer verwickelt sah. Juristen und Staatsmänner feindeten ihn an, am meisten aber und am längsten die Theologen einer bekannten neuesten Schule: und selten ist wohl einem wissenschaftlichen Manne so viel Unrecht geschehen wie ihm. Man nehme sein eben erwähntes Werk vom J. 1836, welches zugleich das Hauptwerk seines gelehrten Lebens geblieben ist: waren auch einige Mängel in ihm, so zeugte doch das ganze von einem so sichern geschichtlichen Blicke, einem so fruchtbaren Fleiße und einer so innigen Theilnahme an den großen Gegenständen selbst, daß gerade die christlich und kirchlich gesinnten Männer unserer Zeit die gerechteste Ursache zum Danke gegen den Verf. darin hätten finden sollen. Allein unsre kirchlich Gesinnten waren so unverständig, einen immer bitterern Haß auf ihn zu werfen und ihn aufs empfindlichste zu kränken: und leider ließ auch er sich kränken, und fühlte seinen Geist dadurch allmählich immer mehr umdüstert. Ein Schatten davon ist auch auf dieses Werk gefallen, als hätten ihn jene thörichten Eiferer allmählich immer mehr in die Nähe der gerade entgegengesetzten Schule des ungeschichtlichen Zweifels und der willkürlichen Erdichtung getrieben, von welcher er anfangs so weit sich entfernte. Zwischen den Kämpfen und Stößen dieser beiden einseitigen Schulen sich ganz aufrechten und gesunden Geistes zu erhalten, auch ohne dabei in ein unklares schwächliches Vermitteln zu verfallen, mag schwer genug sein: wir sagen nicht, daß Credner zuletzt ganz in das Lager der willkürlich zweifelnden und

Digitized by Google

erdichtenden Schule übergegangen sei, da ihn zu viel von seiner altgewohnten Gelehrsamkeit, Gewissenhaftigkeit und Klarheit davon abhielt; aber im Einzelnen fühlt man hier an gewissen Spuren die Einwirkung dieser vernünftelnden Schule der neuesten Art. Auch war es sicher schon nicht ohne eine solche Einwirkung, daß er noch vor seinem Tode die Herausgabe seines unvollendeten Werkes einem ihm freilich auch als Landsmann ziemlich nahe stehenden Jünger dieser Schule übertrug, welcher hier nun auch mancherlei längere und kürzere Bemerkungen hinzugefügt hat.

Wie vortrefflich ist z. B. S. 51 ff. die ganze lange Abhandlung über das Lebensende des Apostels Paulus! Eine sichere Vorstellung über dies Lebensende kann in einer Geschichte des NTlichen Kanons, wie sie auch angelegt sein mag, nicht leicht fehlen, ist aber in neuern Zeiten durch allerlei Vorurtheile und Irrthümer sehr verdunkelt. Spätere Schriftsteller erzählen, dieser Apostel sei aus seiner bekannten römischen Gefangenschaft befreiet bis nach Spanien gekommen, dann erst in Rom hingerichtet. Allein sieht man auf ältere und soviel als möglich gleichzeitige Schriftsteller, so besitzen wir jetzt nur das Zeugniß im Sendschreiben des römischen Klemens c. 5 über ein so wichtiges Ereigniß: aber auch in ihm wird dieses nur beiläufig berührt, und die Worte *διδάξας ὅλον τὸν κόσμον καὶ ἐπὶ τὸ τέρμα τῆς δύσεως ἐλθών* müssen uns heute als Hindeutung auf etwas genügen, was einst in der Geschichte sicher von gewichtigster Bedeutung war. Wo sich uns nun aus dem Alterthume nur kurze Erinnerungen an folgenschwere Ereignisse erhalten haben, da sollte man sie billig immer desto sorgfältiger zu verstehen suchen: und erwägt man genau den ganzen Inhalt, ja selbst die rednerische Haltung

Digitized by Google

jener Stelle bei Klemens, so geht daraus ganz unverkennbar hervor, daß Paulus auch noch in Spanien als Apostel gewirkt haben muß, weil Klemens dieses wichtige als damals bekannt zwar nur beiläufig erwähnt, aber offenbar das stärkste Gewicht darauf legt. Nur bei Paulus, nicht bei Petrus (und diese beiden stellt hier Klemens allein zusammen) war dieses zugetroffen, sein Andenken aber war durch dieses Ereigniß, daß er wie im Osten so noch im äußersten Westen Herold des Evangeliums geworden, aufs höchste ausgezeichnet: und eben dieses Alles hebt Klemens so bestimmt hervor. Allein jene schon oben erwähnte Schule neuester Art, welche in Deutschland sich der Philosophie rühmt und alle echte Weisheit lieber verleugnet, fand es aus gewissen der Geschichte und deren Weisheit ganz ferne liegenden Gründen ihren sonstigen Zwecken gemäßer zu leugnen, daß Paulus aus seiner ersten Gefangenschaft befreiet sei und bis nach Spanien das Evangelium getragen habe. So setzte sie sich über den Ausdruck jenes alten Sendschreibens, Paulus habe „die ganze Welt" gelehrt, als über eine Redensart weg, die ja auch bloße Uebertreibung sein könne; aber auch die andre sehr bestimmt lautende Redensart, Paulus sei bis zur Grenze des Abendlandes gekommen, suchte sie so umzudeuten, daß am Ende von der ganzen geschichtlichen Wahrheit nichts übrig blieb. Die heutigen deutschen Philosophen und philosophisch oder wissenschaftlich scheinen wollenden Schriftsteller reden ja so viel von subjectiv und objectiv, wollen alles Denkbare haarscharf nach subjectiv und objectiv spalten, und dünken sich Wunder was, wenn sie mit dem Schalle dieser undeutschen, aber philosophisch klingenden Worte darein fahren. So stellte die Schule die Ansicht auf, das äußerste Abendland, zu welchem Paulus gekommen, sei bloß von

dem Orte des Abendlandes zu verstehen, welchen er (wie die Schule hinzusetzte, nach seiner Subjectivität) erreichte, nämlich Rom und Italien, nicht aber Spanien. Aber Klemens sagt ja gerade umgekehrt so objectiv als möglich, Paulus sei bis zum äußersten Abendlande gekommen, welches nach der Ansicht des ganzen Alterthumes nur Spanien sein kann; und erst dann konnte er ja auch mit Wahrheit sagen, er habe die ganze (römische) Welt mit dem Evangelium erfüllt. Wir sehen hier also ein denkwürdiges Beispiel, wie diese Schule sogar die einfachsten und zugleich die wichtigsten geschichtlichen Zeugnisse zu verdrehen weiß. Und wenn nun dennoch so viele andre Gelehrte neuester Zeit dieser Entstellung der Wahrheit folgten und damit zur Verkennung eines für Manches so wichtigen geschichtlichen Ereignisses beitrugen, so muß man unserm Verf. für seine Mühe, das Richtige von jeder Seite her wieder zur Anerkennung zu bringen, allen Dank wissen. Was aber Dr Volkmar S. 57 nach der so allseitig genügenden Auseinandersetzung Credner's dennoch wieder zur Vertheidigung des neueren Irrthumes beibringt, ist ohne Gewicht, da es ebenfalls nur auf unrichtigen Voraussetzungen beruhet. Nichts ist geschichtlich so sicher, als daß der Apostel Paulus wirklich aus seiner ersten römischen Gefangenschaft befreiet wurde und noch bis Spanien hin das Evangelium verbreitete: alle in unsern Zeiten dagegen erhobenen Zweifel müssen gänzlich wieder verschwinden, weil sie nur aus dem Gegentheile einer wahren Wissenschaft geflossen sind. Die Wahrheit und ebenso der wahre Nutzen aller Geschichte für uns setzt sich bekanntlich aus der großen Menge einzelner sicherer Stücke zusammen: und was soll werden, wenn solche Männer, die der Wissenschaft sich rühmen wollen, die einzelnen Stücke, die wir sicher

Digitized by Google

erkennen können, vielmehr verdunkeln und der Welt aus den Augen bringen wollen?

Unser Verf. hat sich hier und sonst noch in so manchen Theilen seines Werkes ein besseres Urtheil bewahrt, und der Wissenschaft damit einen wirklichen Nutzen geleistet. Auch rechnen wir nicht zu den Unvollkommenheiten des vorliegenden Werkes die weniger passende Anlage und Vertheilung des gesammten Stoffes. Dieser ist nämlich hier in folgende vier Haupttheile zerlegt: 1. die Bildung des NTlichen Kanons in der ältesten Kirche; 2. die ältesten Verzeichnisse; 3. nähere Bestimmung des Kanons in der morgenländischen Kirche; 4. seine nähere Bestimmung in der lateinischen Kirche. Daß diese vier Haupttheile keine innere Folge geben und keinen rechten Zusammenhang bilden, auch den ganzen weiten Stoff nicht erschöpfen, kann man leicht sehen. Der echte Inhalt würde sich vielmehr in folgenden drei Haupttheilen erschöpfen lassen. Vor Allem müßte gezeigt werden, wie sich Sammlungen verwandter Schriften schon von vorne an bildeten, ehe noch irgendwie daran gedacht wurde, ihnen eine höhere Heiligkeit zuzuschreiben oder sie zu der Würde von kanonischen zu erheben: diesen ältesten und einfachsten, aber dennoch zuletzt festesten Grund eines Kanons neutestamentlicher Bücher richtig zu erkennen und zu beschreiben würde den ersten Haupttheil eines solchen Werkes füllen. In einem zweiten müßte dann gezeigt werden, welche Ursachen zu der höhern Schätzung und Heiligung solcher Bücher führten, und warum schon früher bestandene kleinere Sammlungen zu einer größern Sammlung für heilig zu haltender Bücher vereinigt und mit einzelnen noch hinzukommenden vermehrt wurden.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Juni 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: »Geschichte des Neutestamentlichen Kanon von C. A. Credner. Herausgegeben von Dr. G. Volkmar.«

Eine längere Zeit verstrich so im Werden und sich Ausbilden des Kanons: und konnte über die Hauptbestandtheile desselben nie ein ernstlicher Streit lange dauern, so erhoben sich über einzelne an sich nach dem strengen letzten Zwecke des Kanons vielleicht minder nothwendig, aber doch vielleicht sehr nützlich scheinende Bücher manche verschiedene Ansichten, welche schwerer zur Ruhe kommen konnten. Wie nun aber seit Constantin's Zeiten auch über die letzten hier noch schwankenden Fragen eine feste Entscheidung gesucht und inwiefern sie wirklich gefunden wurde, das würde den dritten und letzten Haupttheil einer echten Geschichte des NTlichen Kanons bilden müssen. Da indessen das vorliegende Werk von seinem Verf. unvollendet gelassen ist, so können wir nicht einmal sagen, ob er nicht ebenfalls auf die richtige Eintheilung gekommen wäre, wenn er selbst

Digitized by Google

die letzte Hand an es gelegt hätte. Ebenso können wir dem sel. Verf. nicht zum Vorwurfe machen, daß einige wichtige Theile des ganzen Gegenstandes in ihm fast gar nicht berührt sind: der Herausgeber hat hier nachzuhelfen gesucht, man vermißt aber dennoch Vieles in ihm, wie z. B. die wichtigen Fragen über den NTlichen Kanon in den verschiedenen syrischen Kirchen und in der äthiopischen Kirche hier überall kaum aufgeworfen werden. Was wir aber wirklich zu tadeln nicht umhin können, ist, daß der Verf. über den Anfang und den ersten Zweck des NTlichen Kanons sich einigen Ansichten mehr als billig zuneigt, welche doch nur durch die neuern Irrthümer jener oben erwähnten Schule in unsern Zeiten emporgekommen sind und leicht zu immer gefährlicheren neuen Irrthümern hinführen können.

Die Grundansicht des Verf. ist, der NTliche Kanon sei erst durch die katholische Kirche, diese aber sei erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts entstanden. Allein so oft ähnliche Ansichten in unsern Zeiten schon aufgestellt sind, ebenso grundlos müssen sie bei jeder gründlicheren Betrachtung der wahren Verhältnisse erscheinen. Man kann mit Recht sagen, das Christenthum oder der Islâm sei in dem und dem Jahre entstanden, weil sie aus einzelnen großen Alles umgestaltenden Schöpfungen hervorgegangen sind: wann aber eine katholische Kirche zuerst entstanden sei, ist eine so ganz im Allgemeinen genommen durchaus eitle Frage, weil diese Kirche, wenn sie einen guten Sinn hat, entweder von jeher ihrem Keime nach mit dem Christenthume schon da war oder nie dagewesen ist. Vergeblich hat man sich im Laufe des zweiten Jahrhunderts nach irgend etwas umgesehen, was zur Stiftung einer katholischen Kirche die Veranlassung gegeben hätte; vergeblich beruft sich Credner auf die Reisen Hégésippos',

Polykarpos' und anderer Männer der Art nach Rom um die Mitte des zweiten Jahrh. n. Ch., als ob diese Reisen mit einer solchen neuen Stiftung in einem Zusammenhange gewesen, wovon doch wiederum Niemand etwas weiß. Sagt man, sie sei gegen die Gnostiker gestiftet, so gebe man doch an, wo und wann? aber die Gnostiker waren auch schon vom ersten Jahrhunderte an da (wie wir heute sicher annehmen können), und wir wüßten auch so nicht, warum sie erst seit der Mitte des zweiten gestiftet sei. Oder sagt man, sie sei gegen das Judenchristenthum gestiftet, so kommt man auch hier nicht über ähnliche eitle Vermuthungen hinaus. Ist sie aber ihrem wahren Sinne nach weiter nichts als das Christenthum sofern dieses seiner allgemeinen Bestimmung für die ganze Welt stets lebendig sich bewußt ist und daher auch vor jeder zu einseitigen Richtung oder Meinung und Lehre immer noch zur rechten Zeit sich zu hüten den rechten Trieb und Muth besitzt oder doch besitzen kann, so war sie eben mit der Entstehung des Christenthums selbst gegeben und bildete sich im Kampfe gegen die allmählich emporkommenden Einseitigkeiten nur immer bestimmter aus, war also auch am lebendigsten und fruchtbarsten immer gerade da, wo gegen neue Irrthümer oder gegen gefährliche Verengerungen und Einschränkungen des echten Christenthumes am richtigsten und erfolgreichsten gestritten wurde. Sofern es nun in den frühesten Zeiten des Christenthumes Sitte wurde, daß jede zu einseitige Richtung immer am liebsten einer einzelnen christlichen Schrift als einem Grundbuche und Richtschnur (oder Kanon) ihres Lebens sich enger anschloß, mußte da, wo man sich von solchen Einseitigkeiten freier zu halten suchte, von selbst immer leicht auch eine größere Sammlung solcher Grundbücher sich bilden; und die Verbin-

Digitized by Google

dung von Paulus-Sendschreiben und ähnlichen Schriften mit einer größern Zahl von Evangelien wurde insofern nothwendig der Grund eines Kanons NTlicher Bücher in einer solchen Kirche, die der echten Bestimmung des Christenthumes sich nicht umsonst erinnernd als die katholische gelten wollte. Allein die Bildung unsres Kanons in seinen wesentlichsten Bestandtheilen lag damit von Anfang an in der höhern Nothwendigkeit dieser Zeiten, und wir haben keinen Grund mit Credner anzunehmen, daß er überall erst seit der Mitte des zweiten Jahrhunderts sich gebildet hätte, während eine Menge deutlicher Merkmale, die er nur nicht richtig gefunden und verfolgt hat, für das Gegentheil spricht. Daß man aber in den ältesten Zeiten auch da, wo man mehrere Evangelien und mehrere Sendschreiben zugleich gerne las und aus ihnen lernte, dennoch das Herrnwort weit über das bloß apostolische setzte, versteht sich von selbst.

Wir können daher die Grundansicht des Verfs über die Entstehung des NTlichen Kanons nicht für richtig halten: mit ihr aber hangen andere Ansichten zusammen, welche wir ebenso wenig billigen können. Wir meinen hier besonders zwei.

Einmal behauptet Credner S. 28 ff., das Judenchristenthum sei nicht ein innerhalb der Kirche erst entstandener Rückfall, sondern etwas Ursprüngliches. Allein das Christenthum, wie es bis zu der großen Thätigkeit des Apostels Paulus war, Judenchristenthum zu nennen, ist von der einen Seite thöricht, von der andern ganz verkehrt und ungerecht. Soll nämlich der Name weiter nichts bedeuten, als daß das Christenthum zeitlich und örtlich aus dem Judenthume oder vielmehr aus dem gesammten weiten Kreise der ATlichen Religion hervorging, so ist der Name sinnlos, weil sich ja dies geschichtliche Ver-

Digitized by Google

hältniß von selbst versteht, und überflüssig dazu. Soll er aber (wie er doch müßte) eine besondre Art von Christenthum bezeichnen, so ist er völlig verkehrt und ungerecht, weil das Christenthum sogleich mit seinem ersten Hervortreten in die Welt auch schon vor Paulus' Wirksamkeit im Wesentlichen durchaus dasselbe ist wie späterhin, und auch damals schon ebenso den vollesten Gegensatz gegen das damalige Judenthum in sich schloß wie dieses ihm auf das feindseligste entgegentrat. Also kann überhaupt erst seit der erfolgreichen Thätigkeit Paulus' von einem sich allmählich bildenden Judenchristenthum die Rede sein, weil erst von dieser Zeit an einzelne Christen der sich immer folgerichtiger entwickelnden christlichen Freiheit zu folgen ein stärkeres oder schwächeres Bedenken trugen und dadurch in die Gefahr eines Rückfalles geriethen. Der Unterschied der Vorstellungen über diesen Anfang des Christenthumes ist bei näherer Betrachtung groß und entscheidend genug: sowie der Verf. ohne diesen ersten Irrthum sicher nicht so leicht in jenen vom Ursprunge der katholischen Kirche und des NTlichen Kanons gefallen wäre.

Wie aber dieser Irrthum vom Judenchristenthume dem Verf. nur aus einer durch die oben erwähnte Schule in unsrer Zeit weit verbreiteten Vorstellung wie von außen angeflogen ist, so verhält es sich ähnlich mit einem andern, welcher nicht minder folgenreich und schwer ist. Credner nimmt es nämlich in diesem Werke als zweifelhaft an, ob das vierte Evangelium und der diesem entsprechende große Brief vom Apostel Johannes sei: und wenn man bedenkt, wie fest er noch 1836 in seinem oben bemerkten andern Werke alle solche Zweifel bekämpfte, so kann man daran leicht ermessen, wie stark die Einwirkung der Schule der Zweifelsucht und Unsi-

Digitized by Google

chermachung seitdem auch auf ihn gewesen sei. Allein was er hier vorbringt, um solche Zweifel zu begründen und danach die Geschichte des NTlichen Kanons aufzubauen, das ergibt sich bei näherer Untersuchung als grundlos. Er geht nämlich hier zu dem Zwecke auf eine neue Weise von dem sogen. Muratorischen Bruchstücke über den Kanon aus, über welches er auch sonst manche Ansichten ausspricht, welche die genauere Untersuchung nicht bestätigt: wir wollen uns hier jedoch der Kürze wegen an die Stelle über das Johannesevangelium halten. Wenn der uns jetzt seinem Namen nach unbekannte alte Schriftsteller aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrh. n. Ch., welcher dieses seinem gesammten Inhalte nach so unvergleichlich wichtige Bruchstück schrieb, sagt, das vierte Evangelium sei von einem der Schüler Christus' verfaßt, so findet Credner S. 158 f. schon darin einen sichern Hauptbeweis dafür, daß dieser Schriftsteller den Verfasser desselben nicht für den Apostel gehalten habe. Allein die zwölf Apostel sind vor Allem Jünger und werden wie sonst so im Johannesevangelium selbst immer so bezeichnet; ja man kann mit Recht sagen, jeder Apostel, welcher etwa ein Evangelium niederzuschreiben sich entschloß, habe dieses stets nicht in seiner Eigenschaft als Apostel, sondern als Jünger gethan, wie denn auch nichts als dieses ein Haupttheil des Sinnes der dortigen Erzählung über die Entstehung des vierten Evangeliums ist. Aber es kommt an dieser Stelle noch hinzu, daß eben vorher gesagt war, Markus und Lukas seien obwohl Evangelisten keine Jünger gewesen: danach wird also Johannes im Gegensatze zu ihnen recht wie absichtlich einer der Jünger genannt. Und so sind auch die andern Gründe, welche Credner hier für seine Meinung anführt, haltlos: vielmehr ist nichts gewisser, als daß

Digitized by Google

das für die Geschichte des NTlichen Kanons so äußerst wichtige Muratorische Bruchstück keinen andern als den Apostel Johannes einfach für den Verfasser des Evangeliums und der Briefe hält, ohne irgend wie auch nur auf einen Zweifel hinzuweisen, der darüber zu seiner Zeit geherrscht habe.

Neben diesem so vorsichtig zu gebrauchenden Bruchstücke ist es besonders der Anhang zu dem herrlichen Sendschreiben an Diogenetos, in welchem Credner eine Stütze für seine Ansicht sucht. Man hat heute längst bemerkt, daß an dieses Sendschreibens Ende c. 11. 12 das Ende eines ganz verschiedenen Sendschreibens verschlagen ist: aber dieser bloße Schluß eines verlorenen Sendschreibens ist uns schon wegen des ungewöhnlichen Schwunges seiner Worte seinem wahren Sinne nach leicht sehr dunkel. Dazu kommt, daß das Wortgefüge, wie es in unsern Ausgaben sich findet, Vieles zu wünschen läßt: ich bemerke hier nur beiläufig, daß man c. 12 wohl sicher ein bezügliches ὅ (was) hinter εἰδέναι τι einsetzen, und ähnlich bald nachher vor οὐδὲ Εὖα ein οὗ, d. i. wo einschalten muß, wenn man einen klaren Sinn erhalten will. So viel kann man indessen bei genauer Untersuchung sicher erkennen, daß der mit so wunderbarem und doch in den Zeiten des Urchristenthumes wieder so leicht erklärbarem Schwunge höchster Begeisterung redende Sendschreiber in der ganzen Schrift, von welcher sich nur dieser Schluß erhalten hat, eine damals neue Richtung im Christenthume bekämpft, welche unter dem Scheine tieferer Erkenntniß (Gnôsis) gefährliche Lehren aufstellte und manche der besten christlichen Lehrer verunglimpfte. Denn der Sendschreiber will in diesem immer höher steigenden Strome seiner Schlußworte ausdrücklich die Gnôsis hochhalten, macht aber auf das aufmerksam, was im Christenthume noch über

Digitized by Google

ihr stehen müsse, und spielt darauf an, daß man den Geist der echten christlichen Lehrer nicht dämpfen dürfe. Die Kreise aber, in welchen diese übermüthige Gnôsis damals sich erhob, waren sicher heidenchristliche, d. i. mitten in der großen heidnischen Welt hatte sich leider dieser innerchristliche Streit entzündet, bei dem es sich nicht im mindesten von dem Gegensatze des Juden- und des Heidenchristenthumes handelte. Credner gibt nun zwar diese ganze erhabene Rede S. 59 ff. mit vieler Anstrengung in einer uns nicht durchgängig richtig scheinenden eignen Wortfeststellung, Uebersetzung und Erklärung: allein weil er sie nur mit seinen einmal vorgefaßten Gedanken las, so findet er sogleich in den Worten zu Anfange „da ich Apostelschüler geworden, werde ich Heidenlehrer" einen Beweis dafür, daß der Sendschreiber eben zuvor noch ein beschnittener Judenchrist gewesen und nun plötzlich zu der eben damals um die Mitte des zweiten Jahrh. n. Ch. auftretenden katholischen Kirche übergetreten sei. Wer aber jene Worte in ihrem rechten Zusammenhange zu verstehen sich bemühet, begreift, daß der Sendschreiber damit nichts sagen wollte, als, im Christenthume, dessen große Bestimmung die Bekehrung aller Heiden sei, könne Niemand ein rechter Lehrer sein, der nicht zuvor Schüler der Apostel geworden und damit mitten in den vollen lebendigen Athem und Trieb alles echten Christenthumes wie hineingehoben sei. Dies ist gegen ein Winkelchristenthum gesagt oder gegen eine neue gnostische Schule, wie deren um jene Zeiten so viele emporschossen: den Gegensatz aber zur Beschneidung und zum Judenchristenthum, als ob dieses eben damals zuerst beseitigt sei, legt Credner völlig grundlos in alle die Worte. Man bedenke doch, daß unser Sendschreiber ebensowohl gegen den allem Ju-

Digitized by Google

denchristenthume aufs schärfste entgegengesetzten Markion und dessen Schule behaupten konnte, wer ein Heidenlehrer werden wolle, müsse alle Apostel richtig erkennen und ehren, nicht etwa bloß wie Markion den Paulus: und sollen wir uns die neue Schule, gegen welche unser Sendschreiber redet, etwas näher denken, so müßten wir unstreitig an die Markion's oder eine ähnliche heidenchristliche denken.

Im Zusammenhange mit allen solchen Annahmen steht es nun auch bei Credner, daß er meint, Tertullian habe in seinem NTlichen Kanon keinen einzigen der sogen. sieben katholischen Briefe gehabt, während doch nach allen andern Merkmalen der erste Johannes- und der erste Petrusbrief sehr früh als apostolische Schriften gebraucht wurden. Er trug diese Meinung schon vor einigen Jahren in einer Abhandlung vor, welche noch bei seinen Lebzeiten öffentlich erschien, und wollte sie aus Tertullian's Buche de resurrectione carnis beweisen: ich zeigte aber damals sogleich an einem andern Orte, wie ungenügend dieser Beweis sei. Jetzt gibt der Herausgeber zu, daß Tertullian den ersten und zweiten Johannesbrief wirklich gebrauchte, er verneint aber dasselbe rücksichtlich des ersten Petrusbriefes. Allein zu diesem Zwecke muß Tertullian'en das Buch Scorpiacum abgesprochen werden: die Gründe dazu scheinen uns nicht hinreichend, da die Sprache dieser Abhandlung ganz wie die Tertullian's ist und ihr Inhalt ebenfalls so wie man ihn von diesem Schriftsteller erwarten kann. Seltener als andere NTliche Bücher hat Tertullian ihn allerdings gebraucht: dies hängt wohl damit zusammen, daß in seinem Kanon alle die Johanneischen Schriften als das instrumentum Johanneum zusammenstanden und der Petrusbrief dann als ein ganz vereinzeltes Stück leichter ausgelassen werden konnte. Die Sache ist

Digitized by Google

aber überhaupt ziemlich unbedeutend, da wir aus andern sichersten Zeugnissen wissen, daß der erste Petrusbrief zu Tertullians Zeiten sonst überall als kanonisch galt.

Alle solche hier von vorne an nothwendigen vielen Einzelforschungen haben unstreitig ungemein viel Schwieriges, und erfordern die höchste Vorsicht und Anstrengung. Die Geschichte der Entstehung des NTlichen Kanons ist von oben an dunkel genug, und dies kann nicht wohl anders sein. Denn dieser Kanon bildete sich von vorne an selbst ganz unmerklich, weil allein aus den innersten Nothwendigkeiten der Sache heraus. Eine von allen Christen anerkannte herrschende Vorgemeinde, welche durch ihr Beispiel und ihren Willen allein hätte Alles entscheiden können, gab es damals nicht, wenn auch einzelne Gemeinden, wie die von Ephesos und von Rom, offenbar großen Einfluß hatten; noch weniger gab es einen Papst. Was sich so mehr aus den innersten Bedürfnissen und Nothwendigkeiten einer Zeit ganz neu herausbildet, tritt erst, wenn es schon vollendeter und wirksamer geworden, an das volle Licht des Tages. Dazu kommt, daß uns aus den nächsten 70 bis 80 Jahren nach der Zerstörung Jerusalems heute sehr viele christliche Schriften entweder ganz verloren oder nur in Bruchstücken und sonstwie in Winkeln versteckt erhalten sind; und dies war eben der Zeitraum der ersten Ausbildung eines Kanons christlicher Schriften. Die ganze Geschichte der christlichen Entwickelung jener Zeit ist uns weniger genau im Einzelnen bekannt: mit ihr auch die der Entstehung des Kanons. Allein wenn wir genau Alles aus jener Zeit was wir noch erkennen können zusammensuchen, so ist das dennoch bedeutend genug; und manche neue wichtige Entdeckung, welche auch auf diese besondre Geschichte einige neue

Digitized by Google

Lichtstrahlen werfen kann, ist erst in unseren neueren und neuesten Zeiten gemacht, ohne daß Credner sie hier schon benutzt hätte. In der That hat so die Geschichte der Entstehung des NTlichen Kanons in allen ihren wichtigsten Theilen für uns heute nicht mehr so vieles Zweifelhafte und Dunkle als es leicht scheinen kann; und recht eigentlich anziehend für den Forscher und Geschichtskenner, sowie allgemein am lehrreichsten und unentbehrlichsten ist doch nur diese älteste und für alle Folgezeit entscheidendste Geschichte des Kanons.

Seit den Zeiten Constantin's und seines bischöflichen Freundes Eusebios von Cäsarea spinnt sich zwar der Faden dieser Geschichte noch immer weiter durch das ganze Mittelalter bis in unsre Zeiten, wie das vorliegende Buch so lehrreich zeigt: allein da sind es nur noch ein paar wie am Rande liegende Bücher, über deren Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit im Kanon man streitet. Das Morgenland will die Apokalypse, das Abendland den Hebräerbrief nicht aufnehmen; und jenes hat dabei ebenso viel Recht und ebenso viel Unrecht wie dieses. So schleppen sich diese Fragen durch die langen Jahrhunderte hin, als könnten sie nie ganz aufhören und als wollte sich hier nie eine vollkommene Ruhe ausbilden. Aber auch das ist gut, damit man im Christenthume nie zu viel Vertrauen auf ein bloßes Buch setze und wäre es auch aus guten Gründen das heiligste, und nie meine, heilige Schrift solle und müsse wie durch das schärfste Messer von allen andern Büchern abgeschnitten sein. Nur der Islâm fordert die schärfste Sonderung heiliger Schrift nach außen und ihre völligste innere Gleichheit: aber der Qor'ân ist nie ein Heil für die Menschheit gewesen, und wird es noch weniger künftig sein.

H. E.

Digitized by Google

Mitau und Leipzig

Aug. Neumann's Verlag 1860. Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studirende von Dr. Joh. Heinr. Kurz, ordentl. Professor der Theologie in Dorpat. Vierte Ausgabe. 780 S. in Octav.

Die allgemein anerkannte Brauchbarkeit dieses Lehrbuchs der Kirchengeschichte findet in dem Umstande ihre Bestätigung, daß von der dritten Auflage desselben bis zu seiner vierten nur zwei Jahre verflossen sind. Verf. ist auch bei dieser Auflage bemüht gewesen, sein Buch durch Ausfüllung seiner Lücken, Verbesserung eingeschlichener Irrthümer und Ausmerzung von Druckfehlern seiner Aufgabe entsprechender zu machen. Zum Gebrauche der Studirenden sind diesmal Zeittafeln beigefügt worden. Die christliche Kirche ist die durch Jesum Christum gestiftete göttliche Heilsanstalt auf Erden, deren Haupt Christus der Gottmensch, und deren göttlicher Pfleger der heilige Geist ist. Da aber, neben der heiligen Regierung ihres göttlichen Hauptes und der heiligenden Fürsorge ihres göttlichen Pflegers, auch die Erkenntniß und der Wille des Menschen in ihr walten, die bei der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur auch unheilig und verkehrt sein können, so hat die Darstellung der Kirchengeschichte darum nicht nur die normalen Entwickelungen in der Kirche, sondern auch ebenso sehr alle Hemmungen und Verirrungen, so lange sie noch zur Kirche in Beziehung stehen, zur Anschauung zu bringen. Dieser Begriff der Kirche ist viel zu allgemein und unbestimmt, als daß er der Kirchengeschichte zur Grundlage dienen könnte, wie es sich sogleich bei der Bestimmung des neuesten Standpunktes der Kirchengeschichte an den Tag legt. Der Anführer der neuesten evangelischen Kirchenhistoriker ist Neander;

Digitized by Google

aber wenn gleich die Grundlage seiner kirchengeschichtlichen Darstellung als recht anerkannt wird, so werden ihm doch bei dem Aufbau der Kirchengeschichte mancherlei Vorwürfe gemacht, welche seine Nachfolger zu vermeiden haben, wenn sie den Anforderungen der Zeit entsprechen sollen. Neander, nach dem Urtheile des Verfs in Schleiermacher's Gefühlstheologie eingehend, vindicirte der subjectiven Frömmigkeit ihre Rechte in der wissenschaftlichen Behandlung der Kirchengeschichte, ging mit besonderer Vorliebe den Entwickelungen des inneren Lebens nach, wies das Christliche auch in mißachteten und kirchlich verurtheilten Erscheinungen nach, und fühlte sich vom objectiven Kirchenthume meist als von einer Verknöcherung des christlichen Lebens und der Krystallisirung des Dogma abgestoßen. Als Schüler und Nachfolger Neander's werden aufgeführt Jacobi, Hagenbach, W. Zimmermann, Guericke, Bruno Lindner, denen sich der Verf. anreiht. Von allen diesen wird nur über Bruno Lindner ein bestimmtes Urtheil abgegeben, daß derselbe mit besonderm Fleiße die dogmengeschichtliche Entwickelung verfolge und auch das Mitwirken politischer Factoren gehörig würdige. Neander's Standpunkt wird als ein subjectiver, also ungeschichtlicher bezeichnet; auf ein solches Fundament kann Niemand ein kirchengeschichtliches Gebäude aufführen, und in diesem Falle kann auch von den Fehlern keine Rede sein, welche die Schüler und Nachfolger Neander's zu vermeiden haben. Daher ist auch die Darstellung des neuesten kirchengeschichtlichen Standpunktes eine durchaus unbestimmte.

Die Vorgeschichte der christlichen Kirche, welche von der vorchristlichen Welt in ihren Beziehungen zur christlichen Kirche handelt, gibt keine allgemeine und unfruchtbare Schilderung des religiösen Zustan-

Digitized by Google

des der Juden und Heiden zur Zeit der Erscheinung Christi, sondern stellt den Gottmenschen in den Mittelpunkt der Entwickelung der Menschheit, schaut im Juden- und Heidenthume die sich gegenseitig setzenden und ergänzenden Factoren menschlicher Bildung an, und zieht aus dieser Betrachtung das Resultat, daß Jesus Christus in der Fülle der Zeit in die Welt gekommen sei, und wie die Menschenwelt vor ihm sich auf ihn bezogen habe, so die Menschenwelt nach ihm in ihm ihren Ausgangspunkt habe. Dem Heidenthume wird nicht nur eine negative Vorbereitung für das Heil, sondern auch zugleich eine positive zugeschrieben, durch welche es befähigt wurde, diesem Heile eine Morgengabe zu bringen, die von hoher Bedeutung für seine Förderung war, und hierin auch von dem vorchristlichen Heidenthume eine göttliche Sanction anerkannt. Das Judenthum hat die Substanz, den göttlichen Stoff und Inhalt, das Heidenthum aber hat die menschliche Form und die weltlichen Förderungs- und Bildungsmittel für die christliche Kirche geliefert. Es wird zwar dem Heidenthume einerseits ein vielfach hoher sittlicher Ernst, und eine bewundernswürdige Energie im staatlichen und bürgerlichen Leben, sowie andererseits der Geistesbildung der Griechen und Römer die Schöpfung von Formen für die Bewegung des geistigen Lebens zugeeignet, welche sich dem neuen Geistesgehalte, der sich aus dem heiligen Lande ergoß, als die geeignetsten Mittel zu seiner formellen Darstellung und Ausbildung darboten, aber damit ist die Bedeutung des Staatslebens und der Wissenschaft des Alterthums bei weitem noch nicht genug anerkannt. Das Heidenthum bot dadurch der christlichen Kirche Elemente dar, die dem Judenthume wesentlich abgingen. Das Judenthum erzeugte aus sich kein selbständiges Staatsleben und darin lag die Ursache von der innern

Trennung und dem endlichen Untergange der jüdischen Nation; das Judenthum brachte keine selbständige Wissenschaft hervor, und darin lag die Ursache, daß die Religion niemals in die Tiefe des Volkslebens eindrang, sondern der Abfall von derselben immer von neuem wiederkehrte. Die griechische Wissenschaft und das römische Staatsrecht sind für die Entwickelung der Menschheit nothwendige Elemente. Als sich dieselben mit der christlichen Religion vereinigten, und neue Zustände der menschlichen Gesellschaft begründeten, kam kein Beispiel vor, daß ein christliches Volk in sich zerfallen und von der Religion abgefallen wäre. Als die christliche Priesterherrschaft diese Elemente in ihrer freien Thätigkeit hemmte, erhoben sie sich wider dieselbe, und begründeten abermals neue Zustände der menschlichen Gesellschaft.

Die allgemeine Eintheilung der Kirchengeschichte ist ebenso großartig als tief. Nach vorausgeschickter Urgeschichte der christlichen Kirche, ihrer Gründung durch Christum und ihrer Gestaltung im apostolischen Zeitalter wird die Geschichte der Kirche in drei Abtheilungen als Entwickelungsgeschichte der Kirche in der antik-klassischen Bildungsform, in der mittelalterlich-germanischen und in der modern-germanischen Bildungsform abgehandelt, welche Abtheilungen dann weiter in die erforderlichen Perioden eingetheilt werden. Bei den vorläufigen Reformationsversuchen im 15. Jahrh. werden die allgemeinen Concilien nur bei dem päpstlichen Schisma namhaft gemacht, ohne daß in der durch dieselben sanctionirten Superiorität der allgemeinen Concilien über den Papst ein reformatorisches Princip anerkannt wird, was aus dem Grunde nicht gut geheißen werden kann, weil das auf dieses Princip sich stützende Episkopalsystem seitdem beständig in der

Digitized by Google

römisch-katholischen Kirche fortbestanden, und bei gegebener Gelegenheit immer von neuem eine Reform der Kirche angestrebt hat. Von Wycliffe und Hus wird der wahre reformatorische Beruf anerkannt, aber daneben richtig bemerkt, daß sie bloß eine unsichtbare Kirche gelten ließen und deshalb keine sichtbare dauernd zu gründen vermochten, daß sie ferner mit der geschichtlichen Entwickelung meist völlig abbrachen, die Kirche wieder auf die unentwickelten Gestaltungen ihrer apostolischen Anfänge zurückführen wollten, und den festen Boden in der Gegenwart verloren. Die böhmischen und mährischen Brüder, in welchen sich die Reformationstendenz dieser Reformatoren geschichtlich feststellte, mußten bestimmter charakterisirt werden, als es geschehen ist.

Die bemerkte Unklarheit des Verfs über seinen geschichtlichen Standpunkt stellt sich bei den Reformatoren Luther, Zwingli und Calvin offen heraus. Die herkömmlichen Principien derselben werden wohl angegeben, aber ihre Lehre von der Kirche, welche in unserer Zeit von vorzüglicher Wichtigkeit ist, bleibt unerörtert. Das hierarchische Kirchenthum des Katholicismus, welches sich lange überlebt hat, wird so lange seinen Werth und seine Stellung behalten, bis sich der Protestantismus zu einem positiven Kirchenthume gestaltet hat. Worin aber dieses bestehe, das ist die große Frage der Zeit, welche allein aus den Grundbegriffen der Reformatoren ihre Lösung gewinnen kann. Kann die wahre geschichtliche Stellung des Protestantismus nicht in Abrede gestellt werden, so muß derselbe auch die Fähigkeit zur Bildung eines positiven Kirchenthumes in sich tragen. Diese Forderung wird an denselben, wenn in irgend einer Zeit, in der unsrigen gemacht, und daher muß vor allen Dingen in dem Begriffe der Reformatoren von der Kirche das positive Element aufgesucht und festgestellt werden. Dieses positive Element liegt aber jedenfalls in dem lutherischen Begriffe der Kirche, welcher die Gnadenmittel des Wortes und des Sacramentes in sich vereinigt, während der zwinglisch-calvinische Begriff der Kirche einseitig das Wort, und der römisch-katholische Begriff derselben ebenso einseitig das Sacrament hervorhebt. Nach dem Maßstabe dieses lutherischen, echt positiven Begriffes der Kirche muß nach unserm Dafürhalten die Geschichte der Kirche seit der Reformation dargestellt werden, wenn sie einen für unsere Zeit praktischen Standpunkt gewinnen soll

Holzhausen.

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.
Den 25. Juni 1860.

Berlin

Verlag von Dietrich Reimer, 1860. Reisebericht über Hauran und die Trachonen nebst einem Anhange über die Sabäischen Denkmäler in Ostsyrien; von Dr. Johann Gottfried Wetzstein, K. Preuss. Consul in Damaskus. Mit Karte, Inschriftentafel und Holzschnitten. VI u. 150 S. in Octav.

Wer hätte es glauben sollen, daß nicht weit südöstlich von Damasq eins der für uns wunderbarsten Länder der Erde liege, ohne daß wir in Europa bei allen unsern heutigen wissenschaftlichen und sonstigen reichen Mitteln davon bis jetzt eine nähere Vorstellung hätten erhalten können? Und doch ist dieses so. Das Land, welches wir, wenn es mit einem einzigen und dazu uns sogleich verständlicheren Namen bezeichnet werden soll, nur das nordöstlichste Palästina nennen würden und welches uns, weil in der Bibel erwähnt und mit der biblischen Geschichte näher zusammenhangend, noch besonders merkwürdig ist, blieb uns gleichwohl bis in diese letzten Tage

Digitized by Google

wie der unbekannteste Fleck der Erde, trotzdem daß wir längst aus hinreichenden Zeugnissen des Alterthumes genau wußten, es müsse einst ein sehr wohl angebautes stark bevölkertes Land nicht ohne eigenthümliche Bildung gewesen sein. Die grauenvolle Verwüstung, welche der Islâm je länger je mehr über alle die Gegenden der Erde gebracht hat, welche er am ungestörtesten bis in unsre Zeiten herab beherrschen konnte, traf hier mit der verkehrten Richtung der europäischen Mächte zusammen, welche, obwohl dem Namen nach christliche, durch ihre beständigen inneren Eifersüchteleien und Streitigkeiten sich verhindern lassen, eine bessere Haltung gegen den Islâm einzunehmen und ihn an weiterer Länderverwüstung zu hindern. Noch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts durften europäische Christen sogar in dem großen reichen glänzenden Damasq, dieser uralten echten Hauptstadt Syriens, sich kaum blicken lassen: noch weniger durfte ein Christ die unsichern Umgebungen und alles Land nach Osten hin zu bereisen oder gar wissenschaftlich zu untersuchen wagen. So durchzogen Seetzen und Burckhardt zwar wie verstohlen reisend als die ersten wissenschaftlich gebildeten Europäer das nordöstlichste Palästina, und unser Verf. muß als heute der beste Kenner bezeugen, daß sie mit den äußerst geringen Mitteln, die ihnen zu Gebote standen, in ihrer hülfslosen Lage dennoch sehr viel leisteten: aber sie konnten nicht einmal weit genug östlich vordringen und hörten nur von ferne von den Wundern Hauran's. Erst der englische Geistliche J. L. Porter, welcher Jahre lang in Damasq wohnen konnte, machte in seinem 1855 erschienenen Werke Five Years in Damask auf die Nothwendigkeit die östlichsten Gegenden Hauran's zu untersuchen näher aufmerksam; und in den letzten Jahren sind uns

Digitized by Google

denn auch durch die Bemühungen zweier unternehmender übrigens sehr verschiedenartiger Männer diese unbekannten Länder zum ersten Male wieder etwas sicherer vor die Augen getreten.

Der eine ist der Engländer Cyrill Graham, ein noch jüngerer Mann, welcher rein aus wissenschaftlichem Eifer jene wie es schien in ein undurchdringliches Dunkel gehüllten Gegenden erforschte, auch mit großem Erfolge seine Reiseforschungen östlich und südlich noch weiter ausdehnte als unser Verf., und nachdem er auf kurze Zeit nach Europa zurückgekehrt, jetzt aufs neue in einer noch weiter auszudehnenden Untersuchung derselben Gegenden begriffen ist. Er veröffentlichte eine ziemlich kurze Beschreibung seiner Reise im Journal of the R. Geogr. Soc. vol. 28 (1858); und ein noch kürzerer Bericht über die von ihm gefundenen Inschriften mit vier Bilderplatten erscheint von ihm so eben in dem Journal of the R. Asiatic Soc. vol. 17 (1860) p. 286—297. Fast um dieselbe Zeit aber betrat auch unser Verf. den bis dahin so geheimnißvollen Boden: und er war freilich ganz anders dazu vorbereitet. Er war schon seit einer Reihe von Jahren preußischer Consul in Damasq gewesen, hatte hier lange die beste Gelegenheit, sich allmählich auf eine solche wissenschaftliche Reise in die nächsten Gegenden gut vorzubereiten, und war mit Hunderten von Einwohnern der unbekannten Gegenden, welche aus den mannichfaltigsten Gründen das große Damasq aufzusuchen haben, in nähere Berührung getreten Ein europäischer Consul in einer großen morgenländischen Stadt vermag heute leicht nach sehr vielen Richtungen hin aufs einflußreichste zu wirken: aber leider sind die meisten, auch die englischen und die französischen so wenig gut vorbereitet, daß sie bei all ihrem weit reichenden Einflusse und ihren

Digitized by Google

reichen Mitteln doch zur Förderung der Wissenschaften und ähnlicher höherer Zwecke wenig Gutes ausrichten. Solche Consuln, welche in Damasq, Jerusalem, Bêrut und benachbarten größeren Städten angestellt werden, sollten, wenn sie überhaupt eine gelehrte Bildung haben, dann doch besonders auch in der biblischen Wissenschaft so fest gegründet sein als es heute leicht möglich ist, um von ihrer günstigen Lage für diese so vielen Gewinn zu erzielen, als ihnen die Muße erlaubt. Unser Verf. war wenigstens für manche einzelne Fächer der morgenländischen Wissenschaft schon früh gut vorbereitet, wenn er auch von dem jetzigen Stande der biblischen Wissenschaft weniger genaue Kenntnisse besitzt. Außerdem konnte er, wollte er einmal den Haurân aus wissenschaftlichen Zwecken durchreisen, nicht wohl als einzelner Mann umherwandern: als langjähriger europäischer Consul war er dazu schon zu bekannt, und ein Consul muß in jenen Ländern überall als ein hochmächtiger vielvermögender Mann (wie es auch unter den wüsten Arabern jetzt auf türkisch heißt, als Beg) mit ansehnlichem Gefolge erscheinen, oder er wird für immer verachtet. So umgab sich denn der Verf. mit guter Begleitung und den sonstigen besten Hülfsmitteln, und konnte nun bei eigner regster Theilnahme innerhalb einer Reise von 44 Tagen die unbekannten Länder aufs glücklichste und reichste ausbeuten. Der Reisebericht, welchen er hier vorlegt, ist nur ein vorläufiger: aber er enthält schon so viel des reichsten und unterrichtendsten neuen Stoffes, daß wir uns gerne beeilen, wenigstens auf das Wichtigste davon aufmerksam zu machen und einige eigne Bemerkungen hinzuzufügen.

Das Land, welches der Verf. an vielen seiner Oertlichkeiten so genau erforschte, können wir, wie oben gesagt, das nordöstlichste Paläſtina nennen,

Digitized by Google

wenn wir in dem Sinne reden wollen, in welchem man in unsern Zeiten überhaupt den Namen Palästina gerne gebraucht. Denn das alte Volk Israel besaß dieses ganze Land wenigstens in allen Zeiten seiner größern Macht, wenn es auch in den meisten Zeiten nur Stücke von ihm behauptete oder es auch ganz aufgeben mußte. Im A. T. werden daher nur selten Städte und andere Oertlichkeiten von ihm erwähnt: während es durch ein besonderes Geschick gerade in den letzten Zeiten des alten Volkes Israel wieder unter die Herrschaft judäischer Fürsten gerieth. Der Name Ostsyrien, welchen unser Verf. ebenfalls in der Aufschrift seines Buches gebraucht, ist für dieses Land zwischen Damasq und dem Eufrât zu unbestimmt. Da das Land schon in den ältesten Zeiten zum Zankapfel zwischen den aramäischen und den kanaanäisch-hebräischen Völkerschaften wurde und fast immer zwischen ihnen und den allmählich eindringenden arabischen Wüstenstämmen getheilt war, auch wegen der Nähe von Damasq nicht leicht selbst der Mittelort eines eignen größeren Reiches werden konnte, so erhielt es schon damals schwer einen allgemeinen Namen. Auch der Name Haurân, d. i. Höhlenland, welchen wir zuerst im sechsten Jahrh. vor Chr. finden und der späterhin bis heute auch wohl einen allgemeineren Sinn hat, bezeichnet noch heute im engern Sinne nur das höhlenreiche Gebirge in seiner Mitte. Der Verf. fügt daher diesem morgenländischen Namen noch den griechischen die Trachônen (d. i. die rauhen Gegenden) hinzu, um damit deutlicher das Land in seinem ganzen Umfange zu bezeichnen: wiewohl dieser zusammengesetzte Landesname heute auffallend klingt und wir den richtig zu verstehenden einfachen Namen Haurân vorgezogen haben würden.

Man kann nun wohl von Wundern dieses Lan-

Digitized by Google

des reden, da es uns jetzt, nachdem seine nähere Erforschung nach allen Seiten hin begonnen hat, mit den verschiedenartigsten unerwarteten Erscheinungen entgegenkommt. Einmal hat das Land einen höchst auffallenden vulkanischen Boden: unser Verf. spricht hier viel davon und veranschaulicht Manches durch Zeichnungen; da er jedoch ebenso wie Hr Cyrill Graham kein eigentlicher Sachkenner ist, so wäre wohl zu wünschen, daß diese ganze Bodenuntersuchung einmal an Ort und Stelle weiter ausgeführt würde. Mit dieser Eigenthümlichkeit des Bodens hängt aber das zweite Wunder zusammen, welches das Land zeigt. Außer mannichfachen Arten von Höhlenwohnungen, welche nur von den alten Landesbewohnern gebaut sein können, erblickt man nämlich noch ganze Städte mit schönen Häusern, großartigen Thürmen und Ringmauern, welche man von ferne für bewohnte hält, aber beim Eintreten als von ihren einstigen Bewohnern längst völlig verlassene kennen lernt. Die Häuser sind ganz von Stein, sehr fest gebauet, auch mit den schönsten Verzierungen besonders an den Thüren. Man sollte meinen, kaum gestern seien diese Häuser und kleinen und großen Städte von ihren Bewohnern verlassen: aber seit vielen Jahrhunderten ziehen nur noch die Zelte bewohnenden Araberstämme in diesen Gegenden umher, und benutzen höchstens noch die schönen Wasserbehälter vor den Häusern. So sind diese verödeten Städte, welche nur, weil aus diesen härtesten Steinen gebauet, so fest unter der Sonne jener Gegenden dem Verfalle widerstehen konnten, ein unvergängliches Zeugniß von der Seßhaftigkeit und Kunstfertigkeit der alten Bewohner, welche ein plötzliches Landeselend etwa in Folge der islämischen Eroberung gezwungen haben muß, ihre Wohnsitze zu verlassen. Welche eigenthümliche Bildung dieses Volk

hatte, kann man auch daran ermessen, daß sich in seinen Bauten eine in gleicher Art nirgends weiter wiederkehrende Kunst offenbart. Als drittes Wunder kommt endlich die Entdeckung einer ganz unerwartet großen Menge der allerverschiedensten Inschriften hinzu, theils auf den Baustücken, theils auf unbehauenen vulkanischen Blöcken, welche am Boden umherliegen; und unter den Inschriften zeigen sehr viele eine völlig unbekannte Schrift. Sowohl Herr Cyrill Graham als unser Verf. haben eine an Zahl sehr bedeutende Menge dieser größtentheils allerdings nur kurzen Inschriften gesammelt, auch einige wenige davon veröffentlicht.

In diesen Inschriften würde sich nun für uns ein guter Theil der Geschichte des einst aus diesem Lande geflohenen seßhaften und offenbar sehr gebildeten Volkes wieder auffinden lassen, wenn ihre Entzifferung völlig gelänge. Es sind einige kufische, sehr viele griechische und römische (unser Verf. hat ihrer gegen 300 gesammelt), mehrere nabatäische, und eine so große Menge in einer bis jetzt völlig unbekannten Schriftart, daß unser Verf. ihrer gegen 260 sammelte, freilich wie es scheint alle ohne Ausnahme sehr kurzen Umfanges. Wer nun sonst die so weit zerstreuten und so schwer zu vereinigenden Spuren altarabischer Schriftarten verfolgt hat, wird leicht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen ihnen und den hier entdeckten Inschriften finden, wie der Unterz. schon in den Jahrbb. der Bibl. Wissensch. IX, S. 122 f. X, S. 153 darauf hinwies. Frägt man aber bestimmter, aus welchem Volke und welcher Zeit sie seien, so möchte Hr Cyrill Graham in seiner oben erwähnten Abhandlung an die Rephaäer der Urzeit als die uns irgendwie bekannten ältesten Einwohner dieser Länder denken, wiewohl er hinzusetzt, die sogen. Rephaïm hätten gewiß keine semitische Sprache

Digitized by Google

geredet. Eine solche wird man aber dennoch allen geschichtlichen Zeichen zufolge in ihnen voraussetzen müssen. Dr Wetzstein dagegen sucht in der vorliegenden Abhandlung zu beweisen, diese Inschriften seien erst aus dem Reiche von Ghassân, welches unter römisch-byzantinischer Oberhoheit allerdings in den letzten Jahrhunderten vor der Ausbreitung des Islâm's, wie die ältesten arabischen Geschichtschreiber melden, in Hauran und den benachbarten Gegenden Syriens bestand; und da eine alte Sage meldet, die Könige von Ghassân seien infolge der bekannten großen Auswanderung vieler Südaraber in diese nordwestlichsten Grenzen Arabiens gekommen, so ließe sich auf solche Art vielleicht auch die Aehnlichkeit dieser Schriftzüge mit den himjarischen erklären; auch mit Rücksicht darauf redet unser Vf. sogleich in der Aufschrift seines Werkes von sabäischen, d. i. südarabischen Denkmälern in Ostsyrien. Wirklich ließe sich für diese Vorstellung sagen, die nabatäische Schrift, welche doch auch in diesem Lande einst bekannt und viel gebraucht sein mußte und die wir jetzt auch aus Münzen kennen, sei wahrscheinlich mit dem Untergange des nabatäischen Reiches von Petra erloschen; dieser Untergang aber und die Einverleibung der dortigen Länder in die unmittelbare römische Herrschaft fällt in die Zeiten Trajan's, wiewohl es uns an der näheren geschichtlichen Erkenntniß darüber bis jetzt noch sehr gebricht. Ferner würden sich so (worauf ich dort schon hinwies) die ähnlichen Schriftzüge erklären, welche mit palmyrenischen vermischt sich in Afrika gefunden haben: sie wären von römischen Kriegern aus den Zeiten nach Trajan.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingiſche
gelehrte Anzeigen
unter der Aufſicht
der Königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften.

102. 103. Stück.
Den 28. Juni 1860.

Berlin

Schluß der Anzeige: »Reisebericht über Hauran und die Trachonen u. s. w. von Dr. Joh. G. Wetzstein.«

Allein ob die bloßen Könige von Ghaſſân ſo mächtig waren, die himjariſche Schrift hier im nordweſtlichſten Arabien einzuführen, oder ob in dieſer Gegend eine allgemeinere altarabiſche Schrift ſchon früher beſtand, könnte ſo noch nicht ſicher genug erkannt werden. Man wird daher die Entzifferung dieſer Schrift ſelbſt abwarten müſſen, welche Wetzſtein verſichert ſchon nicht ohne Erfolg verſucht zu haben; und da die große Menge der Inſchriften noch nicht veröffentlicht iſt, ſo vermag nur der, welchem ſie alle zu Gebote ſtehen, hier am leichteſten zum Ziele zu kommen.

Der Verf. nimmt ferner an vielen Stellen ſeines Buches auf die Erklärung und Geſchichte der Bibel Rückſicht; allein grade hier vermiſſen wir die genauere Kenntniß und die vorſichtige Forſchung. Er möchte uns z. B. überreden, die noch heute ziemlich große Stadt Boßra im Hauran ſei die im A. T.

Digitized by Google

'Aſhtera oder Be-'aſhtera, d. i. Aſtartenhauſen genannte Stadt, als ob dieſe Laute bloß in jene zuſammengezogen ſeien; und er beruft ſich dafür auch auf die griechiſche Ausſprache *Βοστρά*. Allein dieſe griechiſchen Laute ſind ja nach Uebergängen, welche auch ſonſt häufig genug vorkommen, rein erſt aus *Βοσρά* entſtanden; und während das heutige Boßra ſehr gut auch das im A. T. bisweilen erwähnte בָּצְרָה ſein kann, war die Stadt 'Aſhtera oder Aſtaroth ſicher eine ganz andre. Das Jeſ. 21, 14 erwähnte Thämâ mit ſeinen reichen Karavanen will der Verf. S. 93 ff. zugleich mit Dûma V. 11 in den zwei heutigen Ortſchaften gleichen Namens erblicken, welche im öſtlichen Haurân nicht weit von einander liegen: allein ſolche Ortsnamen wie תֵּימָא, d. i. wahrſcheinlich aus תֵּימָן verkürzt Südheim und دُومَة oder دُومَا d. i. Weiler, kommen ſo häufig in allen jenen Gegenden weſtlich vom Euphrât vor, daß man immer erſt genauer unterſuchen muß, welcher Ort in einem beſtimmten Zuſammenhange der Rede gemeint ſei; in dieſen Zuſammenhang paßt nun ſicher nicht ein Ort im ſtädtereichen Haurân, ſondern ein echter Wüſtenort im tiefern Süden, wo der Stamm Qeder wohnte; das Wort דּוּמָה aber Jeſ. 21, 11 bedeutet wahrſcheinlich keinen Eigennamen, ſondern entſpricht unſerm Worte Schweigen, da es nur zu einer ſpäteren Ueberſchrift gehört, welche dies kleine Orakel als das des Schweigens bezeichnete, weil der Prophet darin auf eine Frage ſo gut wie gar keine Antwort gibt. Und das Wort יַעַר Wald, dem der Verf. S. 15 f. eine andre Bedeutung aufdringen möchte, wird von dem arabiſchen وَعْر immer ſo verſchieden ſein wie das alte Paläſtina ſelbſt, wel-

ches allen Spuren nach sehr waldreich war, von dem heutigen waldlos gewordenen Lande. Wir werden für alle die wahren Belehrungen, welche uns die Kenner des heutigen Morgenlandes zuführen, immer sehr dankbar sein, müssen aber wünschen, daß sie nie vergessen, welcher ungeheure Abstand in so vielen Dingen das alte Morgenland vom heutigen trenne. Der Verf. scheint uns in manchen Fragen des Alterthumes zu viel Gewicht auf die Aussagen und Ansichten der heutigen Beduinen und übrigen Muslim zu legen. Uebrigens hat er sich die besten sprachlichen und geschichtlichen Kenntnisse bewahrt, obgleich wir seine Zweifel an der Einerleiheit des heutigen Namens G'aedûr mit dem der alten Landschaft Ituräa nicht theilen können, und nicht erhellet wie nach S. 79 ἡ κώμη τῶν Φαινησίων, welches eher einem auch sonst vorkommenden Ortsnamen פֵּרִין entspricht, eine griechische Uebersetzung von Mismie sein könne. Möge der Verf. uns nur recht bald sein ausführlicheres Werk schenken! H. E.

Leipzig

Hinrichs' Verlag 1857. 1858. Geschichte der griechischen Plastik für Künstler und Kunstfreunde von J. Overbeck. Mit Illustrat. gez. v. H. Streller, geschnitten von J. G. Flegel. Bd 1. X u. 354 S. Bd 2. 336 S. Lexik. Octav.

Das genannte Buch befindet sich voraussichtlich bereits in den Händen vieler Leser dieser Blätter; wir zweifeln jedoch nicht, daß eine Besprechung dieser erfreulichen Erscheinung noch immer willkommen sein werde.

In diesem Buche besitzt endlich die deutsche Litteratur ein Werk, welches in klarer und geschmackvoller Darstellung und mit besonnenem, von feinem

Digitized by Google

künstlerischen Sinne zeugendem und auf streng wissenschaftliche Durcharbeitung des gesammten Materiales sich gründendem Urtheile die gesammte Geschichte der griechischen Bildnerei nicht bloß den Archäologen von Fach oder überhaupt den Gelehrten, sondern allen Gebildeten erzählt. Das Bedürfniß nach einem solchen Werke hatte das „Torso“ betitelte Buch Adolf Stahrs hervorgerufen, über das Overbeck (I, S. 9; vgl. S. 61; II, S. 125) sehr harte Worte ausspricht, und man kann leider nicht sagen, daß er ihm Unrecht thue. Daß man trotzdem dieses Buch in den Händen gar Vieler fand, das bezeugt wohl klarer als irgend etwas die bisherige Lücke in unserer Litteratur. Overbecks Buch nun füllt diese Lücke in durchaus würdiger Weise aus. Es bietet keineswegs bloß eine populäre Bearbeitung und Zusammenstellung des bisher von Andern Erforschten, sondern es ist voll von eigenen selbständigen Forschungen. Davon kann sich jeder Leser leicht überzeugen und des Verfs eigene Forschungen von dem, was er entlehnt hat, sondern, sobald er weiß, daß der Verf. überall, wo er Ergebnisse fremder Arbeiten in sein Buch aufnimmt, gewissenhaft seine Gewährsmänner citirt; und daß er dies gewissenhaft thut, können wir auf Grund sehr genauen Studiums auf das bestimmteste versichern. Aber auch das Entlehnte hat durch die lebens- und lichtvolle neue Form nicht selten bedeutend gewonnen.

Das Gesagte ist eine Anerkennung, die dieses schöne kunstgeschichtliche Werk jedem unbefangenen Sachkenner abnöthigen wird und die wir ihm freudig zollen. Nicht aber soll damit gesagt sein, daß wir überall des Verfs Ansicht theilen. In gar manchen Punkten erscheint uns das Buch noch wesentlicher Verbesserungen fähig, sowohl in Betreff

Digitized by Google

seiner Anlage im Großen und Ganzen, als in Betreff einzelner Urtheile. Auch offenbare Irrthümer finden sich hin und wieder. Ein Irrthum z. B. ist es, wenn in einer Hindeutung auf Winckelmann von einem strengen, einem hohen, einem schönen und einem anmuthigen Stile gesprochen wird (I, S. 6), anstatt von einem schönen oder anmuthigen, da dies bei Winckelmann nur wechselnde Benennungen desselben Stiles sind. Infolge vielleicht dieses Irrthumes nennt denn auch Overbeck mit großer Ungerechtigkeit gegen Winckelmann die Unterscheidung von Stilen „eine von außen in die Entwickelungsgeschichte der griechischen Kunst hineingetragene", während doch gerade mit dem Worte Stil das Allerinnerlichste der Kunst bezeichnet wird. Ein Irrthum ist es ferner, wenn gleich darauf (S. 9) von F. Thiersch gesagt wird, er statuire nur zwei von Dädalos bis Pheidias und von Pheidias bis Hadrian gerechnete Abschnitte in der Kunstentwickelung Griechenlands. So unbesonnen ist aber Thiersch nicht; Stahr ist es, dem diese Eintheilung allerdings beliebt hat, obwohl dieselbe auch bei ihm nur äußerliche Bedeutung hat. — Doch wir können nicht alle Mängel einzeln aufzählen; es genüge das eben berührte Thema, die Gliederung und damit im Zusammenhange die Charakterisirung der Epochen weiter zu verfolgen und etwas eingehender zu betrachten. Sie bedingt die Anlage des Buches als Ganzes, in seiner Totalität; ihre nähere Erörterung aber wird uns mehrfach Gelegenheit geben, auch Einzelnes zu prüfen und vielleicht zu berichtigen.

Die Epochengliederung ist bei den verschiedenen archäologischen Schriftstellern eine außerordentlich verschiedene; seit Winckelmann haben Heyne, Siebenkees, Böttticher, Beck, H. Meyer, Thiersch, K. O. Müller, Welcker (Rhein. Mus. 1834, S. 454),

Digitized by Google

Hirt, Schnaase, K. F. Hermann, Hettner, Gerhard, Brunn neue Gliederungen aufgestellt. Die Frage, wie die alte Kunstgeschichte zu gliedern sei, ist gewiß eine sehr wichtige, daß aber über die allgemeinsten Grundsätze bei dieser Gliederung noch verschiedene Ansichten unter den Archäologen herrschen können ist billig zu verwundern, um so mehr, als das Richtige bereits seit langer Zeit gefunden und ausgesprochen worden ist. Schon Beck (Grundriß d. Archäol., Lpz. 1816 S. 65) stellt diejenige Gliederung auf, auf die man als die einfachste und natürlichste immer wieder wird zurückkommen müssen, die Gliederung in eine erste Epoche des Aufstrebens, in eine zweite der Blüthe und in eine dritte des Verfalles der Kunst. Jedes kunstgeschichtliche Werk, das bei seiner Epochengliederung diese Grundlage nicht anerkennt, verschmäht das vorzüglichste Mittel, seinem Leser den Ueberblick zu erleichtern und verdient deshalb Tadel. Und doch begegnen wir dieser Grundeintheilung nur sehr selten. Unseres Wissens haben nur Amad. Wendt (Ueber d. Hauptperioden d. schönen Kunst, Lpz. 1831) und Herm. Hettner (Vorschule d. bild. Kunst d. Alten, Oldenb. 1848) sie festgehalten. Von Hettner, vielleicht dem philosophischesten unter den neuern Schriftstellern über Archäologie, ließ sich dies nicht anders erwarten. Er ist auch der erste und einzige, der die Grenzpunkte dieser drei Epochen in der Hauptsache richtig bestimmt, wenn auch sonst sein Buch mancher gewichtige Vorwurf trifft. Er rechnet nämlich die erste Epoche bis vor Pheidias, die zweite bis vor Lysippos, mit dem er die dritte beginnt.

Wenn wir in dieser Gliederung die einzig naturgemäße erkennen, so verwerfen wir damit keineswegs eine weitere Gliederung in kleinere Zeiträume oder Perioden, nur muß diese innerhalb jener Stati

finden. Bei Overbeck nun aber finden wir statt dessen folgende sieben Zeiträume einander beigeordnet: 1) älteste Zeit bis einschließlich Homer; 2) alte Zeit bis vor Pheidias; 3) die Zeit der ersten großen Kunstblüthe, bis vor Skopas; 4) die zweite Blüthezeit der Kunst, bis einschließlich Lysippos und die Seinen; 5) die Zeit der ersten Nachblüthe der Kunst, die Künstler von Pergamos, Rhodos und Tralles; 6) das Nachleben der griechischen Kunst unter römischer Herrschaft; 7) der Verfall der antiken Plastik. Diese Eintheilung ist in der Hauptsache aus Brunns Geschichte d. griech. Künstler (1. Thl. Braunschw. 1853) entnommen. Daß nun die gesammte Darstellung Overbecks von jener von uns geforderten Dreitheilung beherrscht wird, versteht sich von selbst, nur hätte diese bei der ausdrücklichen Gliederung nicht verleugnet und es hätten die kürzeren Zeiträume ihr untergeordnet werden sollen.

Aber auch diese kürzeren Perioden dürften nach den Ergebnissen gerade von Overbecks Forschungen anders anzusetzen sein, als er es thut. Er hebt ausdrücklich hervor, daß die Entwickelung der Kunst auch da, wo er die „älteste Zeit" von der „alten" trennt, eine durchaus stetige ist. Dennoch trennt er hier. Denn, sagt er (I, 66), will man die Continuität der Kunstentwickelung gelten machen, „dann wird man überhaupt schwerlich in der ganzen Entwickelungsgeschichte der bildenden Kunst von den Uranfängen bis gegen die Perserkriege einen genügend begründeten Abschnitt finden" (eine bedeutsame Bestätigung der Richtigkeit unserer Hauptgliederung im Munde eines Mannes, der unserer Ansicht nicht folgt). Diese Continuität aber müssen wir ganz entschieden gelten machen, sie ist das Einzige, was uns bei der Epochengliederung leiten darf. Was nennen wir denn epochemachend, wenn nicht das

Digitized by Google

Eintreten eines Princips, durch das die Stetigkeit der Entwickelung unterbrochen und die Geschichte, sei es der Kunst, sei es anderer Erscheinungsformen des Geistes — um ein treffendes Bild zu gebrauchen — einmal mit Siebenmeilenstiefeln gefördert wird? So lange wir also jene Stetigkeit wahrnehmen, haben wir keinen Grund, die Perioden zu trennen. Nach den Ergebnissen also von Overbecks eigenen Forschungen dürfen wir in der Epoche der aufstrebenden Kunst die erste Periode nicht früher als um Ol. 60 schließen. Was uns hierzu berechtigt spricht der Verf. klar aus (S. 102): um diese Zeit zuerst nämlich erscheint ein persönlicher Stil der einzelnen Künstler. Das ist ein Neues, damit wird erst die Kunst gewissermaßen zur Kunst, zur freien Kunst im Gegensatze zum Handwerke. — Die vorhergehende Zeit wird treffend als die des Strebens der Kunst nach Erhebung aus dem Handwerke bezeichnet. Es wäre nun sehr schön, könnten wir auch den Beginn dieses Strebens nachweisen: mit ihm würden wir eine neue Periode beginnen dürfen und, sofern dieser Beginn nicht ganz stetig und allmählich eintritt, auch müssen. Hier aber lassen uns unsere Quellen im Stich; die Ansetzung würde der Willkür Thor und Thür öffnen, und darum verzichten wir darauf.

Die treffende Charakterisirung der Epochen zu rühmen haben wir so eben Gelegenheit gehabt. Nicht minder treffend ist die der einzelnen Künstler. Dies erfahren wir sogleich bei Myron. Diesem seine richtige chronologische Stelle angewiesen zu haben, ist ein großes Verdienst Brunns. Dagegen überrascht es uns, Myron bei Brunn als Idealisten bezeichnet zu finden, denn nach der Zusammenstellung und Auslegung der Quellen über diesen Künstler, die Brunn in genügend objectiver Weise zu behandeln gewissenhaft genug ist, erwartet man ein ganz ande-

Digitized by Google

res Urtheil. (K. F. Hermann, Kulturgesch. I. S. 159, sagt von Myron: er habe bereits alle Schönheit erreicht, die ohne Geistigkeit nnd Idealität denkbar war). Treffend dagegen charakterisirt Overbeck ihn als Naturalisten. Brunn mag zu seinem Urtheil der Umstand veranlaßt haben, daß Myron der atheniſchen Schule angehört, doch ſcheint mir einen Theil der Schuld eine mißverſtandene Stelle des Auct. ad Herenn. (4, 6) zu tragen, die freilich Overbeck, da auch er ſie, ſo gut wie unſeres Wiſſens alle Archäologen, mißverſteht, als „ein nicht zu controlirendes Lob" (I, S. 172) ablehnen muß. Jener Schriftſteller nämlich tadelt die Lehrer der Rhetorik, weil ſie einerſeits ihre Beiſpiele von Andern entnehmen, andererſeits, weil ſie dieſelben von Vielen entnehmen. Ueber den letzteren Vorwurf will er zuerſt ſprechen und nachweiſen, daß die Beiſpiele, wenn ſie von Anderen entnommen werden ſollen, wenigſtens nur von Einem entnommen werden müßten. Er thut dies im 5. Kapitel. Im 6. darauf beſpricht er den erſteren Punkt, daß nämlich die Beiſpiele überhaupt nicht von Andern (Rednern und Dichtern) entlehnt werden dürfen. Er führt dies in Beiſpielen aus: „Es wäre lächerlich, wenn ein Verkäufer von Purpurgewändern ſeine Waare anpreiſen, aber dem Käufer als Muſterprobe ein fremdes Fabricat vorlegen wollte; wenn Triptolemos, als er die Saat, oder wenn Prometheus, als er das Feuer den Menſchen gab, dieſe Dinge erſt von anderen Menſchen geliehen hätte. Jene Lehrer aber entnehmen, was ſie Anderen verſprechen, ſelbſt erſt wieder Anderen, ſie, die neue Quellen entdeckt zu haben vorgeben, die dieſe Quellen ſelber ſein wollen, dürften ſelber. Nicht auf die Art hat Chares von Lyſippos gelernt, Statuen zu machen, daß Lyſippos ihm einen myroniſchen Kopf, praxite-

Digitized by Google

lische Arme, eine polykleitische Brust, *** (eine Lücke in den Handschriften) Bauch und Beine zeigte, sondern vor seinen Augen hat er Alles seinen Meister selbst machen sehen, die Werke der Andern konnte er auch aus eigenem Antriebe betrachten." — Ref. muß leugnen, daß hier irgend welcher Grund vorliege zu der Annahme, der Schriftsteller wolle die myronischen Köpfe ꝛc. als besonders schön oder berühmt bezeichnen. Es kommt ihm in dem ganzen 6. Kap. nur darauf an, das Fremde (beachte das einfache: „die Werke der Andern") dem Eigenen gegenüberzustellen. So nennt er auch bekannte Künstlernamen, um sie dem Lysippos gegenüberzustellen, und er setzt diese Namen in Verbindung mit Körpertheilen, die schon deshalb diese Verbindung als eine zufällige erscheinen lassen, weil ihre Reihenfolge die des menschlichen Körpers selber ist: erst nennt er den Kopf, dann die Arme, dann die Brust, dann Bauch und Beine; auch das Zusammenfassen von Bauch und Beinen scheint entschieden darauf hinzudeuten, daß ihm zuletzt die Aufzählung der einzelnen Theile zu langweilig ward, weshalb er nun die ganze untere Körperhälfte mit einem bekannten, sonst aber gewiß willkürlich gewählten Künstlernamen in Verbindung bringt. Es wäre auch auffällig, wenn der Ruhm in der Bildung der einzelnen Körpertheile sich unter eben so viele einzelne Künstler sollte getheilt haben. Die bisherigen Ausleger scheinen irregeleitet zu sein durch das vorhergehende Kapitel, besonders vielleicht durch die Stelle, wo es heißt, es könne nicht Einer in Allem ausgezeichnet sein, aber diese Ansicht weist der Schriftsteller eben zurück, und wahrlich, er, der lehrt, die Beispiele, *wenn* sie von Andern entlehnt würden, sollten wenigstens von nur Einem entlehnt werden, würde sein Beispiel schlecht gewählt haben, wenn die betreffenden Künst-

Digitized by Google

ler wirklich in den einzelnen Theilen mehr als Andere geleistet hätten. — Wir leugnen nun freilich nicht, daß es möglich sei, daß jene Worte ein Lob enthalten, daß die Wahl der Namen vielleicht in einer halb unbewußten Weise durch ihren Ruhm in Betreff der einzelnen Körpertheile an die Hand gegeben sei; wir leugnen aber — und darauf kommt doch Alles an — daß der Schriftsteller ein Lob beabsichtige. Mit jener vagen Möglichkeit aber zu verfahren wie mit einer ausgemachten Wahrheit, die Stelle als ein Zeugniß zu betrachten, erscheint auf jeden Fall sehr bedenklich. Nichts berechtigt uns dazu. Vielmehr, wenn wir behaupten wollten, der Schriftsteller nenne solche Künstler, die in der Bildung der betreffenden Körpertheile schwach waren, er nenne sie, um es desto evidenter zu machen, daß Lysippos richtig verfahren sei, so würden wir das mit offenbar größerem Rechte thun, als das Gegentheil. Wir behaupten dies nicht, noch weniger aber können wir jene Auffassung theilen. Wir können dies um so weniger, als nicht allein das Lob myronischer Köpfe, sondern auch das praxitelischer Arme etwas Befremdliches hat. Man würde viel eher das Umgekehrte erwarten. Lukianos (imag. 4) nimmt zu einem Musterbilde der Schönheit einen praxitelischen Kopf und Cicero (de div. 2, 21, 48) nennt praxitelische Köpfe als die vollendetsten und schönsten, wogegen der Rhythmus der Bewegung, der an myronischen Werken gerühmt wird, ein Lob der Arme einschließt oder wenigstens erklärlich macht. Den Text des Auct. ad Herenn. aber in dieser Weise durch Umstellung zu ändern, wozu man durch unsre Betrachtung versucht sein könnte, ist sehr bedenklich, und, da wir auch dann leugnen müßten, daß ein Lob ausgesprochen sei, auch unnütz.

Nach Brunns Vorgange bespricht Overbeck die

Digitized by Google

drei Künstler Kalamis, Pythagoras und Myron gesondert unter der Ueberschrift: „Die letzten Vorstufen der vollendeten Kunst“, jedoch ohne sie von der vorhergehenden Periode abzutrennen. Man nimmt füglich Anstand, eine Stufe der Kunst, die nur durch drei Künstler vertreten ist (mehr nennen wenigstens unsere Quellen nicht), als besondere Periode zu rechnen. Daß diese Stufe aber noch durch andere Künstler möge vertreten gewesen sein, nimmt Overbeck selbst (I, S. 159) mit Recht als wahrscheinlich an. Für eine größere Ausbreitung und Allgemeinheit dieser Kunststufe sprechen laut einige erhaltene Denkmäler, wie das Relief mit dem Rossebändiger (gewöhnlich Kastor genannt, abgebildet bei Overbeck I, S. 148) und das mit Herakles und der Hinde (Müller-Oesterley, Denkm. a. K. I, 49), in welchem letzteren dem Heraklesideale, wie es später Lysippos ausgeprägt hat, schon in gar bedeutsamer Weise vorgearbeitet worden ist. Und da man endlich die Künstler nicht zählen, sondern wägen soll, so würde Ref. kein Bedenken tragen, diese „letzte Vorstufe“ als letzte Periode innerhalb der Epoche der aufstrebenden Kunst anzusetzen und dieselbe so zu charakterisiren: Die Kunst ist frei von allen, auch den in der Religion begründeten äußeren Hemmnissen; sie hat sich zur vollendeten Naturwahrheit und damit auch zur Naturschönheit, noch nicht aber zur Idealschönheit aufgeschwungen. — Man wird kaum leugnen, daß dies dem Früheren gegenüber ein specifisch Anderes und Höheres sei und so diese Periodenabtheilung als berechtigt und geboten anerkennen.

Die Darstellung der folgenden Periode, der ersten der großen Kunstblüthe, eröffnet Overbeck mit einer Einleitung (I, S. 189), die die Bedingungen skizzirt, auf deren Grund die Kunst diesen gewaltigen Aufschwung vollzog. Diese Skizze ist mit schö-

Digitized by Google

ner Begeisterung entworfen und enthält vieles Treffliche, ohne indeß die tiefer liegenden Fäden, die die Kunst mit der Gesammtgeschichte verbinden, dem Auge bloßzulegen. Die Darstellung der Kunstgeschichte dieser Zeit selbst ist gewiß im Großen und Allgemeinen durchaus treffend, die schöne Form in hohem Grade anziehend und fesselnd; wo aber der Verf. auf die Periode als solche zu sprechen kommt (S. 342), da nöthigt er uns zu häufigerem Widerspruche als irgendwo sonst. Wir führen Einiges in möglichster Kürze an. Mit vollem Recht allerdings dehnt Overbeck Brunn gegenüber, der nur diese Periode als eigentliche Blüthezeit gelten läßt, die Blüthe der Kunst auch über die folgende Periode aus; davon nachher noch ein Wort. In der Charakterisirung beider Perioden aber tadelt er mit großem Unrecht zunächst Winckelmann, der der ersteren hohen, der anderen schönen Stil zuschreibt. Er glaubt nämlich, Winckelmann schließe durch die erstere Bezeichnung die Schönheit, durch die zweite die Hoheit aus. Das ist aber irrig. Es ist nicht genug zu bewundern, wie Winckelmanns künstlerischer und historischer Blick trotz der mangelhaften Hülfsmittel seiner Zeit gewissermaßen ahnend das vollkommen Richtige gesehen hat; aber auch die Wahl des Wortes ist nicht unglücklich, wie Overbeck behauptet. Auch nach heutigem Sprachgebrauch ist ja Hoheit, Erhabenheit nichts Anderes als erhabene Schönheit. Wenn nun Overbeck hervorhebt, daß auch die Schöpfungen der folgenden Periode einer eigenthümlichen Erhabenheit nicht entbehren, so müßte er consequenter Weise auf jede Charakterisirung durch ein Wort verzichten (was er nicht thut); es ist aber eben jede solche Bezeichnung durch ein Wort mit einer gewissen Relativität zu verstehen. Wie könnte sonst Overbeck die drei Künstler Damophon,

Digitized by Google

Hypatodoros und Aristogeiton (vgl. I, S. 353, Anm. 105) zur folgenden Periode rechnen (wohin sie ihrer Zeit nach allerdings gehören), da er zugibt, daß in ihren Werken sich das Grundprincip unserer Periode darstellt, und also, was er zur Charakterisirung jener zweiten Periode sagt, auf sie nicht passen kann? Er thut dies freilich mit Recht, sollte dann aber auch consequenter Weise eingestehen, daß seine Gesammtcharakteristik der jüngern Periode mit einer gewissen Relativität zu verstehen sei. Es handelt sich eben nach Overbecks eigenem Urtheil darum, wo der Schwerpunkt liegt, und es ist billig, daß er in diesem Sinne auch Winckelmann verstehe. Er selbst bezeichnet als den Schwerpunkt der älteren Periode den Objectivismus, als den den jüngern den Subjectivismus. Refer. kann nicht umhin, der Winckelmann'schen Bezeichnung den Vorzug zu geben. Die vom Verf. gewählten Ausdrücke würden in doppelter Beziehung von der Kunst gebraucht werden können: man kann nämlich entweder von der Persönlichkeit des Beschauers oder von der des Künstlers ausgehen. Im ersteren Falle würde objectiv dasjenige zu nennen sein, was das Kunstwerk für sich ist nach den ewigen und unwandelbaren immanenten Gesetzen der Kunst, unabhängig von unserem Schauen; subjectiv dagegen dasjenige, was das Kunstwerk für uns, für unser Schauen oder unsere Einbildungskraft und in derselben ist, nach unserer persönlichen Auffassung, deren Eigenthümlichkeit auf unsere Rechnung kommt. Hiernach würde Objectivismus derjenigen Kunst zuzuschreiben sein, die das Kunstwerk als reinsten Selbstzweck faßt, Subjectivismus derjenigen, die für das menschliche Auge arbeitet, durch das Kunstwerk auf die Menschen wirken will. Geht man dagegen von der Persönlichkeit des Künstlers aus, so ist objectiv diejenige

Digitized by Google

Kunst, wo der Künstler außer oder über seinem Werke steht, subjectiv diejenige, wo er seine eigene Persönlichkeit mit in das Werk eingehen, in dem Werke sich spiegeln, aus ihm sprechen läßt. Overbeck nun aber nimmt die Ausdrücke in einer dritten, ganz eigenthümlichen Bedeutung, indem er (S. 344) von der Persönlichkeit der im Kunstwerke dargestellten Figur, sei es eines Gottes oder eines Heroen, oder eines Menschen ausgeht — eine Bedeutung, die wir nicht für zulässig halten. Was er unter Subjectivismus versteht, ist Individualismus, dessen Gegensatz der Universalismus ist. Daß er dies meint, sehen wir deutlich aus Bd II, S. 6. Auch hat er mit dem Ausdruck Individualismus früher (in der Zeitschr. f. d. Alt. Wissensch. 1856, S. 428) die zweite Blütheperiode charakterisirt; er hätte ihn nicht aufgeben sollen (vgl. Hegel, Vorless. üb. Aesth. II, S. 460). Dabei spielt nun freilich der eigentliche Objectivismus und Subjectivismus in der oben von uns als zulässig anerkannten zweiten Bedeutung mit herein, aber es ist uns mehr als zweifelhaft, ob dies mit Recht geschehe, ein Punkt, der uns noch zu manchen Bemerkungen Anlaß böte, wenn wir uns hier nicht beschränken müßten. Jedenfalls aber hätte dies als etwas Anderes nicht mit dem Universalismus und Idealismus vermengt werden dürfen.

Schön und treffend dagegen führt der Verf. aus, wie erst eine Veränderung des Zeitgeistes vor sich gehen mußte, ehe die individuelleren und pathetischeren Gestalten eines Eros, Dionysos ꝛc. ihre höchste ideale Ausprägung erhalten konnten, nur daß wir fast überall den Ausdruck subjectiv durch individuell zu ersetzen haben. Denselben Proceß der Entwickelung will er nun auch in der zweiten Richtung der Kunst nachweisen, die durch Myron und Polyklei-

Digitized by Google

tos dargestellt wird, aus deren Kunst sich in der folgenden Zeit die des Lysippos hervorgebildet hat. In der That aber ist dieser Proceß ein anderer, was schon daraus ersichtlich ist, daß wir hier die Ausdrücke Objectivismus und Subjectivismus nicht ändern dürfen. Das weist auf ein wesentlich anderes Verhältniß des Lysippos zu Myron und Polykleitos hin und erscheint als eine bedeutsame Bestätigung unserer Ansicht, nach welcher wir mit Lysippas nicht die Blüthezeit beschließen, sondern die Epoche des Sinkens eröffnen.

In der Charakterisirung dieser jüngern Periode nun finden wir den Verf. in lebhafter Opposition gegen Brunn, und wir müssen dieser Opposition beitreten. Brunn, der, wie schon erwähnt, diese Periode nicht mit zur Blüthezeit rechnet, charakterisirt sie durch den Ausdruck „Streben nach äußerer Wahrheit." Mit dieser äußeren Wahrheit will er (Gesch. d. gr. Kstlr. II, S. 89) diejenige bezeichnen, die unmittelbar aus der Benutzung des Modells in das Werk übergeht, die deshalb nicht sowohl das Wesen der dargestellten Dinge angehe, als deren sinnliche Erscheinung, und die auf dem Bestreben beruhe, die Sinne durch den Schein der Wirklichkeit zu täuschen, Illusion zu bewirken. Danach wird es uns nicht wundern, wenn Brunn in der Darstellung selbst ein fast noch größeres Gewicht auf das Streben nach sinnlichem Reiz legt, der dieser in angegebener Weise näher bestimmten äußeren Wahrheit in der That nahe verwandt ist. Diese paradoxe Ansicht hat jedoch ihr Urheber, wie nicht anders zu erwarten, ungemein geistvoll durchgeführt, und sie wird jedenfalls dazu dienen und hat bereits dazu gedient, dieser Periode der antiken Kunstgeschichte neue Aufmerksamkeit zuzuwenden.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.
Den 30. Juni 1860.

Leipzig

Schluß der Anzeige: »Geschichte der griechischen Plastik von J. Overbeck.«

Sie selbst aber kann nicht diejenige sein, bei der wir stehen bleiben könnten, und Overbeck hatte sie bereits vor dem Erscheinen seines kunstgeschichtlichen Werkes in mehreren gehaltvollen Aufsätzen in Zeitschriften bekämpft, unter denen wir die Abhandlung in der Zeitschr. f. d. Alt. Wiss. 1856, S. 411 auszeichnen. Durch die Gesammtheit der Argumente Overbecks dürfte dann auch Brunns Ansicht gar sehr wankend gemacht sein. Freilich auf das aus Luc. de imag. 23 hergeleitete Argument (a. a. O. S. 419) möchten wir kein großes Gewicht legen und in dem Streite über die weinende Matrone und die fröhliche Buhlerin (S. 425) müssen wir uns entschieden auf Brunns Seite stellen, denn eine Buhlerin durch Aeußerlichkeiten als solche zu charakterisiren, wäre eines Praxiteles unwürdig. Dagegen möchten wir in Betreff einer andern Stelle des Lukianos (amor. 13) noch weiter gehen als Overbeck.

Digitized by Google

Dort geräth ein Paar von Liebesrittern in Entzücken über die Aphrodite des Praxiteles. Daraus folgert Brunn, es sei in der Statue eine scharf betonte Sinnlichkeit dargestellt gewesen; Overbeck (a. a. O. 416) zeigt nun nach dem Vorgange von Friederichs, wie die Stelle nichts beweise, da Lukianos nicht die Statue, sondern jenes Paar charakterisiren wolle. Wir gehen noch weiter und sagen: die Stelle beweist, daß etwas derartig Sinnliches in der Statue in nicht höherem Grade lag als in jedem nackten Weibe, sonst nämlich würde der ganzen Erzählung die Pointe fehlen. Komisch und charakteristisch ist gerade diese Wirkung auf jenes Paar nur dann, wenn wir voraussetzen, die Wirkung der Statue auf Andere sei eben eine wesentlich verschiedene gewesen. Trüge der Künstler die Schuld, so würde dieser Eindruck jene Leute eben nicht charakterisiren.

Von weit größerer Wichtigkeit aber ist eine andere Stelle, die unseres Erachtens weder von Brunn noch von Overbeck richtig behandelt wird. Quintilianus (12, 10, 9), nachdem er von dem über die Wahrheit hinaus gesteigerten würdevollen Anstande der menschlichen Gestalt bei Polykleitos und der Majestät bei Pheidias gesprochen hat, sagt: „Der Wahrheit sind Lysippos und Praxiteles am besten nahe gekommen (ad veritatem Lysippum ac Praxitelen accessisse optime affirmant). Denn Demetrios trifft der Tadel, daß er darin zu weit gegangen und es ihm mehr auf Aehnlichkeit als auf Schönheit angekommen sei.“ Brunn sagt nun, Praxiteles sei durch sein Streben nach gefälliger Anmuth und Weichheit zu einer wesentlich neuen Behandlung der Form gelangt, und deutet diese Wahrheit (veritas) auf eine naturgetreue Darstellung der Oberfläche des Körpers. „Wir haben unsere

Aufmerksamkeit", sagt Brunn (Rhein. Mus. 1857, S. 179), auf das Verhältniß des Künstlers zur Natur zu richten. Der Periode des Pheidias ist eine tief innerliche Auffassung der Natur eigen. Sie schafft von innen heraus, sie bildet weniger der Natur nach, als daß sie ihr nachschafft, so daß sie sogar über die Realität hinaus Gestalten schafft, welche nur in ihrer Uebereinstimmung mit den Bildungsgesetzen der Natur ihre Berechtigung haben. Dem gegenüber schafft die Periode des Praxiteles und Skopas nicht mehr von innen heraus, geht nicht mehr von dem innern Gesetze aus, sondern von dem, was in der äußern Erscheinung der Dinge dem Wechsel oder dem Zufall unterworfen ist." Und weiterhin (S. 181): „Die veritas des Praxiteles und Lysippos findet ihre richtige Deutung in dem Anschließen an die Wirklichkeit."

Brunn hatte geäußert, daß er den Ausdruck: „Streben nach äußerer Wahrheit" nur in Ermangelung eines bessern gewählt habe und daß dieser ihn selbst nicht nach allen Seiten hin befriedige. Overbeck (Zeitschr. f. d. Alt. Wiss. 1856, S. 428) schlägt nun dafür den Ausdruck Individualismus vor. Was er damit meint, haben wir oben gesehen, und haben seine Berechtigung anerkannt; daß aber durch ihn für die Erklärung der Quintilianischen veritas viel gewonnen sei, können wir nicht finden, und auch mit seiner ausdrücklichen Erklärung dieses Wortes gewinnen wir wenig; er sagt nämlich: „Die veritas erscheint deshalb als Individualismus, weil sie nicht über die Natur hinausgeht, nicht aus der Natur Abstrahirtes darstellt, sondern sich mit dem Grade der Schönheit und Vollkommenheit begnügt, den die ungestört schaffende Natur im Individuum als ihre vollkommensten Leistungen zu Tage fördert." Wir zweifeln aber, ob man jene

Digitized by Google

„normale Schönheit und Vollkommenheit der ungestört schaffenden Natur in ihren vollkommensten Leistungen“ passend oder auch nur richtig mit dem Worte veritas bezeichnen könne, oder vielmehr, wir zweifeln nicht, daß man es nicht könne. Veritas ist hier wie überall nicht ein relativer, sondern ein absoluter Begriff: entweder es ist etwas wahr, oder es ist nicht wahr. Hier nun, in der Kunst, ist veritas die reine Naturwahrheit, das treue Copiren nach der Natur, wie dasselbe Princip des Realismus ist. An diesem Begriff herumzudeuteln, ist durchaus unstatthaft. Aber wie kann denn Quintilianus dem Praxiteles eine solche veritas beilegen? Das kann er freilich nicht, thut es aber auch gar nicht. Es steht ja nur da: er ist ihr am besten nahe gekommen. Der Sinn nämlich der Stelle in ganz allgemeiner Paraphrase ist dieser: In der Kunst findest du veritas nicht bei Pheidias und Polykleitos, denn die Majestät bei dem Einen geht eben so weit über die veritas hinaus, wie der würdevolle Anstand bei dem Andern. Du findest sie aber bei Demetrios, dem es mehr auf Aehnlichkeit, als auf Schönheit ankam. Da aber nicht die Aehnlichkeit, sondern die Schönheit Princip der Kunst ist, so ist in der Kunst eine solche strenge veritas ein Zuviel (nimium). In welchem Maße nun die veritas in der Kunst zulässig sei, welches Verhältniß sie zur Kunst einnehmen solle, das siehst du am besten bei Lysippos und Praxiteles. In ihrer Kunst findest du nicht die strenge Wahrheit selbst, wohl aber kann man von ihnen sagen, daß sie sich dieser Wahrheit am besten genähert haben, daß das Verhältniß ihrer Kunst zur Wahrheit das beste sei, daß sie in ihrem Streben nach Wahrheit am besten Maß gehalten haben. So und nicht anders sind die klaren Worte des Quintilianus zu verstehen, denn

Digitized by Google

accedere heißt nicht erreichen, sondern nahe kommen, sich nähern, und optime ist nicht gleich proxime, das häufiger mit accedere verbunden wird, sondern es ist synonym etwa mit sapientissime, „am verständigsten, in der einsichtvollsten Weise.“— Was lernen wir nun aus der Stelle in Bezug auf Praxiteles? Wir antworten: ziemlich wenig. Wie nahe er der Wahrheit stehe und daß er ihr sehr nahe stehe, das sagt Quintilianus nicht. Die Stelle hat ganz subjective Färbung und das optime ist gar sehr elastisch. Wir lernen nur, daß Praxiteles der Wahrheit näher steht, als Pheidias und Polykleitos, aber nicht so nahe, wie Demetrios. An welche Stelle zwischen diesen beiden Extremen Quintilianus' subjectives und elastisches optime ihn setze, wie groß der Abstand von dem Einen und von dem Andern sei, das läßt sich nicht entscheiden. Angenommen, wir wüßten sonst nichts über die hier erwähnten drei Künstler, als was Quintilianus sagt: würden wir nicht annehmen, Lysippos und Praxiteles seien Künstler von wesentlich gleicher Eigenthümlichkeit, und auch Demetrios gehöre in diese Gattung, nur daß jene Beiden im Realismus nicht so weit gegangen seien wie dieser?

Das ist nun aber die einzige Stelle in der gesammten alten Litteratur, wo veritas, Wahrheit, einem Künstler dieser Periode — nicht beigelegt wird, denn das ist nicht der Fall — sondern in Verbindung mit einem solchen Künstler erwähnt wird. Und da nun diese Stelle sagt, er habe im Streben nach Wahrheit Maß gehalten; da ferner, was wir sonst über Praxiteles wissen, auf alles Andere mehr, als auf die durch das Wort Wahrheit bezeichnete Eigenthümlichkeit führt, so haben wir kein Recht, die Wahrheit als Eigenthümlichkeit der Kunst des Praxiteles zu betrachten, noch viel weniger, sie als ihre

Digitized by Google

vorzüglichste und Grundeigenthümlichkeit anzusehen, und am allerwenigsten, sie als Grundcharakterzug der ganzen Periode hinzustellen, auch nicht in dem modificirten Sinne, in welchem Brunn sie gefaßt wissen will. Denn wollte Quintilianus das Streben nach Illusion bezeichnen, so konnte er nimmermehr sagen, Praxiteles sei der Wahrheit am besten nahe gekommen, sondern er müßte sich über ihn ähnlich ausdrücken, wie über Demetrios; und sollte eine dem sinnlichen Reiz verwandte Eigenthümlichkeit ausgedrückt werden, wie wäre anzunehmen, daß der biedere Quintilianus das Wort optime gewählt hätte? — Haben wir aber bisher unsere Kräfte mit denen Overbecks vereinigt, um Brunns Meinung zu erschüttern, so müssen wir jetzt wieder diesem zur Seite treten, um gegen Overbeck Front zu machen, den die freilich begreifliche Reaction gegen jene einseitige Richtung über das Ziel hinausführt und ebenfalls einseitig erscheinen läßt. Er möchte den sinnlichen Reiz und die milde Anmuth (den Ausdruck Wahrheit oder äußere Wahrheit müssen auch wir entschieden ablehnen) in die Frage nach dem Gesammtcharakter dieser Periode am liebsten gar nicht einmischen (Gesch. d. gr. Plast. II, S. 113). Dem gegenüber muß es uns doch stutzig machen, daß die tüchtigsten Kenner der alten Kunst von Winckelmann (Gesch. d. K. d. Alt., Wiener Ausg. 1776, S. 482) bis auf die neueste Zeit (Müller, Handb. § 127; vgl. Schelling, Ueb. das Verhältn. d. bild. Künste zur Nat. 1807, S. 43, der die sinnliche Anmuth, die er der Niobe zuspricht, sehr sinnig als Mittel motivirt, wodurch die Kunst das Schreckliche mäßigt) den sinnlichen Reiz der praxitelischen Kunst so sehr betonen. Und in der That, wenn man bedenkt, daß der größte Ruhm des Künstlers auf einer nackten Aphrodite und einem

Digitized by Google

Eros im ersten Jünglingsalter, also auf jugendlich schönen Gestalten beruhte, so muß man sich doch geneigt finden, ein nicht unerhebliches sinnliches Moment bei diesem Künstler anzunehmen. Aber weit entfernt zu glauben, daß dasselbe die Würde der Kunst beeinträchtige, halten wir vielmehr dafür, daß diese Sinnlichkeit ein wesentliches Moment des antiken Ideales selbst ist, wie des antiken, d. h. griechischen Charakters überhaupt. Und das gibt uns die Berechtigung, auch diese Periode noch der Blüthezeit der griechischen Kunst zuzurechnen, dafern wir mit Recht unter der Kunstblüthe den Höhepunkt in dem Entwickelungsproceß der griechischen Kunst verstehen, wo der Schwerpunkt in die Herausarbeitung des Ideales zu kanonischen Idealgestalten fällt. Das aber ist ganz entschieden auch jetzt noch der Fall. Bei allem Großen und Herrlichen, was die vorige Periode geschaffen hatte, war es doch von derselben theilweise gar nicht, theilweise aber, was mehr sagen will, nicht mit Glück versucht worden, die große Mehrzahl der jugendlichen Gottheiten in solchen Gestalten auszuprägen, die für alle Zeiten maßgebend und mustergültig hätte sein können, und gewiß sagt man nicht mit Unrecht, die Zeit dazu war noch nicht gekommen, jene Künstler waren bei aller ihrer Größe und Genialität nicht im Stande, jene individuelleren Gestalten in kanonischer Gültigkeit zu fixiren; es bedurfte dazu eines Umschwunges in Sitte und Denkart. Jenen Alten war es zu hoher Ernst mit der Kunst, zunächst noch wegen der technischen Schwierigkeiten; sodann aber suchte man auch, so lange das Leben heiter war, in der Kunst den Ernst. Als das Schaffen leichter und das Leben ernster geworden war, da trat der schöne, anmuthige Stil auf, und in ihrer Ausartung, in der tändelnden Kunst ist der Gegensatz zu dem nun-

Digitized by Google

mehr trüben Ernst des Lebens noch schärfer ausgeprägt, wie ja die Idylle, das anmuthigste Genre der Dichtkunst stets in den trübsten Zeiten blüht.— Aber auch jene anmuthige Kunst gehört dem Ideale an; in der pheidiasischen Periode war erst eine Seite des antiken Ideales plastisch verkörpert, es würde ohne die andere Seite, deren Herausarbeitung der jüngern Periode vorbehalten war, nur unvollkommen in die Erscheinung getreten sein. Wer aber leugnet, daß diese jüngere Periode eine Periode der noch blühenden Kunst sei, der leugnet die plastische Verkörperung dieser anderen Seite des Ideales überhaupt, denn er leugnet, daß die Schöpfungen dieser Periode dem Ideale angehören, auf der Stufe des Ideales stehen. Ein solcher müßte uns aber aus Poesie und Mythologie den Beweis führen, daß im Bewußtsein des antiken Volkes ein höherer Begriff jener jugendlichen Götter lebendig gewesen sei als derjenige, der aus den plastischen Schöpfungen der jüngeren Periode zu dem Beschauer sprach. Ein solcher Beweis aber dürfte sich schwer führen lassen; vielmehr spricht der große Ruhm dieser Künstler im Allgemeinen einerseits, andererseits aber auch die einzelnen Urtheile des Alterthums laut dafür, daß die Vorstellung, die das griechische Volk von seinen Göttern hatte, und die Bilder, die diese Periode schuf, einander vollkommen decken. Wohl schuf die ältere Zeit die am meisten göttlichen Götterbilder; daß diesen gegenüber die von der jüngeren ausgeprägten Götter uns so ungöttlich erscheinen können, davon ist der Grund nach Overbecks treffender Bemerkung (II, S. 113) der, daß ihre Wesenheit eine beschränktere ist, als die menschliche. Sie spiegeln eben nur einzelne Seiten der absoluten Gottheit (und der idealen Menschlichkeit) ab. Das war allerdings eine Beschränkung für die Kunst, die auch noch

Digitized by Google

fernerweit beschränkt war durch die Gesammtrichtung der Zeit auf das Individuelle und Kleine, durch die Armuth der Staaten u. a. m. Aber in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister: waren die Aufgaben kleiner, so wurden sie doch mit größter Meisterschaft gelöst, waren die darzustellenden Götter individueller, so trat diese Individualität mit nie zu bewundernder Klarheit und Reinheit und in vollendetster Schönheit zu Tage. Die Kunst muß eben schaffen, was in der Zeit lebendig ist, jetzt große Götter, jetzt kleine. Wollte aber Jemand behaupten, die Darstellung des Pathos, der pathognomischen Schönheit, gehe über die Grenzen hinaus, die die Plastik sich selbst zu stecken hat, den würden wir auf den Westgiebel des Parthenon verweisen: dort ist Poseidon eine kaum minder pathetische Figur, die Handlung eine kaum minder bewegte, als die der Niobegruppe. Somit trifft uns, wenn wir die Kunstblüthe auch über diese Periode ausdehnen, nicht der Vorwurf, der in den Worten Brunns (Rhein. Mus. 1857, S. 192) liegt: „Blicken wir auf den Gang einer jeden historischen Entwickelung, so werden wir leicht bemerken, wie sich nirgends in der Geschichte ein eigentlicher Stillstand, am wenigsten ein längeres gleichmäßiges Verharren auf einem Höhepunkte, einer Spitze der Entwickelung findet." Auch wir betrachten diese längere Blüthe nicht als Stillstand, nicht als gleichmäßiges Verharren, sondern sie bezeichnet uns eine stetig fortschreitende Entwickelung, eine Entwickelung und Ausbildung der einzelnen Richtungen und Seiten der Kunst, die in der älteren Periode, noch nicht gesondert, in jene gewaltige Einheit zusammengefaßt erscheinen. Daß daneben in manchen Beziehungen ein Rückschritt einhergeht, daß einseitige Erscheinungen zu Tage treten, die man nur als Ausartungen richtig bezeichnet, das

Digitized by Google

kann uns nicht bestimmen, die Periode in ihrer Gesammtheit härter zu beurtheilen, und das kann selbst Brunn nicht gelten machen wollen, der ja selbst den Realisten Demetrios zu der „griechischen Plastik in ihrer höchsten Entwickelung“ rechnet, weil die Chronologie dies gebot.

Wenn dagegen eine Erscheinung dieser Art ganz am Ende der Periode auftritt, die nicht von der noch auf der Höhe des Ideales stehenden Kunst überwuchert und überdauert und dadurch von der Epoche der sinkenden Kunst isolirt wird, dann sind wir nicht allein berechtigt, sondern genöthigt, nicht mit ihr die Epoche der Blüthe zu schließen, sondern die der sinkenden Kunst zu eröffnen. Eine solche Erscheinung aber sehen wir in Lysippos. Diese gegenwärtig noch ketzerische Ansicht ausführlich zu begründen, würde sehr leicht sein; wir beschränken uns aber auf Weniges. Nach der Definition, die wir oben von der Kunstblüthe gegeben haben, werden wir die sinkende Kunst als diejenige bezeichnen müssen, wo es mit der Herausarbeitung des Ideales im Wesentlichen ein Ende hat, wo die technische Virtuosität (vgl. Weiße, Syst. d. Aesth. II, S. 10) in den Vordergrund tritt, d. h. wo die künstliche formelle Behandlung, abgesehen von dem dargestellten Objecte und der Form, sofern durch sie das Object in die Erscheinung tritt, eine selbständige Bedeutung für sich in Anspruch nimmt. In Betreff des Lysippos nun lassen sich einzelne Stimmen schon frühzeitig hören, die ihm eine ähnliche Stellung anweisen, wie wir (vgl. A. W. Schlegel, Werke V, S. 90; H. Meyer, Gesch. d. bild. Künste I, S. 123 u. a.). Der Erste aber und bis jetzt der Einzige, der diese Ansicht entschieden vertreten hat, ist unseres Wissens Hettner; aber seine Beweise sind schwach. Wir verweisen auf die Darstel-

Digitized by Google

lung eines Gelehrten, der unsere Ansicht nicht theilt, nämlich eben auf die Overbecks, die wider ihren eigenen Willen unsre Ansicht ganz vortrefflich begründet. Wer diese Darstellung unbefangen verfolgt, der wird kaum eines Winkes von unserer Seite bedürfen, um sich von der Richtigkeit unserer Behauptung zu überzeugen. Deshalb nur Einiges. Bei Lysippos wie bei Pythagoras wird die vollendetere Bildung des Haupthaares gerühmt, bei Beiden die fein naturwahre Detailbildung, bei Lysippos noch besonders die Feinheiten der Arbeit selbst bei den geringfügigsten Kleinigkeiten. Hier ist darauf aufmerksam zu machen, daß das, was bei Pythagoras in der werdenden Kunst etwas Löbliches, ein Ringen nach Naturwahrheit, der Grundbedingung der Schönheit, ist, bei Lysippos am Ende der Blüthezeit nichts Besseres ist als Virtuosität. Das Auftreten des Virtuosenthums ist aber in der Kunst eben ein bedenkliches Zeichen der Zeit. — Höchst interessant aber ist ein Ausspruch Varros (de l. l. 9, § 18), den auch Overbeck anführt, Lysippos habe das wahre künstlerische Verdienst aller früheren Meister in seinen Arbeiten zu vereinigen gestrebt, und es sei interessant und charakteristisch, daß am Ende der höchsten Blüthezeit der griechischen Plastik ein Künstler, der sich, ohne Schüler eines einzelnen Meisters zu sein, an den unzählbaren Musterwerken der früheren Epochen bildet, durch Wiederaufnahme der eigenthümlichen Bestrebungen Früherer gleichsam die Summe dessen zu ziehen sucht, was die Kunst bis auf ihn im Einzelnen leistete. Wir müssen dieses Zeugniß der guten Quelle wegen respectiren, wenn wir es auch nicht allzu streng damit nehmen. Und damit hätten wir denn auf dem Gebiete der Plastik einen Eklektiker vom reinsten Wasser, und wann der Eklekticismus historisch auftritt, ist ja allbekannt.

Digitized by Google

Das steht denn auch mit dem von Overbeck hervorgehobenen Mangel an künstlerischer Phantasie im besten Einklange. — Die Proportionsneuerungen führten Lysippos nach Overbecks glücklichem Ausdrucke zu einem subjectiv richtigen Kanon; das ist sehr bezeichnend, wie wir gleich sehen werden. Die Köpfe, worin Lysippos nicht stark war (man vergleiche die nach unserem Gefühl plumpen und groben Züge des Apoxyomenos), macht er kleiner, und wie unnatürlich klein ist der Kopf des Berliner betenden Knaben und des farnesischen Herakles, die anerkannt Lysippische Proportionen zeigen. Das ist denn doch, besonders bei der körperlichen Wucht des Herakles, den Lysippos mit so großer Vorliebe gebildet hat, entschieden ein Zurücktreten des Geistes, ein Hervortreten der Materie! — Overbeck unterscheidet ferner in der Lysippischen Kunst das Moment des Stilvollen und das Moment des Effectvollen. Das letztere beruht auf der Form als solcher und besteht in der Entfaltung der Darstellungsmittel. Beide Momente der Schönheit sind in jedem wahren Kunstwerke eng vereint; auch das zweite findet sich bereits bei früheren Meistern, aber das erstere überwiegt hier noch. Bei Lysippos dagegen hat die Form eine durchaus selbständige Bedeutung. Diese authentischen und sehr wohl berechtigten Worte Overbecks zeigen klar, daß bei Lysippos auch das Effectvolle eine Art Virtuosität ist. Wie aber dieses Effectvolle überall hervortritt, in der feinen Detailbildung, wie in der Colossalität einiger Werke, die nur in dem Belieben des Künstlers ihren Grund hat, das weist Overbeck sehr eingehend nach. Dabei kommt er denn auch auf den Apoxyomenos zu sprechen, der mit dem polykleitischen Diadumenos passend verglichen wird. Der Letztere steht fest auf dem linken Bein, in einer Stellung, die etwas Dauerndes hat. Die

Digitized by Google

Stellung des Apoxyomenos dagegen ist so beweglich, daß wir glauben müssen, sie werde sich vor unsern Augen verändern. Offenbar hängt auch dieses Moment des effectvoll Schönen mit derselben subjectiven Auffassungs- und Behandlungsweise zusammen, welche sich in der Neugestaltung des Kanon manifestirt und entspringt aus dem Streben, dem Beschauer das Bewußtsein von der Schönheit jeder Form einzuprägen, welches der Künstler in sich trug, ihm die Schönheit zu offenbaren, die seinem individuellen Gefühle entsprach.

Wir sind in dem eben Gesagten getreulich der Darstellung Overbecks gefolgt. Sie rechtfertigt völlig unser Urtheil. Das, was Overbeck das Moment des Effectvollen nennt, erscheint so wie er selbst es darstellt, so sicher als der Beginn der Ausartung der Kunst, daß es ganz überflüssig ist, es erst ausdrücklich zu verdeutlichen. Nur noch ein Wort über den Apoxyomenos. Eine Abbildung en face genügt hier nicht, man muß das Original oder einen Gypsabguß sehen, um sicher urtheilen zu können. Seine Stellung kann man mit der des vaticanischen Apollon vergleichen: er steht gar nicht, ganz entschieden nicht, sondern er schreitet, er schreitet noch ein gut Stück lebhafter als der Apollon, der wenigstens einigermaßen fest auftritt, während hier die Berührung mit dem Boden die leichteste und leiseste denkbare ist. Nun fragen wir aber, welcher Athlet wird mit diesem leichten Tanzschritt umherwandern, wenn er sich abschabt? Warum steht er bei einer solchen Beschäftigung nicht ruhig da, wie der Diadumenos? Antwort: weil es dem Künstler so beliebt hat. Man kann nichts Anderes antworten, denn dieser lebhafte Schritt ist rein durch nichts motivirt, und doch ist der erste Eindruck des Beschauers der, daß er nach einem solchen Motiv sucht.

Digitized by Google

Overbeck (II, S. 83) möchte zu dem dargestellten Augenblick sagen: „Verweile doch, du bist so schön!“ wir möchten zu dem Apoxyomenos sagen: „Was läufst du denn in der Palästra umher? So steh doch still bei deinem Schaben!“ Die ganze Figur ist auf einen theatralischen Effect angelegt, sie soll à tout prix Eindruck machen, aber man merkt die Absicht und man ist verstimmt. — Die Kunst der folgenden Periode, die durch den Laokoon und den farnesischen Stier vertreten ist, ist ersichtlich eine consequente Fortbildung und Steigerung dessen, wovon wir die Keime, schon sehr entwickelt, bei Lysippos wahrnehmen.

Ein großes Gewicht nun hat man auf die Lysippischen Porträtbilder gelegt, und gewiß mögen die Alexanderporträts vortrefflich gewesen sein. Es ist indeß kaum zweifelhaft, daß wir die Kunst des Kresilas, die „edle Männer noch edler darstellte“, wären wir besser über sie unterrichtet, höher stellen würden. Daß aber Lysippos ein Porträt des Sokrates gemacht hat, ist sehr charakteristisch, denn bekanntlich hat Sokrates sehr unschöne Züge. Noch mehr tritt dies hervor bei Aesopos. Von der Aesoposstatue in Villa Albani ist es nicht sicher, ob sie Lysippischen Ursprungs ist. Das Gesicht ist durchaus nicht schön, aber gewiß charakteristisch. Der verkrüppelte Körper aber ist wahrhaft scheuslich und ekelhaft, und zur Ehre des Lysippos wollen wir glauben, daß er an diesem Scheusal unschuldig ist; er würde wenigstens Geschmack genug besessen haben, ein solches Monstrum nicht nackt darzustellen. Beide Porträts aber (denn Lysippos hat doch immer einen Aesopos, wenn auch nicht diesen, gemacht) zeugen für ein Hervortreten des Charakteristischen auf Kosten der Schönheit.

Wir glauben, nicht durch das hier Gesagte allein, wohl aber durch das hier Gesagte in Verbindung

Digitized by Google

mit Overbecks Darstellung ist erwiesen, daß durch Lysippos die Kunst eine entschiedene Wendung nach unten erhält. Billig also datiren wir von ihm, indem wir bei alle dem einen großen Künstler nicht verkennen wollen, den Beginn der dritten großen Epoche, der Epoche der sinkenden Kunst. Die zweite, die Blüthezeit, die von Pheidias bis vor Lysippos reicht, theilen natürlich auch wir in die bekannten zwei Perioden.

Die Darstellung dieser Blüthezeit in dem Werke Overbecks ist in der That vorzüglich, besonders die Besprechung der erhaltenen Kunstwerke. Hier hatte der Verf. so recht Gelegenheit, seine vorzüglichste Eigenschaft, den sichern künstlerischen Blick und daneben sein augenscheinlich im Umgange mit Künstlern erworbenes Verständniß der künstlerischen Technik im glänzendsten Lichte zu zeigen. Unsere abweichende Ansicht über manche einzelne Punkte von untergeordneter Wichtigkeit unterdrücken wir. Nur Eines heben wir hervor. Der Verf. sieht nach dem Vorgange Anderer in den Niobiden eine Giebelgruppe eines Apollontempels. Daß man hierbei den mittleren Figuren, um das Giebeldreieck herauszubringen, Felsblöcke unterschieben muß, ist mißlich, möchte aber noch hingehen. Aber als ganz irrig müssen wir es bezeichnen, wenn Overbeck die Darstellung nach ihrer inneren Bedeutung als durchaus für eine Giebelgruppe geeignet anspricht (II. S. 45). Freilich verkünden alle Giebelgruppen die Macht und Herrlichkeit des Gottes, den man im Tempel verehrte, in seinen Thaten. Aber im Niobemythus ist Apollon nichts als ein Vollstrecker der göttlichen Gerechtigkeit, nichts als ein — Henker. Wohl mußte Niobe gestraft werden, aber der Gott selbst mußte dies als eine traurige Nothwendigkeit empfinden, mußte nach vollzogener Strafe von dem Geschehenen sich unmuthig wegwenden. Dieses Henkeramt aber durch eine

Digitized by Google

Giebelgruppe an einem Tempel des Gottes zu verherrlichen, das wäre eine Tactlosigkeit gewesen, zu der jene Zeit herabgesunken zu denken wir uns nicht entschließen können, und am wenigsten Männer wie Skopas oder Praxiteles. — Wie man in Griechenland etwas früher über ein solches Vollstreckeramt dachte, das sehen wir aus Aeschylos' Eumeniden (721 Dind.). Dort sagt Apollon selbst zu dem Chor der Rachegöttinnen:

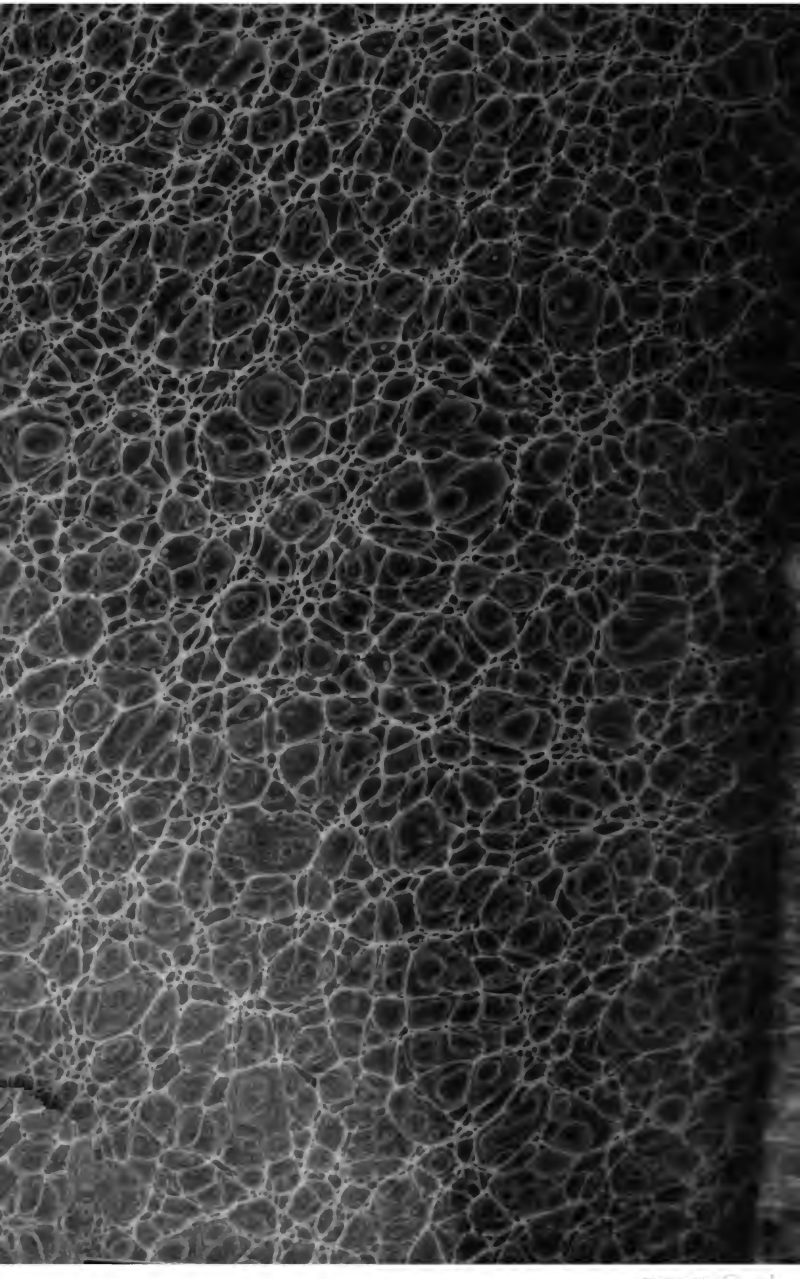
Denn unter allen jung' und alten Göttern giltst
Du ewig ehrlos.

(vgl. ebendas. 190 ff. 197).

Overbeck schließt seine Betrachtung der jüngeren Blütheperiode mit den Worten (II, S. 117): „Der Gipfel liegt hinter uns, wir steigen abwärts, und mag unser Weg zur Tiefe uns zunächst noch durch reizende Gelände führen: die rechte reine Aetherklarheit hört bald auf uns zu umstrahlen, und vor dem weiterschauenden Blicke taucht aus dem Nebel ferner Jahrhunderte schon die unendliche flache Wüste auf, in deren Sande der Strom der griechischen Kunst zu versiegen bestimmt ist." Obwohl nun Overbecks Darstellung auch hier in hohem Grade anziehend ist (wir machen besonders auf die schöne Beurtheilung der Laokoon aufmerksam), so wollen wir doch uns und unseren Lesern das unerquickliche Schauspiel der sinkenden Kunst ersparen und schließen mit der Bemerkung, daß wir hoffen dürfen, bald über eine Reihe von Kunstwerken neue Belehrung durch den Verf. dieser Geschichte der Plastik zu erhalten, der kürzlich erst, wie wir hören, von einer längeren Reise durch Italien zurückgekehrt ist. — Die Verlagsbuchhandlung hat die „Geschichte der griechischen Plastik" auch äußerlich so ausgestattet, daß sie eine Zierde jeder Bibliothek zu bilden geeignet ist. Die zahlreichen von Streller gezeichneten, von Flegel geschnittenen Holzschnitte sind fast durchweg vorzüglich.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google